Zur Jahreswende

Das Jahr entschwand und durch der Zukunft Tor
Tritt lächelnd wiederum ein Jahr hervor.
Das alte ließ manch Hoffen unerfüllt,
Wer weiß, was uns im neuen wird enthüllt!

Ach! Mancher schaut auf's alte Jahr zurück,
Weint wie am Grabe um verlor'nes Glück,
Enttäuschung gab der Hoffnung das Geleit,
Und Schmerz erfüllte die entschwund'ne Zeit.

Doch neuen Hoffnungszweig trägt in der Hand
Das neue Jahr; des Glaubens schönstes Pfand
Legt es von neuem in der Menschen Herz
Und deutet fröhlich lächelnd himmelwärts.

Von dort, aus Gottes ewig hehrem Dom
Ergießet sich der Gnade heil'ger Strom;
Wenn eine Hand im Zorne Wunden schlägt,
Die Liebe sie mit süßem Troste pflegt.

Drum, was das neue Jahr auch bringen mag,
Ob Sonnenschein, ob düstern Wetterschlag:
Hinauf zum Throne der Erbarmung schaut,
Dem Menschenvater hoffend nur vertraut!

Was er vollbringt nach seiner Weisheit Plan,
Ist, wie es sei, stets gut und wohlgetan!
Drum mit ihm schreitet in das neue Jahr,
Und seine Güte wird euch offenbar!

M. Stachel.

Das Jahr 1940

ist ein Schaltjahr von 366 Tagen und seit

Erschaffung der Welt nach Calvisius	das 1929ste
Christi Tod	„ 1907te
Zerstörung Jerusalems	„ 1870ste
Entdeckung Amerikas durch Columbus	„ 457ste
Luthers Reformation	das 423ste
Unabhängigkeit der Ver. Staaten	„ 165ste
Konstituierung der Dominion Canada	„ 74ste
Der Regierung König George VI.	„ 5te

Kalenderberechnungen für das Jahr 1940

Das Jahr 1940 entspricht dem Jahre 6653 der julianischen Zeitrechnung; dem Jahre 5701 der jüdischen Zeitrechnung; dem Jahre 2693 seit der Gründung Roms nach Marcus Terentius Varro; dem Jahre 1359 der mohammedanischen Zeitrechnung oder der Aera der „Hegira", und dem Jahre 2600 nach der japanischen Zeitrechnung. — Der 1. Januar 1940 ist der 2,429,630ste Tag seit Beginn der julianischen Zeitrechnung.

Finsternisse des Jahres 1940

Im Jahre 1940 werden sich zwei Finsternisse ereignen und zwar beides Sonnenfinsternisse.

1. Eine ringförmige Sonnenfinsternis am 7. April, hier allgemein als eine teilweise Verfinsterung sichtbar.
2. Eine totale Sonnenfinsternis am 1. Oktober, hier unsichtbar. Sichtbar in Südamerika und dem südlichen Teil Afrikas.

Am 11. November passiert der Planet Merkur die Sonnenscheibe, hier teilweise sichtbar. Die Sonne geht unter mit dem Planeten vor der Sonnenscheibe.

Jahreszeiten für 1940

Der Frühling beginnt am 20. März, 1.24 Uhr morgens.

Der Sommer beginnt am 21. Juni, 8.37 Uhr morgens.

Der Herbst beginnt am 22. September, 11.46 Uhr abends.

Der Winter beginnt: am 21. Dezember, 6.55 Uhr abends.

(Zeitangabe am 75. Meridian.)

Chronologische Kennzeichen für das Jahr 1940

Sonntagsbuchstabe	GF
Epakten	21
Goldene Zahl	3
Sonnenzirkel	17
Römer Zinszahl	8
Julianische Periode	6653

Morgen- und Abendsterne im Jahre 1940

Der Planet Venus ist Abendstern bis zum 26. Juni, dann Morgenstern bis zum Ende des Jahres.

Der Planet Mars ist Abendstern bis zum 30. August und Morgenstern bis zum Ende des Jahres.

Der Planet Jupiter ist Abendstern bis zum 11. April, dann Morgenstern bis zum 2. November und wieder Abendstern bis zum Ende des Jahres.

Der Planet Saturn fängt als Abendstern an und bleibt als solcher bis zum 24. April, ist dann Morgenstern bis zum 3. November und dann wieder Abendstern bis zum Ende des Jahres.

Ostertabelle

1940	24. März	1942	5. April	1944	9. April	1946	21. April
1941	13. April	1943	25. April	1945	1. April	1947	6. April

Quatembertage

14., 16. und 17. Februar. 15., 17. und 18. Mai. 18., 20. und 21. September. 18., 20. und 21. Dezember.

Bewegliche und unbewegliche Feste für das Jahr 1940

Neujahrstag	1. Januar	Himmelfahrtstag	2. Mai
Epiphanias	6. Januar	Pfingstsonntag	12. Mai
Sonntag Septuagesima	21. Januar	Trinitatissonntag	19. Mai
Sonntag Sexagesima	28. Januar	Victoriatag	24. Mai
Sonntag Quinquagesima	4. Februar	Dominiontag	1. Juli
Fastnacht	6. Februar	Arbeitertag	1. Montag im September
Aschermittwoch	7. Februar	Reformationsfest	31. Oktober
Palmsonntag	17. März	Aller Heiligen	1. November
Karfreitag	22. März	Erster Advent	1. Dezember
Ostersonntag	24. März	Weihnachten	25. Dezember
Sonntag Quasimodogeniti	31. März	Silvester	31. Dezember

Widder, Aries, Kopf



Zwillinge Gemini Schulter	**Stier Taurus Nacken**
Löwe Leo Herz	**Krebs Cancer Brust**
Wage Libra Nieren	**Jungfrau Virgo Gedärme**
Schütze Sagittarius Schenkel	**Skorpion Scorpio Lenden**
Wassermann Aquarius Beine	**Steinbock Capricornus Kniee**

Fische, Pisces, Füße

Die in diesem Kalender angegebene Zeit ist die auf dem 50. Grad nördlicher Breite geltende Standard-Zeit zwischen dem 90. und 105. Meridian. Um die Durchschnittszeit für eine bestimmte Gegend zu erhalten, subtrahiere man vier Minuten für jeden Grad westlich und addiere vier Minuten für jeden Grad östlich von diesen Meridianen.



Kräftigung des Körpers

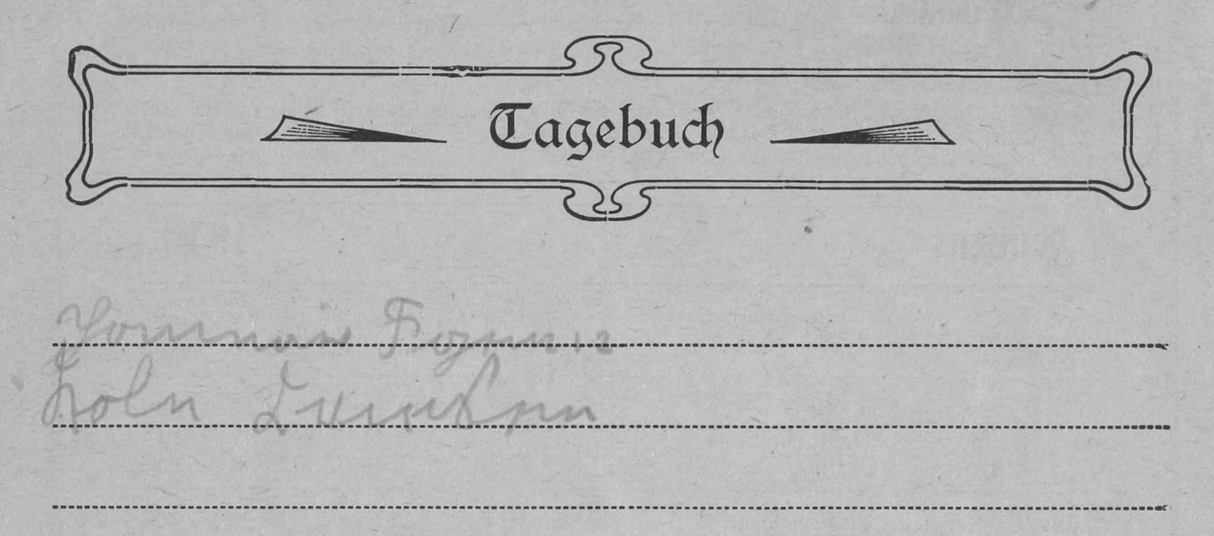
Ein Laxiermittel, das milde aber wirksam ist. Für Genesende, schafft Appetit und gibt Schlaf. Hat seit 25 Jahren Erfolge gezeitigt.

• **Bei Drogisten und in Läden auf dem Lande.**

Januar — 31 Tage — 1940

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man.		Sonnenaufg. und Unterg. Sask.		Sonnenaufg. und Unterg. Alta.		Man. Mond Aufg. u. Untg
				Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	Aufg.	Untg.	
1	Montag	**Neujahrstag**	☾	7 59	4 8	8 19	3 50	8 8	4 0	Mrg.
2	Dienstag	Abel und Seth		7 59	4 9	8 19	3 51	8 8	4 1	12 9
3	Mittwoch	Enoch		7 59	4 10	8 19	3 52	8 8	4 2	1 25
4	Donnerstag	Methusalem		7 58	4 11	8 18	3 54	8 7	4 3	2 38
5	Freitag	Simeon		7 58	4 12	8 18	3 55	8 7	4 4	3 49
6	Sonnabend	**Epiphanias**		7 58	4 13	8 17	3 56	8 7	4 5	4 54
1. Woche.	**1. Sonntag nach Epiphanias.**			Tageslänge: Man. 8.19; Sask. 7.42; Alta. 8.01						
7	Sonntag	Julian		7 57	4 15	8 16	3 58	8 6	4 7	5 54
8	Montag	Erhard		7 57	4 16	8 16	3 59	8 6	4 8	6 45
9	Dienstag	Beatus	●	7 56	4 17	8 15	4 1	8 5	4 10	Untg.
10	Mittwoch	Thekla		7 56	4 18	8 15	4 2	8 5	4 11	5 47
11	Donnerstag	Hyginus		7 56	4 19	8 14	4 3	8 4	4 13	6 47
12	Freitag	Reinhold		7 55	4 22	8 14	4 4	8 4	4 15	7 49
13	Sonnabend	Hilarius		7 55	4 23	8 13	4 6	8 3	4 17	8 51
2. Woche.	**2. Sonntag nach Epiphanias.**			Tageslänge: Man. 8.33; Sask. 7.56; Alta. 8.17						
14	Sonntag	Felix		7 54	4 24	8 12	4 8	8 2	4 19	9 53
15	Montag	Paul Einsiedler		7 54	4 25	8 11	4 10	8 1	4 20	10 54
16	Dienstag	Marzellus		7 53	4 26	8 10	4 12	8 0	4 21	11 57
17	Mittwoch	Anton Einsiedler	☽	7 52	4 28	8 10	4 14	7 59	4 23	Mrg.
18	Donnerstag	Priska		7 51	4 30	8 9	4 16	7 58	4 24	12 59
19	Freitag	Sara		7 50	4 31	8 8	4 18	7 57	4 26	2 3
20	Sonnabend	Fabian und Sebastian		7 49	4 32	8 6	4 20	7 56	4 28	3 7
3. Woche.	**Sonntag Septuagesima.**			Tageslänge: Man. 8.49; Sask. 8.17; Alta. 8.35						
21	Sonntag	Agnes		7 49	4 34	8 4	4 21	7 55	4 30	4 9
22	Montag	Vinzenz		7 47	4 36	8 2	4 23	7 54	4 32	5 8
23	Dienstag	Emerentiana		7 46	4 38	8 1	4 25	7 53	4 33	6 2
24	Mittwoch	Timoteus	○	7 45	4 40	7 59	4 27	7 51	4 35	6 50
25	Donnerstag	Pauli Bekehrung		7 44	4 41	7 58	4 29	7 50	4 37	7 31
26	Freitag	Polykarp		7 43	4 42	7 56	4 30	7 48	4 38	Aufg.
27	Sonnabend	Johann Chrysost.		7 41	4 44	7 54	4 32	7 46	4 40	8 39
4. Woche.	**Sonntag Sexagesima.**			Tageslänge: Man. 9.09; Sask. 8.41; Alta. 8.57						
28	Sonntag	Karl der Große		7 40	4 46	7 53	4 34	7 45	4 42	9 53
29	Montag	Valerian		7 39	4 48	7 51	4 36	7 43	4 43	11 11
30	Dienstag	Adelgunde		7 38	4 49	7 49	4 38	7 42	4 45	Mrg.
31	Mittwoch	Virgilius	☾	7 37	4 50	7 47	4 40	7 41	4 47	12 27

Das Wetter: 1. bis 2. unbeständig, kalt; 3. bis 5. starke Winde; 6. bis 7. rückschlägiges Wetter; 8. bis 11. gelinder werdende, klar; 12. bis 15. angenehm; 16. bis 18. kalt; 19. bis 22. klar; 23. bis 24. drohend; 25. bis 28. Sturmwelle; 29. bis 31. sehr kalt.



Das große Energie-Nahrungsmittel

Canadas berühmter Tafelsyrup, berühmt wegen seines feinen Geschmacks. Große Athleten erkläreen ihn für ein Nahrungsmittel, das Energie und Kräfte bildet und Aerzte empfehlen ihn stark als kräftigendes Nahrungsmittel für wachsende Kinder. Bestehen Sie auf „Crown Brand".

EDWARDSBURG
CROWN BRAND
CORN SYRUP



Eins der berühmten Produkte von
THE CANADA STARCH COMPANY LIMITED

Milburn's Health & Nerve Pills



Für solche, die müde und ausgespielt sind, denen Energie fehlt, die nervös und reizbar sind.

Für solche, die Nachts nicht gut schlafen können; für solche, die am Morgen mit demselben Gefühl der Müdigkeit aufstehen, als wie sie zu Bett gingen; für solche, die schlechte Träume und Alpdrücken haben; für solche, die niedergeschlagen und entmutigt sind, die sich krank und miserabel fühlen. Preis 50c.

Februar — 29 Tage — 1940

Datum und Wochentage		Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Donnerstag	Brigitta		7 35	4 53	7 46	4 42	7 40	4 49	1 39
2	Freitag	Mariä Rein.		7 33	4 55	7 44	4 44	7 38	4 51	2 47
3	Sonnabend	Blasius		7 32	4 57	7 42	4 46	7 36	4 53	3 48
5. Woche. Sonntag Quinquagesima.				Tageslänge: Man. 9.32; Sask. 9.08; Alta. 9.21						
4	Sonntag	Veronika		7 31	4 58	7 40	4 48	7 34	4 55	4 41
5	Montag	Agatha		7 30	4 59	7 39	4 50	7 33	4 57	5 27
6	Dienstag	**Fastnacht**		7 28	5 2	7 37	4 52	7 31	4 59	6 5
7	Mittwoch	**Aschermittwoch**		7 27	5 4	7 35	4 54	7 29	5 1	Untg.
8	Donnerstag	Salomon	●	7 23	5 6	7 33	4 56	7 27	5 3	Abd.
9	Freitag	Appollonia		7 23	5 7	7 31	4 58	7 25	5 5	6 41
10	Sonnabend	Scholastika		7 22	5 8	7 30	5 0	7 24	5 6	7 43
6. Woche. Sonntag Invocavit.				Tageslänge: Man. 9.55; Sask. 9.34; Alta. 9.46						
11	Sonntag	Euphrosine		7 20	5 11	7 28	5 2	7 22	5 8	8 44
12	Montag	Eulalia		7 18	5 12	7 26	5 4	7 20	5 10	9 46
13	Dienstag	Benignus		7 16	5 14	7 24	5 6	7 18	5 12	10 47
14	Mittwoch	Valentin		7 14	5 15	7 22	5 8	7 16	5 14	11 49
15	Donnerstag	Faustin		7 13	5 16	7 19	5 10	7 14	5 15	Mrg.
16	Freitag	Juliana	☽	7 11	5 19	7 17	5 12	7 12	5 17	12 51
17	Sonnabend	Konstantia		7 9	5 21	7 14	5 14	7 10	5 19	1 53
7. Woche. Sonntag Reminiscere.				Tageslänge: Man. 10.21; Sask. 10.04; Alta. 10.13						
18	Sonntag	Konkordia		7 7	5 23	7 12	5 16	7 8	5 21	2 52
19	Montag	Susanna		7 5	5 24	7 10	5 18	7 6	5 23	3 47
20	Dienstag	Eucharius		7 4	5 25	7 7	5 20	7 4	5 24	4 36
21	Mittwoch	Eleonore		7 2	5 27	7 5	5 22	7 2	5 26	5 21
22	Donnerstag	Petri Stuhlfeier		7 0	5 29	7 3	5 24	7 0	5 28	6 0
23	Freitag	Serenus	○	6 58	5 31	7 1	5 26	6 58	5 30	Aufg.
24	Sonnabend	Matthias		6 56	5 32	6 59	5 28	6 56	5 32	Abd.
8. Woche. Sonntag Oculi.				Tageslänge: Man. 10.46; Sask. 10.33; Alta. 10.40						
25	Sonntag	Viktorin		6 54	5 33	6 57	5 30	6 54	5 34	8 45
26	Montag	Gotthilf		6 52	5 36	6 55	5 32	6 52	5 36	10 4
27	Dienstag	Leander		6 50	5 38	6 53	5 34	6 50	5 38	11 19
28	Mittwoch	Romanus		6 48	5 40	6 51	5 36	6 48	5 40	Mrg.
29	Donnerstag	Schalttag	☾	6 46	5 41	6 49	5 37	6 47	5 41	12 29

Das Wetter: 1. bis 3. Schneestürme; 4. bis 6. kalt, unangenehm; 7. bis 8. gelinder werdend; 9. bis 10. drohend; 11. bis 14. stürmisch; 15. bis 18. veränderlich; 19. bis 20. starke Winde; 21. bis 23. angenehmes Wetter; 24. bis 25. trübe; 26. bis 29. Graupenhagel und Schnee.

Tagebuch



Nehmen Sie . . .

Painkiller

(PERRY DAVIS')

bei gewöhnlichen Erkältungen

Vor dem Schlafengehen bade man Füße und Beine längere Zeit in heißem Wasser, dem ein paar Teelöffel voll Perry Davis Painkiller hinzugefügt wurden; auch nehme man eine Dosis Painkiller in einer Tasse heißem Wasser oder Milch, mit Zucker versüßt, ein. Man reibe auch die Brust abends und morgens mit Painkiller ein und bleibe einen oder zwei Tage zu Bett, wenn solches möglich ist. Die prompte Behandlung vertreibt die Erkältung gewöhnlich gleich zu Beginn, und erspart tagelanges Leiden und Zeitverlust. — Flaschen regulärer Größe 35c, 50c und $1.00. Verkauft von Ihrem nächsten Drug- oder General-Store.

Hergestellt von DAVIS & LAWRENCE COMPANY, MONTREAL, QUE.

BRITISH TROOP OIL (Liniment)

Unerreichtes Mittel zum Einreiben bei wehem Hals, Brusterkältungen, zur Hilfe bei rheumatischen Schmerzen und Muskelanstrengungen.

Preis 35 Cents.

März — 31 Tage — 1940

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Freitag	Albin	6 44	5 42	6 48	5 38	6 46	5 42	1 32
2	Sonnabend	Simplicius	6 42	5 43	6 45	5 40	6 43	5 43	2 29
9. Woche.	**Sonntag Laetare.**		Tageslänge: Man. 11.08;		Sask. 10.59;		Alta. 11.04		
3	Sonntag	Kunigunde	6 40	5 45	6 43	5 42	6 41	5 45	3 17
4	Montag	Adrian	6 38	5 47	6 40	5 44	6 39	5 47	3 59
5	Dienstag	Friedrich	6 36	5 49	6 37	5 46	6 36	5 48	4 34
6	Mittwoch	Fridolin	6 34	5 50	6 35	5 48	6 34	5 50	5 5
7	Donnerstag	Felizitas	6 32	5 51	6 33	5 50	6 32	5 51	5 32
8	Freitag	Philemon 🌑	6 30	5 53	6 31	5 52	6 29	5 53	Untg.
9	Sonnabend	Franziska	6 28	5 55	6 29	5 54	6 27	5 55	Abd.
10. Woche.	**Sonntag Judica.**		Tageslänge: Man. 11.34;		Sask. 11.29;		Alta. 11.32		
10	Sonntag	Henriette	6 26	5 56	6 27	5 56	6 25	5 57	7 37
11	Montag	Rosina	6 23	5 58	6 24	5 58	6 22	5 59	8 39
12	Dienstag	Gregor	6 22	5 59	6 21	5 59	6 20	6 0	9 41
13	Mittwoch	Ernst	6 20	6 0	6 19	6 1	6 18	6 2	10 42
14	Donnerstag	Zacharias	6 18	6 1	6 17	6 3	6 16	6 4	11 43
15	Freitag	Christoph	6 15	6 3	6 15	6 5	6 14	6 6	Mrg.
16	Sonnabend	Cyriakus 🌓	6 12	6 6	6 12	6 7	6 11	6 8	12 41
11. Woche.	**Sonntag Palmarum.**		Tageslänge: Man. 12.00;		Sask. 12.00;		Alta. 12.00		
17	Sonntag	Gertrud	6 10	6 7	6 9	6 9	6 9	6 9	1 37
18	Montag	Anselm	6 8	6 9	6 7	6 11	6 7	6 11	2 27
19	Dienstag	Joseph	6 6	6 10	6 5	6 13	6 5	6 13	3 12
20	Mittwoch	Hubert	6 4	6 12	6 3	6 15	6 3	6 15	3 52
21	Donnerstag	**Gründonnerstag**	6 2	6 14	6 1	6 17	6 1	6 17	4 28
22	Freitag	**Karfreitag**	6 0	6 16	5 58	6 19	5 59	6 19	5 1
23	Sonnabend	Eberhard	5 58	6 18	5 55	6 21	5 56	6 20	5 32
12. Woche.	**Ostersonntag.**		Tageslänge: Man. 12.28;		Sask. 12.31;		Alta. 12.29		
24	Sonntag	**Ostersonntag** 🌕	5 55	6 19	5 52	6 23	5 53	6 22	Aufg.
25	Montag	**Ostermontag**	5 53	6 20	5 49	6 25	5 50	6 24	Abd.
26	Dienstag	Emmanuel	5 51	6 22	5 47	6 26	5 48	6 25	10 9
27	Mittwoch	Hubert	5 48	6 24	5 44	6 28	5 46	6 27	11 18
28	Donnerstag	Malchus	6 46	6 26	5 42	6 30	5 44	6 29	Mrg.
29	Freitag	Eustasius	5 44	6 27	5 39	6 32	5 42	6 30	12 20
30	Sonnabend	Guido 🌗	5 42	6 29	5 37	6 33	5 39	6 31	1 12
13. Woche.	**Sonntag Quasimodoginiti.**		Tageslänge: Man. 12.53;		Sask. 13.00;		Alta. 12.56		
31	Sonntag	Amos	5 40	6 30	5 35	6 35	5 37	6 33	1 57

Das Wetter: 1. bis 4. veränderlich; 5. bis 8. warm, drohend; 9. bis 12. stürmisch; 13. bis 14. starke Winde; 15. bis 17. veränderlich; 18. bis 21. klar und gelinde; 22. bis 23. drohend; 24. bis 27. kühl, windig; 28. bis 31. kalt und unbeständig.

Tagebuch



Stephens'



Stephens' 2-Anstrich System—

nur ein Anstrich **Kling-Kote** und darauf ein Anstrich mit **Stephens' Farbe**, ist die neueste Art und Weise, wie man beides, Zeit und Geld bei jeder Anstreicharbeit spart.

Sprechen Sie mit Ihrem **Stephens' Farbenhändler heute.**

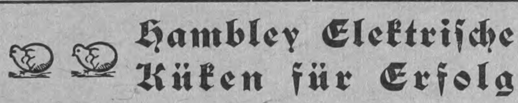
STEPHENS PAINT

G.F. STEPHENS & Co. LIMITED.

April — 30 Tage — 1940

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Montag	Theodor		6 39	6 31	5 32	6 37	5 34	6 35	2 35
2	Dienstag	Theodosia		5 36	6 32	5 30	6 39	5 32	6 37	3 8
3	Mittwoch	Darius		5 34	6 34	5 27	6 41	5 29	6 39	3 36
4	Donnerstag	Ambrosius		5 32	6 35	5 25	6 43	5 27	6 40	4 1
5	Freitag	Maximus		5 29	6 37	5 23	6 44	5 25	6 41	4 25
6	Sonnabend	Irenäus		5 27	6 38	5 20	6 46	5 22	6 43	4 49
14. Woche.	**Sonntag Misericordia.**			Tageslänge: Man. 13.19; Sask. 13.30; Alta. 13.24						
7	Sonntag	Hermann	●	5 25	6 40	5 18	6 48	5 20	6 44	Untg.
8	Montag	Liborius		5 23	6 42	5 15	6 50	5 18	6 46	Abd.
9	Dienstag	Demitrius		5 21	6 43	5 12	6 52	5 15	6 48	8 35
10	Mittwoch	Daniel		5 18	6 45	5 10	6 54	5 13	6 50	9 37
11	Donnerstag	Adolph		5 17	6 46	5 7	6 56	5 10	6 52	10 36
12	Freitag	Julius		5 15	6 48	5 5	6 58	5 8	6 54	11 32
13	Sonnabend	Justinus		5 13	6 49	5 2	7 0	5 6	6 56	Mrg.
15. Woche.	**Sonntag Jubilate.**			Tageslänge: Man. 13.45; Sask. 14.02; Alta. 13.53						
14	Sonntag	Tiburtius		5 11	6 51	5 0	7 2	5 4	6 57	12 23
15	Montag	Olympia	☽	5 8	6 53	4 58	7 4	5 2	6 59	1 8
16	Dienstag	Charitius		5 7	6 54	4 56	7 5	5 0	7 0	1 49
17	Mittwoch	Rudolf		5 5	6 56	4 54	7 7	4 58	7 2	2.25
18	Donnerstag	Flavian		5 3	6 58	4 51	7 9	4 56	7 4	2 58
19	Freitag	Werner		5 1	6 59	4 49	7 11	4 53	7 6	3 29
20	Sonnabend	Sulpizius		4 58	7 1	4 46	7 13	4 51	7 8	3 59
16. Woche.	**Sonntag Cantate.**			Tageslänge: Man. 14.10; Sask. 14.30; Alta. 14.20						
21	Sonntag	Adolar	○	4 57	7 2	4 44	7 14	4 49	7 9	4 31
22	Montag	Soter und Cajus		4 55	7 3	4 41	7 16	4 47	7 11	Aufg.
23	Dienstag	Albrecht		4 53	7 5	4 39	7 18	4 45	7 13	Abd.
24	Mittwoch	Georg		4 51	7 7	4 37	7 20	4 43	7 15	10 3
25	Donnerstag	Markus		4 48	7 9	4 35	7 21	4 41	7 16	11 2
26	Freitag	Kletus P.		4 47	7 10	4 33	7 23	4 39	7 17	11 52
27	Sonnabend	Anastasia		4 45	7 11	4 31	7 25	4 37	7 18	Mrg.
17. Woche.	**Sonntag Rogate.**			Tageslänge: Man. 14.36; Sask. 14.59; Alta. 14.45						
28	Sonntag	Vitalis	☾	4 43	7 13	4 28	7 27	4 35	7 20	12 34
29	Montag	Sybilla		4 41	7 14	4 26	7 29	4 33	7 22	1 9
30	Dienstag	Eutropius		4 39	7 16	4 24	7 31	4 31	7 24	1 38

Das Wetter: 1. bis 3. klar; 4. bis 7. unbeständig; 8. bis 10. windig und kalt; 11. bis 14. starke Winde; 15. bis 18. kalt und unangenehm; 19. bis 22. schön und klar; 23. bis 25. drohend; 26. bis 27. Regen; 28. bis 30. kühl und angenehm.




Hambley Elektrische Küken für Erfolg

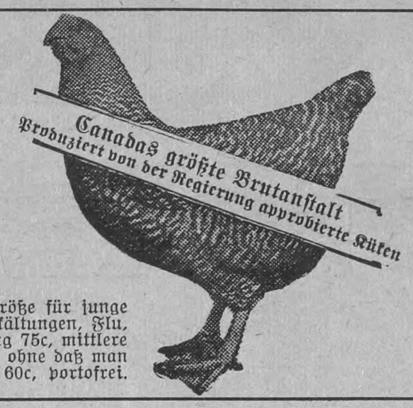
Seit 1927 produzieren wir reinrassige, auf Eierlegen gezüchtete Küken von hoher Qualität. Jetzt offerieren wir nur Küken von durch die Regierung gutgeheißenen, mit Fußring versehenen, blutgeprüften Hühnerherden. Schreiben Sie um 20 Seiten starken, illustrierten Küken-Katalog.

Richtiger Preis—Richtig ausgebrütet—Richtig verschickt.

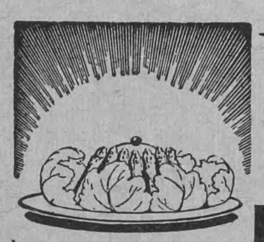
J. J. HAMBLEY HATCHERIES

Haupt-Office: Winnipeg, Canada.

Sendungen F.O.B. Winnipeg, Regina, Saskatoon, Calgary, Edmonton.



Wir haben eine volle Auswahl von Geflügel-Medizinen: Worm Capsules, Größe für junge Hühner 1¼c, Größe für ausgewachsene Hühner 1½c. Vapo-Spray gegen Erkältungen, Flu, Bronchitis; große Packung 90c; mittlere Größe 50c. Chick-Zone, große Packung 75c, mittlere Größe 40c. Brown Leaf 41; auf die Hühnersitze gestrichen, tötet es alle Läuse, ohne daß man es auf die Hühner zu tun braucht; große Packung $1.00; mittlere Größe 60c, portofrei.



Das ideale Salat- und Kochöl

Zur Herstellung wohlschmeckender Mayonnaise oder Salatsaucen; erfahrene Köche ziehen Mazola teuren importierten Oelen vor . . . zum Backen ist es unübertrefflich . . . überträgt nicht den Geschmack einer Speise auf die andere und kann so wieder und wieder verwandt werden . . . eine wirkliche Ersparung.

Eins der berühmten Produkte von THE CANADA STARCH COMPANY LTD.

MAZOLA



Altes indianisches Heil- und Schutzmittel



Schlechtes Blut
Hautkrankheiten
Magenleiden
Nerven und
Hämorrhoiden

In Drug Stores, Läden auf dem Lande und Postversandhäusern zu haben.

Mai — 31 Tage — 1940

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Mittwoch	Philippus u. Jakobus		4 38	7 17	4 22	7 33	4 29	7 26	2 2
2	Donnerstag	**Himmelfahrt**		4 36	7 19	4 20	7 35	4 27	7 28	2 29
3	Freitag	Kreuzauffindung		4 34	7 21	4 18	7 37	4 25	7 29	2 53
4	Sonnabend	Florian		4 32	7 22	4 16	7 39	4 23	7 31	3 16
18. Woche. Sonntag Exaudi.				Tageslänge: Man. 14.57;		Sask. 15.27;		Alta. 15.12		
5	Sonntag	Gotthard		4 30	7 24	4 14	7 41	4 21	7 33	3 41
6	Montag	Dietrich		4 29	7 25	4 12	7 43	4 20	7 34	4 8
7	Dienstag	Gottfried	●	4 28	7 26	4 10	7 44	4 18	7 36	Untg.
8	Mittwoch	Stanislaus		4 26	7 27	4 8	7 46	4 16	7 38	Abd.
9	Donnerstag	Hiob		4 24	7 29	4 6	7 47	4 14	7 39	9 28
10	Freitag	Viktoria		4 22	7 31	4 4	7 49	4 12	7 41	10 21
11	Sonnabend	Adalbert		4 21	7 32	4 3	7 51	4 11	7 42	11 8
19. Woche. Pfingstsonntag.				Tageslänge: Man. 15.18;		Sask. 15.52;		Alta. 15.35		
12	Sonntag	**Pfingsten**		4 20	7 34	4 1	7 53	4 9	7 44	11 50
13	Montag	Servaz		4 18	7 36	3 59	7 55	4 7	7 46	Mrg.
14	Dienstag	Bonifaz	☽	4 16	7 37	3 57	7 56	4 5	7 47	12 27
15	Mittwoch	Sophie		4 14	7 39	3 55	7 58	4 3	7 49	1 0
16	Donnerstag	Peregrin		4 13	7 40	3 54	7 59	4 2	7 50	1 30
17	Freitag	Torpetus		4 12	7 41	3 52	8 1	4 0	7 52	2 0
18	Sonnabend	Erich		4 11	7 42	3 50	8 3	3 59	7 53	2 30
20. Woche. Trinitatissonntag.				Tageslänge: Man. 15.39;		Sask. 16.16;		Alta. 15.57		
19	Sonntag	Potentiana		4 10	7 43	3 49	8 5	3 58	7 55	3 1
20	Montag	Anastasius		4 8	7 45	3 47	8 6	3 57	7 56	3 36
21	Dienstag	**Trinitatis**	○	4 7	7 46	3 46	8 7	3 56	7 57	4 17
22	Mittwoch	Helena		4 6	7 47	3 45	8 9	3 55	7 59	Aufg.
23	Donnerstag	Desiderius		4 5	7 49	3 43	8 11	3 53	8 0	Abd.
24	Freitag	Susanna		4 3	7 50	3 42	8 13	3 52	8 2	10 28
25	Sonnabend	Urban		4 2	7 52	3 41	8 14	3 51	8 3	11 7
21. Woche. 1. Sonntag nach Trinitatis.				Tageslänge: Man. 15.55;		Sask. 16.35;		Alta. 16.14		
26	Sonntag	Beda		4 2	7 53	3 40	8 15	3 50	8 4	11 40
27	Montag	Luzian		4 1	7 54	3 38	8 17	3 49	8 6	Mrg.
28	Dienstag	Wilhelm	☾	4 0	7 55	3 37	8 18	3 48	8 7	12 8
29	Mittwoch	Maximus		3 59	7 56	3 36	8 20	3 47	8 8	12 33
30	Donnerstag	Ferdinand		3 58	7 58	3 35	8 21	3 47	8 9	12 57
31	Freitag	Petronella		3 57	7 59	3 34	8 22	3 46	8 10	1 20

Das Wetter: 1. bis 2. kühl; 3. bis 5. veränderlich; 6. bis 8. stürmisch; 9. bis 12. kühl; 13. bis 15. gelinder werdend; 16. bis 20. windig und unbeständig; 21. bis 23. kühl, feucht; 24. bis 25. rückschlägiges Wetter; 26. bis 27. klarer, wärmer; 28. bis 31. angenehm.

Tagebuch



Nehmen Sie . . .

Painkiller

(PERRY DAVIS')

gegen Magenkolik und Krämpfe

Für Erwachsene nehme man einen Teelöffel voll Painkiller in einem halben Glas heißem Wasser, mit Zucker versüßt, und zwar wiederhole man das ein- oder zweimal jede halbe Stunde.

Für ein Kind von einem Jahr tue man zehn bis dreißig Tropfen in eine Tasse süßen Wassers. Man gebe dem Kind von dieser Flüssigkeit einen Teelöffel voll jede fünf oder zehn Minuten, bis Erleichterung eintritt. — Wenn die Schmerzen stark sind, lege man auf den Magen heiße Flanelltücher auf, die in unaufgelösten Painkiller eingetaucht wurden. — Flaschen regulärer Größe 35c, 50c und $1.00. Verkauft von Ihrem nächsten Drug- und General-Store.

Hergestellt von DAVIS & LAWRENCE COMPANY, MONTREAL, QUE.



BURDOCK BLOOD BITTERS

Beseitigt schlechtes Blut

Besorgen Sie es sich für Dyspepsie, Unverdaulichkeit, Beulen, Pusteln, Finnen, Eczema, Saltrheum, Wasserbläschen, fressende Flechte, heftiges Jucken und brennenden Ausschlag. — Per Flasche $1.00.

Juni — 30 Tage — 1940

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Sonnabend	Nikodemus		3 56	7 59	3 33	8 23	3 45	8 11	1 44
22. Woche. 2. Sonntag nach Trinitatis.				Tageslänge: Man. 16.09; Sask. 16.52; Alta. 16.28						
2	Sonntag	Marzellus		3 55	8 0	3 32	8 24	3 44	8 12	2 10
3	Montag	Erasmus		3 55	8 2	3 32	8 25	3 44	8 13	2 38
4	Dienstag	Carpasius		3 54	8 3	3 31	8 26	3 43	8 14	3 11
5	Mittwoch	Bonifaz	●	3 54	8 3	3 31	8 27	3 43	8 15	3 49
6	Donnerstag	Benignus		3 53	8 4	3 30	8 28	3 42	8 16	**Untg.**
7	Freitag	Lukretia		3 52	8 5	3 30	8 29	3 41	8 17	Abd.
8	Sonnabend	Medardus		3 52	8 6	3 29	8 30	3 40	8 17	9 51
23. Woche. 3. Sonntag nach Trinitatis.				Tageslänge: Man. 16.18; Sask. 17.02; Alta. 16.38						
9	Sonntag	Primus und Felix		3 51	8 7	3 29	8 31	3 40	8 18	10 30
10	Montag	Onuphrius		3 51	8 7	3 28	8 32	3 39	8 19	11 4
11	Dienstag	Barnabas		3 51	8 7	3 28	8 33	3 39	8 19	11 35
12	Mittwoch	Basilides	☽	3 51	8 8	3 27	8 34	3 39	8 20	Mrg.
13	Donnerstag	Tobias		3 50	8 9	3 27	8 35	3 39	8 21	12 4
14	Freitag	Elisäus		3 50	8 10	3 26	8 35	3 39	8 21	12 33
15	Sonnabend	Vitus		3 50	8 10	3 26	8 36	3 38	8 22	1 3
24. Woche. 4. Sonntag nach Trinitatis.				Tageslänge: Man. 16.24; Sask. 17.10; Alta. 16.45						
16	Sonntag	Justina		3 50	8 10	3 26	8 36	3 38	8 23	1 36
17	Montag	Volkmar		3 50	8 11	3 26	8 36	3 38	8 23	2 12
18	Dienstag	Arnulf		3 50	8 11	3 26	8 37	3 38	8 23	2 55
19	Mittwoch	Gervasius	○	3 50	8 12	3 26	8 37	3 38	8 24	3 43
20	Donnerstag	Silverius		3 50	8 12	3 26	8 37	3 38	8 24	4 38
21	Freitag	Alban		3 50	8 12	3 26	8 37	3 38	8 24	Aufg.
22	Sonnabend	Achatius		3 50	8 12	3 26	8 37	3 39	8 24	Abd.
25. Woche. 5. Sonntag nach Trinitatis.				Tageslänge: Man. 16.24; Sask. 17.10; Alta. 16.45						
23	Sonntag	Basilius		3 50	8 13	3 27	8 37	3 39	8 24	10 10
24	Montag	Johannes der Täufer		3 51	8 13	3 27	8 37	3 39	8 24	10 36
25	Dienstag	Elogius		3 51	8 13	3 27	8 37	3 40	8 25	11 1
26	Mittwoch	Jeremias		3 52	8 13	3 28	8 38	3 40	8 25	11 25
27	Donnerstag	Sieben Schläfer	☾	3 52	8 13	3 28	8 38	3 41	8 25	11 48
28	Freitag	Leo, Josua		3 53	8 13	3 29	8 38	3 42	8 25	Mrg.
29	Sonnabend	Peter und Paul		3 53	8 13	3 29	8 38	3 42	8 25	12 13
26. Woche. 6. Sonntag nach Trinitatis.				Tageslänge: Man. 16.21; Sask. 17.07; Alta. 16.41						
30	Sonntag	Pauli Gedächtnis		3 53	8 13	3 30	8 37	3 43	8 24	12 39

Das Wetter: 1. bis 3. unbeständig; 4. bis 7. kühl; 8. bis 12. veränderlich, heiß; 13. bis 16. Sturmwelle; 17. bis 18. schwül; 19. bis 21. warm, klar; 22. bis 24. unbeständig; 25. bis 27. Stürme; 28. bis 30. klarer werdend, heiß.

Tagebuch

Das große Energie-Nahrungsmittel

Canadas berühmter Tafelsyrup, berühmt wegen seines feinen Geschmacks. Große Athleten erkläreen ihn für ein Nahrungsmittel, das Energie und Kräfte bildet und Aerzte empfehlen ihn stark als kräftigendes Nahrungsmittel für wachsende Kinder. Bestehen Sie auf „Crown Brand".

EDWARDSBURG
CROWN BRAND
CORN SYRUP



Eins der berühmten Produkte von
THE CANADA STARCH COMPANY LIMITED

Der reichste Mann in Babylon = = =

Erzählt sein System des Geldsparens

Eine Karte oder ein Telephonanruf wird Ihnen ein **freies** Exemplar dieses Büchleins bringen, und unser Vertreter wird Ihnen sagen, wie es getan werden kann.

THE UNIVERSAL LIFE ASSURANCE and ANNUITY CO.

505 Paris Building   Telephon 95 722   Winnipeg

Juli 31 Tage 1940

Datum	Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Man. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Sask. Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Alta. Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Montag	**Dominiontag**		3 54	8 13	3 30	8 37	3 44	8 24	1 10
2	Dienstag	Maria Heimsuchung		3 55	8 12	3 31	8 36	3 44	8 24	1 45
3	Mittwoch	Kornelius		3 56	8 12	3 32	8 35	3 45	8 23	2 27
4	Donnerstag	Ulrich		3 57	8 11	3 33	8 35	3 45	8 23	3 17
5	Freitag	Anselm	●	3 57	8 11	3 34	8 34	3 46	8 22	Untg.
6	Sonnabend	Jesaias		3 58	8 11	3 35	8 34	3 47	8 22	Abd.
27. Woche.	**7. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.12; Sask. 16.57; Alta. 16.33								
7	Sonntag	Willibald		3 59	8 10	3 36	8 33	3 48	8 21	9 6
8	Montag	Kilian		4 0	8 10	3 37	8 32	3 49	8 20	9 39
9	Dienstag	Cyrillus		4 1	8 10	3 38	8 31	3 50	8 19	10 9
10	Mittwoch	Sieben Brüder		4 2	8 9	3 40	8 30	3 51	8 18	10 38
11	Donnerstag	Pius		4 3	8 8	3 41	8 29	3 52	8 17	11 8
12	Freitag	Heinrich	☽	4 4	8 7	3 42	8 27	3 53	8 16	11 39
13	Sonnabend	Margareta		4 5	8 6	3 44	8 26	3 55	8 16	Mrg.
28. Woche.	**8. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 16.00; Sask. 16.40; Alta. 16.19								
14	Sonntag	Bonaventura		4 6	8 5	3 45	8 25	3 56	8 15	12 14
15	Montag	Apostel-Teilung		4 7	8 4	3 46	8 24	3 57	8 14	12 53
16	Dienstag	Ruth		4 8	8 3	3 47	8 23	3 58	8 13	1 38
17	Mittwoch	Alexius		4 9	8 2	3 48	8 22	3 59	8 12	2 29
18	Donnerstag	Rosina		4 10	8 1	3 50	8 21	4 1	8 11	3 26
19	Freitag	Rufina	○	4 11	8 0	3 51	8 20	4 3	8 10	4 28
20	Sonnabend	Elias		4 12	7 58	3 53	8 18	4 4	8 8	Aufg.
29. Woche.	**9. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 15.45; Sask. 16.22; Alta. 16.02								
21	Sonntag	Praxedes		4 13	7 57	3 54	8 16	4 5	8 7	Abd.
22	Montag	Maria Magdalena		4 14	7 56	3 56	8 15	4 6	8 6	9 5
23	Dienstag	Apollinaris		4 16	7 55	3 58	8 13	4 8	8 4	9 29
24	Mittwoch	Christine		4 18	7 54	4 0	8 12	4 10	8 2	9 52
25	Donnerstag	Jakob Apostel		4 19	7 53	4 1	8 11	4 11	8 1	10 16
26	Freitag	Anna		4 20	7 52	4 3	8 9	4 12	7 59	10 42
27	Sonnabend	Martha	☾	4 21	7 51	4 5	8 7	4 14	7 58	11 10
30. Woche.	**10. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 15.25; Sask. 15.59; Alta. 15.40								
28	Sonntag	Pantaleon		4 23	7 49	4 6	8 5	4 16	7 56	11 43
29	Montag	Beatrix		4 25	7 48	4 8	8 3	4 17	7 55	Mrg.
30	Dienstag	Abdon		4 26	7 47	4 9	8 2	4 18	7 54	12 21
31	Mittwoch	Ernestine		4 27	7 45	4 10	8 0	4 19	7 53	1 6

Das Wetter: 1. bis 2. angenehm; 3. bis 4. drohend; 5. bis 8. stürmisch; 9. bis 11. veränderliches Wetter; 12. bis 16. angenehm; 17. bis 20. heiß und drohend; 21. bis 24. unbeständig; 25. bis 26. klar; 27. bis 31. kühl, angenehm.

Tagebuch



Legen Sie Painkiller auf bei:

(PERRY DAVIS')

Verrenkungen, Verstauchungen. Man reibe Perry Davis Painkiller jede zwei Stunden gut ein, bis der Schmerz nachläßt. In der Zwischenzeit lasse man die kranken Körperteile ruhen. Dann binde man eine mit Painkiller benetzte Bandage um die angegriffenen Teile und bedecke mit einem trockenen Tuch. Man erneuere den Umschlag zweimal des Tages, bis die Geschwulst nachläßt.

Quetschungen. Wenn möglich, lege man die gequetschten Teile des Körpers so, daß das Blut daraus zurückströmt. Man lege zuerst in eiskaltem Wasser ausgewringte Tüchter auf; wechsle oft um, um sie kalt zu erhalten. Dann binde man eine in Painkiller angefeuchtete Bandage um.

Steife Muskeln und Gelenke. Man reibe die kranken Teile abends und morgens mit Perry Davis Painkiller ein.

Flaschen regulärer Größe 35c, 50c und $1.00. Verkauft von Ihrem nächsten Drug- oder General-Store.

Hergestellt von DAVIS & LAWRENCE COMPANY, MONTREAL, QUE.



DR. FOWLER'S
Extract of Wild Strawberry

Hilft bei Diarrhö, Dysenterie, Kolik, Krämpfen und Schmerzen in den Gedärmen, Cholera-Morbus, Cholera-Infantum, Sommerkrankheit und offenem Leib bei Kindern und Erwachsenen. — Preis 50c.

August — 31 Tage — 1940

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Donnerstag	Petri Kettenfeier	4 28	7 44	4 12	7 58	4 20	7 52	2 0
2	Freitag	Gustav	4 29	7 42	4 14	7 56	4 22	7 50	3 2
3	Sonnabend	August ●	4 31	7 40	4 16	7 54	4 24	7 47	4 11
31. Woche. 11. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 15.05; Sask. 15.35; Alta. 15.19							
4	Sonntag	Dominik	4 32	7 39	4 18	7 53	4 26	7 45	Untg.
5	Montag	Oswald	4 34	7 38	4 19	7 51	4 27	7 43	Mrg.
6	Dienstag	Sixtus	4 35	7 36	4 21	7 49	4 29	7 41	8 42
7	Mittwoch	Donatus	4 37	7 34	4 23	7 47	4 30	7 39	9 12
8	Donnerstag	Cyriakus	4 38	7 32	4 25	7 45	4 32	7 37	9 43
9	Freitag	Roman	4 39	7 31	4 26	7 43	4 34	7 36	10 17
10	Sonnabend	Laurenz ☽	4 41	7 29	4 28	7 41	4 36	7 34	10 55
32. Woche. 12. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 14.42; Sask. 15.09; Alta. 14.54							
11	Sonntag	Hermann	4 42	7 27	4 30	7 39	4 38	7 32	11 38
12	Montag	Klara	4 44	7 25	4 32	7 37	4 39	7 30	Mrg.
13	Dienstag	Hippolyt	4 46	7 23	4 34	7 35	4 41	7 28	12 26
14	Mittwoch	Eusebius	4 47	7 21	4 35	7 33	4 42	7 26	1 20
15	Donnerstag	Mariä Himmelfahrt	4 49	7 19	4 37	7 31	4 44	7 24	2 19
16	Freitag	Isaak	4 50	7 17	4 39	7 29	4 46	7 22	3 21
17	Sonnabend	Bertram ○	4 52	7 15	4 41	7 26	4 47	7 20	4 24
33. Woche. 13. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 14.19; Sask. 14.41; Alta. 14.29							
18	Sonntag	Agapetus	4 53	7 13	4 43	7 24	4 49	7 18	5 27
19	Montag	Sebald	4 54	7 12	4 44	7 21	4 50	7 16	Aufg.
20	Dienstag	Bernhard	4 56	7 10	4 46	7 18	4 52	7 14	Abd.
21	Mittwoch	Hartwig	4 58	7 8	4 48	7 16	4 54	7 12	8 21
22	Donnerstag	Philibert	4 59	7 6	4 50	7 14	4 55	7 10	8 46
23	Freitag	Zachäus	5 1	7 4	4 52	7 12	4 57	7 8	9 12
24	Sonnabend	Bartholomäus	5 2	7 1	4 53	7 10	4 58	7 5	9 43
34. Woche. 14. Sonntag nach Trinitatis.		Tageslänge: Man. 13.56; Sask. 14.13; Alta. 14.04							
25	Sonntag	Ludwig ☾	5 3	6 59	4 55	7 8	4 59	7 3	10 18
26	Montag	Samuel	5 5	6 57	4 57	7 6	5 1	7 1	10 58
27	Dienstag	Gebhard	5 6	6 55	4 59	7 3	5 3	6 58	11 47
28	Mittwoch	Augustin	5 8	6 53	5 1	7 0	5 5	6 56	Mrg.
29	Donnerstag	Joh. Enthauptung	5 10	6 51	5 2	6 58	5 6	6 54	12 44
30	Freitag	Benjamin	5 12	6 49	5 4	6 56	5 7	6 52	1 48
31	Sonnabend	Paulinus	5 14	6 47	5 6	6 53	5 9	6 50	3 0

Das Wetter: 1. bis 4. kühl, feucht; 5. bis 8. angenehm; 9. bis 12. warme Welle; 13. bis 15. drohend; 16. bis 18. trübe; 19. bis 22. heiße Winde; 23. bis 24. veränderlich; 25. bis 28. bewölkt, unbeständig; 29. bis 31. klar werdend, heiß.



Verlangen Sie ASCO, die bessere Tablette

Das schnellste, sicherste, zuverlässigste Mittel gegen **Kopfschmerzen, Erkältungen, Rheumatismus, Neuralgie, Zahnschmerzen. Schnelle Hilfe für 5 Cents.**

Sehen Sie nach der **Asco** Karte in Ihrem lokalen Geschäft. Jedes 5=Cent Päckchen **Asco** enthält einen Kupon, der für wertvolle Prämien eingetauscht wird. Sehen Sie zu, daß Sie **Asco** erhalten; jede Tablette ist mit dem Wort **Asco** gestempelt. Es gibt keine für 5 Cents verkaufte Tablette, die **Asco** gleichkommt. **Asco** ist doppelt so groß wie die gewöhnliche Tablette und ist dreimal so wirksam, darum ist sie billiger. **2 Dosen für nur 5 Cents.**

September — 30 Tage — 1940

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
35. Woche.	**15. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 13.29; Sask. 13.42; Alta. 13.37							
1	Sonntag	Aegidius	5 14	6 45	5 8	6 50	5 11	6 48	4 16
2	Montag	**Arbeitertag**	5 16	6 43	5 10	6 48	5 13	6 45	5 35
3	Dienstag	Mansuet	5 17	6 42	5 11	6 46	5 15	6 43	Untg.
4	Mittwoch	Moses	5 18	6 38	5 13	6 44	5 17	6 41	Abd.
5	Donnerstag	Herkules	5 20	6 36	5 15	6 42	5 19	6 39	8 17
6	Freitag	Magnus	5 21	6 34	5 17	6 40	5 20	6 36	8 54
7	Sonnabend	Regina	5 23	6 32	5 19	6 37	5 22	6 33	9 37
36. Woche.	**16. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 13.04; Sask. 13.14; Alta. 13.08							
8	Sonntag	Maria Geburt	5 24	6 31	5 20	6 34	5 23	6 31	10 24
9	Montag	Bruno	5 26	6 28	5 22	6 32	5 25	6 29	11 17
10	Dienstag	Sosthenes	5 27	6 26	5 24	6 29	5 27	6 27	Mrg.
11	Mittwoch	Protus	5 29	6 24	5 26	6 26	5 29	6 25	12 14
12	Donnerstag	Syrus	5 31	6 22	5 28	6 23	5 30	6 22	1 15
13	Freitag	Maternus	5 32	6 21	5 29	6 21	5 31	6 20	2 16
14	Sonnabend	Kreuzerhöhung	5 33	6 18	5 31	6 19	5 33	6 18	3 19
37. Woche.	**17. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 12.39; Sask. 12.43; Alta. 12.41							
15	Sonntag	Nikomedes	5 35	6 16	5 33	6 16	5 35	6 16	4 22
16	Montag	Euphemia	5 36	6 13	5 35	6 14	5 37	6 14	5 24
17	Dienstag	Lambert	5 38	6 10	5 37	6 11	5 38	6 11	6 25
18	Mittwoch	Titus	5 39	6 9	5 38	6 9	5 39	6 8	Aufg.
19	Donnerstag	Januarius	5 40	6 7	5 40	6 7	5 41	6 6	Abd.
20	Freitag	Fausta	5 42	6 5	5 42	6 4	5 43	6 4	7 45
21	Sonnabend	Matthäus Ev.	5 44	6 2	5 44	6 1	5 45	6 1	8 18
38. Woche.	**18. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 12.11; Sask. 12.12; Alta. 12.12							
22	Sonntag	Moritz	5 46	5 59	5 46	5 58	5 46	5 58	8 56
23	Montag	Hoseas	5 47	5 57	5 47	5 56	5 47	5 56	9 40
24	Dienstag	Gerhard	5 48	5 55	5 49	5 54	5 49	5 54	10 32
25	Mittwoch	Kleophas	5 50	5 53	5 51	5 51	5 51	5 51	11 31
26	Donnerstag	Cyprian	5 52	5 51	5 53	5 49	5 53	5 49	Mrg.
27	Freitag	Kosmos und Damian	5 53	5 48	5 55	5 46	5 55	5 47	12 37
28	Sonnabend	Wenzel	5 54	5 47	5 56	5 44	5 56	5 44	1 49
39. Woche.	**19. Sonntag nach Trinitatis.**	Tageslänge: Man. 11.47; Sask. 11.44; Alta. 11.44							
29	Sonntag	Michael	5 55	5 44	5 58	5 42	5 58	5 42	3 5
30	Montag	Hyronymus	5 57	5 42	6 0	5 40	6 0	5 40	4 24

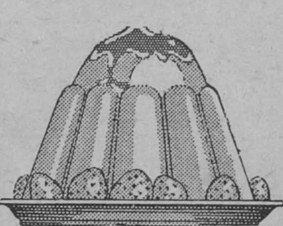
Das Wetter: 1. bis 2. drohend; 3. bis 5. stürmisch; 6. bis 9. angenehm; 10. bis 12. drohend; 13. bis 14. unbeständig; 15. bis 17. kühl und windig; 18. bis 20. angenehm; 21. bis 24. unbeständig; 25. bis 27. klar; 28. bis 30. kühl, angenehm.

Tagebuch

Für wohlschmeckende Desserts

Die Maisstärke, die in ganz Canada wegen ihrer Reinheit und Vorzüglichkeit berühmt ist.

CANADA CORN STARCH






THE CANADA STARCH COMPANY LTD.

Es gibt kein Präparat

das schnellere oder bleibendere Linderung schafft im Fall von irgend welchen Schmerzen, Muskelschmerzen, Lumbago, Rheumatismus, periodischen Schmerzen, Kopfschmerzen — als **ASCO.** **Schnelle Erleichterung für 5c.** Zum Verkauf in allen Drug-Stores. Mit einer Flasche mit 100 Tabletten erhalten Sie ein Geschenk im Wert von $1.00. Schreiben Sie um 2 freie Probepäckchen.

ASCO PHARMACAL CO., Dept. M, WINNIPEG, MAN.

Oktober — 31 Tage — 1940

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste		Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Dienstag	Remigius	◉	5 59	5 40	6 2	5 37	6 2	5 38	5 45
2	Mittwoch	Leodegar		6 1	5 37	6 4	5 34	6 3	5 35	Untg.
3	Donnerstag	Jairus		6 2	5 35	6 5	5 32	6 4	5 33	Abd.
4	Freitag	Franz		6 4	5 33	6 7	5 30	6 6	5 31	7 30
5	Sonnabend	Fides		6 5	5 31	6 9	5 27	6 8	5 29	8 18
40. Woche.	**20. Sonntag nach Trinitatis.**			Tageslänge: Man. 11.19; Sask. 11.13; Alta. 11.16						
6	Sonntag	Friederike		6 7	5 29	6 11	5 24	6 10	5 26	9 10
7	Montag	Amalia		6 9	5 26	6 13	5 21	6 11	5 24	10 7
8	Dienstag	Pelagia	☾	6 10	5 24	6 14	5 19	6 12	5 22	11 8
9	Mittwoch	Dionysius		6 11	5 22	6 16	5 17	6 14	5 20	Mrg.
10	Donnerstag	Gereon		6 13	5 20	6 18	5 14	6 16	5 18	12 10
11	Freitag	Burkhard		6 15	5 18	6 20	5 11	6 17	5 16	1 12
12	Sonnabend	Maximiliam		6 17	5 16	6 22	5 9	6 19	5 13	2 14
41. Woche.	**21. Sonntag nach Trinitatis.**			Tageslänge: Man. 10.55; Sask. 10.42; Alta. 10.49						
13	Sonntag	Koloman		6 18	5 15	6 24	5 6	6 21	5 10	3 16
14	Montag	Kallistus		6 19	5 13	6 26	5 4	6 23	5 8	4 18
15	Dienstag	Theresia		6 21	5 11	6 28	5 2	6 25	5 5	5 19
16	Mittwoch	Gallus	●	6 22	5 9	6 30	5 0	6 27	5 3	6 20
17	Donnerstag	Florentinus		6 24	5 6	6 32	4 58	6 29	5 1	Aufg.
18	Freitag	Lukas Ev.		6 25	5 5	6 34	4 56	6 30	4 59	Abd.
19	Sonnabend	Ferdinand		6 27	5 3	6 36	4 54	6 32	4 57	6 55
42. Woche.	**22. Sonntag nach Trinitatis.**			Tageslänge: Man. 10.29; Sask. 10.13; Alta. 10.22						
20	Sonntag	Wedelin		6 29	5 1	6 38	4 51	6 33	4 55	7 37
21	Montag	Ursula		6 31	4 59	6 40	4 49	6 35	4 53	8 26
22	Dienstag	Kordula		6 33	4 56	6 42	4 47	6 37	4 51	9 21
23	Mittwoch	Severin		6 34	4 54	6 43	4 45	6 38	4 49	10 23
24	Donnerstag	Salome	☽	6 35	4 52	6 45	4 43	6 40	4 47	11 30
25	Freitag	Wilhelmine		6 37	4 50	6 47	4 40	6 42	4 45	Mrg.
26	Sonnabend	Amandus		6 39	4 48	6 49	4 38	6 44	4 43	12 41
43. Woche.	**23. Sonntag nach Trinitatis.**			Tageslänge: Man. 10.04; Sask. 9.45; Alta. 9.55						
27	Sonntag	Sabina		6 41	4 46	6 51	4 36	6 46	4 41	1 57
28	Montag	Simon und Juda		6 42	4 45	6 53	4 34	6 48	4 39	3 14
29	Dienstag	Engelhardt		6 43	4 44	6 55	4 32	6 50	4 37	4 34
30	Mittwoch	Klaudius	◉	6 45	4 42	6 57	4 30	6 52	4 35	5 54
31	Donnerstag	**Reformationsfest**		6 47	4 40	6 59	4 28	6 54	4 33	7 14

Das Wetter: 1. bis 4. trübe, drohend; 5. bis 9. kühl, rückschlägiges Wetter; 10. bis 12. wärmer, klar; 13. bis 15. angenehm; 16. bis 19. unbeständig; 20. bis 23. kühl, windig; 24. bis 27. angenehm; 28. bis 31. Regen.

Tagebuch



Für irgend welchen Schmerz oder Weh, Muskelschmerzen, Lumbago (Hüftweh), Rheumatismus, Periodische Schmerzen, Kopfschmerzen —

Es gibt nichts „besseres" als **ASCO** Schneller, sicherer, größer, billiger

Denn **Asco** enthält fünf Bestandteile und nicht nur einen wie andere Tabletten.
Denn eine **Asco** Tablette ist so gut wie drei andere.
Denn das Mittel **Asco** ist von Aerzten empfohlen und wird in Hospitälern gebraucht.

Asco ist in allen Läden zum Verkauf. Schachtel mit 12 Tabletten 25 Cents; Flasche mit 100 Tabletten $1.25, und kleine Päckchen 5 Cents.

November 30 Tage 1940

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
1	Freitag	Allerheiligen	6 49	4 38	7 1	4 26	6 55	4 31	6 5
2	Sonnabend	Allerseelen	6 50	4 37	7 3	4 24	6 57	4 30	6 56

44. Woche. 24. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 9.40; Sask. 9.17; Alta. 9.29

Datum	Wochentag	Namen	Man. Aufg.	Untg.	Sask. Aufg.	Untg.	Alta. Aufg.	Untg.	Mond
3	Sonntag	Gottlieb	6 52	4 34	7 5	4 22	6 59	4 28	7 53
4	Montag	Charlotte	6 54	4 33	7 7	4 20	7 1	4 26	8 55
5	Dienstag	Blandine	6 56	4 31	7 9	4 18	7 3	4 24	9 58
6	Mittwoch	Leonhard ☾	6 57	4 29	7 11	4 16	7 5	4 22	11 2
7	Donnerstag	Engelbert	6 58	4 28	7 12	4 14	7 6	4 21	Mrg.
8	Freitag	Gottfried	7 0	4 27	7 14	4 12	7 8	4 19	12 5
9	Sonnabend	Theodor	7 2	4 25	7 16	4 10	7 10	4 17	1 7

45. Woche. 25. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 9.16; Sask. 8.51; Alta. 9.04

Datum	Wochentag	Namen	Man. Aufg.	Untg.	Sask. Aufg.	Untg.	Alta. Aufg.	Untg.	Mond
10	Sonntag	Martin Luther	7 4	4 24	7 18	4 9	7 12	4 16	2 9
11	Montag	Martin B.	7 6	4 22	7 20	4 7	7 13	4 14	3 10
12	Dienstag	Jonas	7 7	4 21	7 22	4 6	7 14	4 13	4 11
13	Mittwoch	Briccius	7 8	4 19	7 24	4 4	7 16	4 11	5 13
14	Donnerstag	Levinus ●	7 10	4 18	7 26	4 2	7 17	4 9	Aufg.
15	Freitag	Leopold	7 12	4 16	7 28	4 1	7 19	4 8	Abd.
16	Sonnabend	Othmar	7 14	4 15	7 30	4 0	7 21	4 7	5 35

46. Woche. 26. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 8.58; Sask. 8.26; Alta. 8.43

Datum	Wochentag	Namen	Man. Aufg.	Untg.	Sask. Aufg.	Untg.	Alta. Aufg.	Untg.	Mond
17	Sonntag	Hilda	7 15	4 14	7 32	3 58	7 23	4 6	6 22
18	Montag	Gelasius	7 17	4 13	7 34	3 56	7 25	4 4	7 15
19	Dienstag	Elisabeth	7 18	4 12	7 36	3 55	7 27	4 3	8 15
20	Mittwoch	Amos	7 20	4 11	7 38	3 54	7 29	4 2	9 19
21	Donnerstag	Mariä Opfer	7 22	4 10	7 40	3 52	7 31	4 1	10 28
22	Freitag	Cäcilia ☽	7 23	4 9	7 41	3 51	7 32	4 0	11 40
23	Sonnabend	Klemens	7 24	4 8	7 43	3 50	7 34	3 59	Mrg.

47. Woche. 27. Sonntag nach Trinitatis. Tageslänge: Man. 8.38; Sask. 8.04; Alta. 8.22

Datum	Wochentag	Namen	Man. Aufg.	Untg.	Sask. Aufg.	Untg.	Alta. Aufg.	Untg.	Mond
24	Sonntag	Chrysogamus	7 26	4 7	7 45	3 49	7 36	3 58	12 54
25	Montag	Katharina	7 27	4 6	7 47	3 48	7 38	3 57	2 9
26	Dienstag	Konrad	7 29	4 5	7 49	3 47	7 39	3 57	3 27
27	Mittwoch	Otto	7 30	4 5	7 50	3 46	7 40	3 56	4 45
28	Donnerstag	Günther	7 31	4 4	7 52	3 45	7 42	3 55	Untg.
29	Freitag	Eberhard ○	7 33	4 3	7 54	3 44	7 44	3 54	Abd.
30	Sonnabend	Andreas	7 34	4 2	7 55	3 44	7 45	3 54	5 34

Das Wetter: 1. bis 3. kalte Periode; 4. bis 7. klar, angenehm; 8. bis 10. drohend; 11. bis 14. stürmisch; 15. bis 19. kalte Welle; 20. bis 23. starke Winde; 24. bis 27. klar, wärmer; 28. bis 30. unbeständig, trübe.

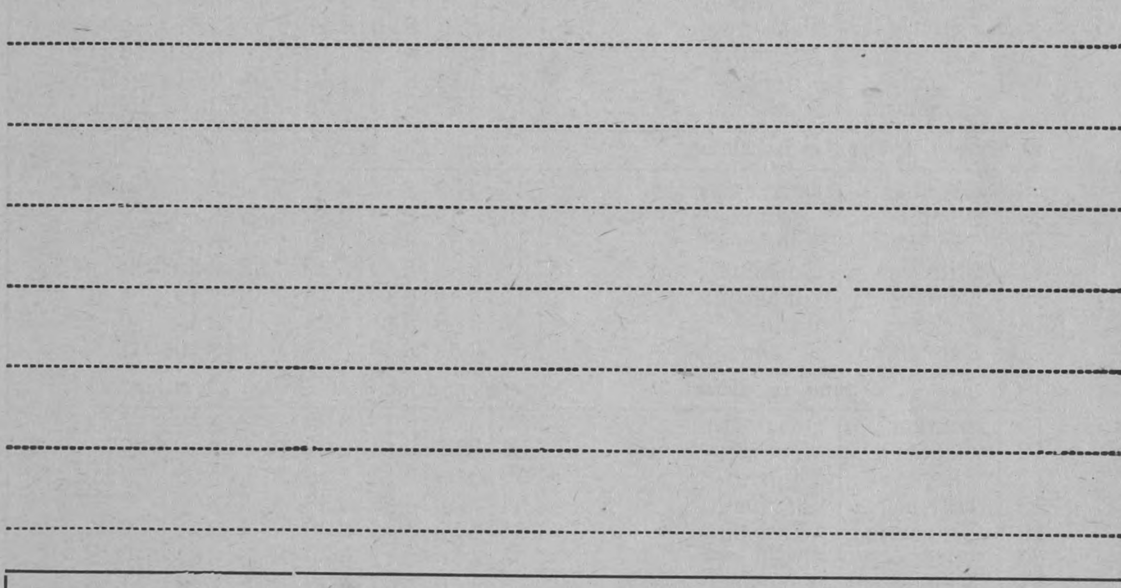


MUS-KEE-KEE

Magenweh, Müdigkeit und Nerven

Für Männer und Frauen, welche Lust und Freude, den Appetit und Schlaf verloren haben. Versuchen Sie einige Flaschen und lassen Sie uns Ihnen den Wert des Mittels beweisen. Solche, die mit Neuritis, Arthritis oder Rheumatismus behaftet sind, sollten dieses Mittel versuchen, das wirklich gut ist.

Bei allen Drogisten und Postversandhäusern zu haben.





Bei wehem Hals wenden Sie an . . .

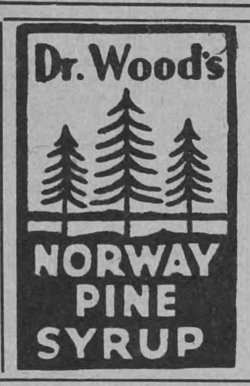
Painkiller

(PERRY DAVIS')

Vor dem Schlafengehen tun Sie einen Teelöffel voll (für Kinder) oder zwei Teelöffel voll (für Erwachsene) Painkiller in ein halbes Glas heißes Wasser. Tauchen Sie einen Flannellstreifen hinein, wringen ihn aus, wickeln ihn um den Hals und binden noch ein anderes Flannelltuch darüber. Baden Sie die Füße in heißem Wasser, dem reiner Painkiller hinzugefügt wurde. Tun Sie auch zwei Teelöffel voll Painkiller in heißes Wasser oder Milch, mit Zucker versüßt. Hiermit gurgle man den Hals jede Stunde ein paarmal. Diese kombinierte Behandlung zieht den Schmerz heraus und führt zur selben Zeit Schlaf herbei. — Flaschen regulärer Größe, 35c, 50c und $1.00.

Verkauft von Ihrem nächsten Drug- oder General-Store.

Hergestellt von DAVIS & LAWRENCE COMPANY, MONTREAL, QUE.



Gebrauchen Sie . . .

DR. WOOD'S

Norway Pine Syrup

zur Linderung von

Husten, Erkältungen, Bronchitis und anderen Leiden der Luftröhrenäste

Preis 35 Cents; größere Flasche 65 Cents.

Dezember — 31 Tage — 1940

Datum	und Wochentage	Kalender-Namen und Feste	Sonnenaufg. und Unterg. Man. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Sask. Aufg.	Untg.	Sonnenaufg. und Unterg. Alta. Aufg.	Untg.	Man. Mond Aufg. u. Untg.
48. Woche.	**1. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.24; Sask. 7.47; Alta. 8.07						
1	Sonntag	Longinus	7 36	4 1	7 56	3 43	7 46	3 53	6 35
2	Montag	Aurelia	7 37	4 1	7 57	3 42	7 47	3 52	7 40
3	Dienstag	Kassian	7 39	4 1	7 59	3 41	7 48	3 52	8 45
4	Mittwoch	Barbara	7 40	4 0	8 0	3 41	7 49	3 51	9 50
5	Donnerstag	Abigail	7 41	3 59	8 1	3 40	7 50	3 51	10 54
6	Freitag	Nikolaus ☽	7 43	3 59	8 3	3 40	7 51	3 51	11 57
7	Sonnabend	Agathon	7 44	3 59	8 4	3 39	7 53	3 50	Mrg.
49. Woche.	**2. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.14; Sask. 7.34; Alta. 7.54						
8	Sonntag	Mariä Empf.	7 45	3 59	8 5	3 39	7 54	3 50	10 38
9	Montag	Joachim	7 46	3 59	8 6	3 39	7 55	3 50	2 0
10	Dienstag	Judith	7 47	3 58	8 8	3 39	7 57	3 50	3 1
11	Mittwoch	Damasus	7 48	3 58	8 9	3 39	7 58	3 50	4 3
12	Donnerstag	Epimachus	7 49	3 58	8 10	3 38	7 59	3 49	5 4
13	Freitag	Luzia	7 50	3 58	8 11	3 38	8 0	3 49	6 4
14	Sonnabend	Nikasius 🌕	7 51	3 58	8 12	3 38	8 1	3 49	7 1
50. Woche.	**3. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.06; Sask. 7.25; Alta. 7.47						
15	Sonntag	Johanna	7 52	3 59	8 13	3 38	8 2	3 49	7 54
16	Montag	Ananias	7 53	3 59	8 14	3 38	8 2	3 49	Aufg.
17	Dienstag	Lazarus	7 53	3 59	8 15	3 38	8 3	3 50	Abd.
18	Mittwoch	Wunibald	7 54	3 59	8 16	3 38	8 3	3 50	8 19
19	Donnerstag	Abraham	7 54	3 59	8 16	3 38	8 4	3 50	9 30
20	Freitag	Amon	7 55	4 0	8 17	3 39	8 5	3 51	10 42
21	Sonnabend	Thomas ☾	7 56	4 0	8 17	3 39	8 5	3 51	11 56
51. Woche.	**4. Sonntag im Advent.**		Tageslänge: Man. 8.05; Sask. 7.22; Alta. 7.46						
22	Sonntag	Beata	7 56	4 0	8 18	3 40	8 6	3 52	Mrg.
23	Montag	Dagobert	7 57	4 1	8 18	3 40	8 6	3 52	1 10
24	Dienstag	Adam und Eva	7 57	4 2	8 18	3 41	8 6	3 53	2 26
25	Mittwoch	**Weihnachten**	7 57	4 3	8 18	3 42	8 7	3 54	3 41
26	Donnerstag	Stephanus	7 58	4 3	8 18	3 43	8 7	3 54	4 54
27	Freitag	Johannes	7 58	4 4	8 19	3 45	8 8	3 55	6 2
28	Sonnabend	Unschuldige Kinder 🌑	7 58	4 5	8 19	3 46	8 8	3 56	**Untg.**
52. Woche.	**1. Sonntag nach Weihnachten.**		Tageslänge: Man. 8.09; Sask. 7.28; Alta. 7.49						
29	Sonntag	Jonathan	7 58	4 6	8 19	3 47	8 8	3 57	Abd.
30	Montag	David	7 59	4 7	8 19	3 48	8 8	3 58	6 24
31	Dienstag	**Silvester**	7 59	4 8	8 19	3 49	8 8	3 59	7 31

Das Wetter: 1. bis 2. Graupenhagel und Schnee; 3. bis 7. stürmisch, unbeständig; 8. bis 10. feucht, kalt; 11. bis 14. sehr kalt; 15. bis 17. gelinder werdend; 18. bis 20. stürmisch; 21. bis 24. kalt; 25. bis 28. kalt und drohend; 29. bis 31. Sturmperiode.

Tagebuch

Aus canadischen Gesetzen und Verordnungen

Ueber öffentliche Ländereien.

Da die öffentlichen Ländereien in den westlichen Provinzen durch Vereinbarung zwischen der Dominion-Regierung und den Provinzial-Regierungen von der Zentralverwaltung an die einzelnen Provinzen übergeben worden sind, sind nun neue Gesetze über diese Ländereien und deren Veräußerung an Ansiedler erlassen worden. Wir haben uns an die westlichen Regierungen gewandt und Auskunft erhalten, welche wir hiermit veröffentlichen.

Wer genauere Information neben den auf diesen Seiten enthaltenen Bestimmungen haben möchte, kann sich an die Land Departments der verschiedenen Provinzial-Regierungen wenden. Wir geben hier die betreffenden Adressen an:

**Government of the Province of Manitoba,
Department of Natural Resources,
Winnipeg, Man.**

**Government of the Province of Saskatchewan,
Department of Natural Resources,
Regina, Sask.**

**Government of the Province of Alberta,
Department of Lands and Mines,
Edmonton, Alberta.**

Die Regulationen für die Provinz Manitoba.

Das „Department for Natural Resources" in Winnipeg hat uns die folgenden Regeln und Richtlinien mitgeteilt:

Keine eigentlichen Heimstätten.

Seit Uebergabe der natürlichen Hilfsquellen oder der Naturschätze von der Dominion-Regierung an die Provinzial-Regierung hat die Vergebung von freien Heimstätten an Ansiedler aufgehört. Alle Ländereien, welche früher für Heimstättenzwecke in der Provinz vorhanden waren, sind jetzt käuflich zu erwerben, vorausgesetzt, daß solche Ländereien in organisierten Munizipalitäten oder in Gebieten gelegen sind, welche hinreichend mit Wegen versehen sind oder in Distrikten, wo schon ziemlich viel Land in der Hand von Ansiedlern ist. Gegenwärtig hat die Regierung nicht die Absicht, eine Ansiedlungs-Politik durchzuführen, womit große Ausgaben verbunden sein würden, sondern die Regierung will vorläufig nur solche Ländereien für Ansiedler zum Verkauf bringen, wo die nötigen Fazilitäten wie Wege usw. bereits vorhanden sind.

Ehe Provinzial-Ländereien zum Verkauf gebracht werden, müssen solche inspiziert werden, um auszufinden, für welche Zwecke solche Ländereien am besten geeignet sind und um einen fairen Preis festzusetzen. Die Verkaufsbedingungen sind: Ein Zehntel des Kaufpreises in Bar; Rest zahlbar in zehn gleichen jährlichen Zahlungen mit 6 Prozent Zinsen.

Bedingungen für Ansiedler.

Der Verkauf von Provinzial-Ländereien für landwirtschaftliche Zwecke ist folgenden Bedingungen unterworfen:

a) Persönliche Wohnung auf dem gekauften Land für sechs Monate in jedem der ersten drei Jahre;

b) Das Klären, Brechen und jährliche Kultivieren von einem Areal solcher Größe, als der Direktor oder der Hilfs-Direktor bestimmen mag;

c) Das Einzäunen und Weidegehen von Vieh wie der Direktor oder der Hilfs-Direktor bestimmen mag;

d) Der Bau eines bewohnbaren Hauses und eines Stalles.

Für jeden Verkauf mögen besondere Bestimmungen gelten und es ist nicht beabsichtigt, daß die obigen Bedingungen ganz strikt eingehalten werden müssen, wo Land angekauft wird, um eine Farm abzurunden; sie würden aber gelten, wo neue Ansiedlungen gemacht werden.

Heuschneide-Permits mögen auch für Provinzial-Ländereien gegeben werden und zwar zur Rate von 25 Cents per Tonne, wo das Heu gebraucht werden soll für das Vieh des Permit-Inhabers und zur Rate von $1.00 per Tonne, wo das Heu geschnitten wird für Verkauf, Tausch oder Export. Diese Raten müssen im Voraus bezahlt werden mit einer Permit-Gebühr von $1.00. Es wird kein Permit ausgegeben für mehr als eine Viertel-Sektion Land; wenn ein Applikant Heu-Permits für ein größeres Gebiet erhält, so muß er sich weitere Permits verschaffen.

Permits oder Erlaubnisscheine für Weidegang (grazing) für eine Zeitperiode von einem Jahr und Weidepachtung (leases) für längere Perioden kann man erwirken auf Ländereien, die für diesen Zweck geeignet sind. Es wird eine jährliche Gebühr von 4 Cents den Acker verlangt plus einer Permit-Gebühr von $1.00 oder einer Pachtgebühr von $5.00.

Wer ein solches Permit oder Pachtrecht für Weidezwecke erhalten hat, muß auf dem in Frage kommenden Lande mindestens ein Stück Vieh für jede zwanzig Acker des in Frage kommenden Landes halten und er darf kein anderes Vieh, als sein eigenes, darauf weiden lassen.

Die Inhaber der Permits können auf diesem Land Heu für ihren eigenen Gebrauch machen ,aber ehe sie Heu für Verkauf oder Tausch machen, müssen sie sich ein Heu-Permit zur vorgeschriebenen Rate von $1.00 die Tonne verschaffen.

Es können Permits ausgegeben werden für Kultivierung von Land und Pachtverträge für Getreidebau auf Teilernte-Abgabe, wo Farmbearbeitung notwendig ist, um das Land in gutem Zustand zu erhalten. Die Gebühr für ein solches Permit ist 50 Cents den Acker, plus Permitgebühr von $1.00. Im allgemeinen sind diese Teilernte-Abgabe-Verträge so, daß das Department ein Drittel der Ernte rein erhält.

Bestimmungen der Regierung von Saskatchewan.

Das Department of Natural Resources (Natürliche Hilfsquellen) der Regierung von Saskatchewan gibt uns die folgenden Regulationen und Ausführungen in Verbindung mit der Erlangung von öffentlichen Ländereien, auf welchen sich Ansiedler niederlassen wollen:

Welches Land zu haben ist.

Alle noch unbesiedelten, leeren Ländereien, die nicht

unter Reservation für Weidegerechtsame oder andere Zwecke stehen.

Wer Land zur Besiedlung bekommen kann.

Wer Regierungsland für Besiedlung erwerben will, muß britischer Untertan sein und das Alter von 18 Jahren erreicht haben. Er muß vier Jahre lang unmittelbar vor dem Datum seiner Applikation für das Land in der Provinz wohnhaft gewesen sein; darf keine unpatentierte Heimstätten-Eintragung (entry) oder Soldaten-Landbewilligungs-Eintragung unter dem „Dominion Lands Act" besitzen sowie auch kein unpatentiertes Siedlungsland unter diesen Regulationen und Bestimmungen. Die Applikation für das Land kann persönlich gemacht werden oder auch per Post auf den dafür vorgeschriebenen Formularen und zwar an die sogenannte District Office in dem Distrikt, wo das in Frage kommende Land gelegen ist.

Der Kaufpreis.

Der Minimalpreis oder sogenannte „Flat Price" ist $160 per Viertel-Sektion, oder einen Teil davon. Der Ackerpreis ist also einen Dollar, wenn eine Viertel-Sektion erstanden wird. Bei der Applikation muß zehn Prozent des Kaufpreises angezahlt werden. Der Rest des Kaufpreises muß vom dritten Jahr an in zehn gleichen jährlichen Zahlungen geleistet werden.

Wenn mehr wie eine Applikation.

Wenn für ein bestimmtes Stück Land mehr als eine Applikation an demselben Tage einlaufen, wird eine schriftliche Bekanntgabe auf dem vorgeschriebenen Formular mit der Aufforderung, Kaufangebote (tenders) einzureichen an jeden Applikanten geliefert oder durch registrierte Post geschickt.

Ansiedlungs-Bedingungen.

In jedem der ersten drei Jahre muß der Applikant wenigstens vier Monate des Jahres auf dem Lande wohnen und muß nicht weniger als 20 Acker unter Kultur bringen. Der Ansiedler resp. Käufer muß acht Monate nach der Genehmigung seiner Applikation damit beginnen, seinen Wohnungspflichten auf dem Lande zu genügen.

Verbesserungen.

Wenn einer Land aufnehmen resp. eine Applikation für Regierungsland einschreiben will, so sollte er das Land sich persönlich genau ansehen, um sich davon zu überzeugen, daß noch niemand auf dem Lande ansässig ist; auch sollte er sorgfältig die auf dem Lande gemachten Verbesserungen (wenn solche vorhanden sind) untersuchen und deren Wert abschätzen, man wird nämlich von ihm bei der Applikation einen Eid verlangen dahingehend, daß das Land unbewohnt ist; er muß auch erklären, welche Verbesserungen auf dem Lande vorhanden sind und den vollen Wert seiner Abschätzung solcher Verbesserungen bezahlen, wobei aber die Abschätzung vonseiten eines Beamten des Departments ausschlaggebend ist.

Saatgetreide.

Im Fall von Ländereien, auf welchen Schulden für Saatgetreide, Futtergetreide und Relief für einen eventuellen früheren Applikanten resp. Bewohner liegen, muß der Applikant ein Abkommen unterzeichnen, daß er die in Frage kommenden Beträge in vier jährlichen Zahlungen leisten will, wobei die Sache dem Seed Grain Adjustment Board unterbreitet werden wird. Am Tage der Applikation braucht keine Zahlung gemacht zu werden, aber wenn eine „Order-in-Council" die Entscheidung des „Seed Grain Adjustment Board" bestätigt, muß der Applikant die Zahlungen machen, wie sie in dem Abkommen oder Agreement, das am Tage der Applikation gemacht worden ist, enthalten sind.

Alle Landverkäufe geschehen unter Berücksichtigung der Reservationen und Bedingungen des Provinzialen Landgesetzes (Provincial Lands Act).

Anmerkung: Alle Applikationen müssen vor einem Beamten des Departments oder vor einer Person, welche eidliche Aussagen entgegennehmen kann, ausgefertigt werden.

Wie die Regierung öffentliche Ländereien an Ansiedler unter den oben vorher angegebenen Bedingungen verkaufen kann, so können auch gewisse Ländereien auf kürzere oder längere Zeit verpachtet werden, namentlich für Weiderechte und für Heumachen. Wer sich für die näheren Bestimmungen solcher Pachtgerechtsame auf öffentlichen Ländereien und auf Schulland interessiert, wende sich an das Department of Natural Resources, Abteilung für öffentliche Ländereien. Bekanntlich sind die Sektionen 11 und 29 in jedem vermessenen Township in Saskatchewan sogenanntes Schulland. Diese Ländereien werden von der Provinzial-Regierung in Besitz gehalten, verwaltet oder verkauft zum Besten und Nutzen des Erziehungswesens, indem die Einkünfte aus solchen Ländereien für Schulzwecke verwendet werden.

Landdistrikte.

Die Provinz Saskatchewan ist für die Verwaltung der öffentlichen Ländereien in fünf Distrikte eingeteilt: Regina, Moose Jaw, Prince Albert, Hudson Bay Junction und Meadow Lake.

Wenn die Provinz öffentliche Ländereien verkauft und an Eigentümer veräußert, so sind die Mineralien und Metalle, welche sich auf oder unter solchen Ländereien befinden mögen, für die Provinz reserviert; auch reserviert sich die Provinz das Recht, nach solchen Mineralien zu suchen und zu solchem Zweck das Land zu betreten und können solche Mineralien und Metalle nur veräußert werden in Uebereinstimmung mit den Vorschriften des „Mineral Resources Act 1931".

Unter Mineralien und Metallen sind zu verstehen: Gold, Silber, seltene und edle Metalle oder Steine, Kupfer, Eisen, Zinn oder andere Mineralien, Salz, Petroleum, Naturgas, Oel, Kohle, Kalkstein, Granit, Schiefer, Marmor oder andere Bruchsteine, Gyps, Ton, Mergel, Kies, Sand oder vulkanische Asche.

Betreffs stehendem kaufmännisch nutzbarem Holz auf von der Regierung vergebenen Ländereien behält sich die Regierung grundsätzlich das Recht vor über solches Holz zu verfügen und kann dasselbe nur verkauft oder veräußert werden unter Einhaltung der Bestimmungen des „Forest Act 1931".

Niemand darf auf von der Regierung verkauften Ländereien stehendes Holz fällen auf einem 60 Fuß breiten Streifen Land auf beiden Seiten eines Weges, wenn er nicht die Erlaubnis des Ministers eingeholt hat.

Aehnliche Vorschriften gelten für alle West-Provinzen.

Provinz Alberta.

Durch ein Gesetz vom Jahre 1931, das im Jahre 1933 amendiert wurde, sind Bestimmungen und Regulationen über den Verkauf von Provinzial-Län-

dereien erlassen worden, die im Wesentlichen wie folgt sind:

1. Alle vermessenen öffentlichen Ländereien innerhalb der Grenzen der Landagenturen von Edmonton, Peace River und Grand Prairie können als Heimstätten besiedelt werden; Leute, die diese Heimstätten besiedeln wollen, müssen wenigstens drei Jahre in der Provinz gewohnt haben, das Alter von 17 Jahren erreicht haben und britische Bürger sein oder doch ihre Absicht erklärt haben, britische Bürger zu werden. Wenn gesagt ist, daß solche Heimstätten-Applikanten drei Jahre in der Provinz Alberta gewohnt haben müssen, so besteht dabei noch die Bestimmung, daß 12 Monate von diesen drei Jahren innerhalb der 36 Monate sein müssen, welche dem Datum der Applikation unmittelbar vorausgehen.

Es besteht die weitere Bestimmung, daß eine Person, welche lange genug in Alberta gewohnt hat und die am 1. Januar 1925 berechtigt war zu einem Besitztitel für eine Heimstätte, oder die einen Besitztitel erhalten hatte, das Recht bekommen kann, eine zweite Heimstätte innerhalb der genannten Gebiete aufzunehmen.

2. Alle vermessenen Ländereien in der Provinz, die außerhalb der angegebenen Gebiete gelegen sind, sind verfügbar als Heimstätten, Zweite-Heimstätten oder als sogenannte Soldaten-Landbewilligungen; und zwar vom 1. Mai 1933 bis zum 30. April 1934. Personen, welche solche Ländereien erwerben möchten, müssen die in Abschnitt 1 erwähnten Bedingungen erfüllen können und müssen weiter den Beweis erbringen, daß sie eine permanente Farmwirtschaft auf einer wenigstens 80 Acker großen Farm betreiben, die nicht weiter als 9 Meilen in direkter Linie von dem Land entfernt liegt, wofür die Applikation gemacht wird. Entweder muß die Person, welche die Applikation macht, diese Farm selbst besitzen oder betreiben, oder die Person muß permanent wohnhaft sein auf einer so gelegenen Farm von Vater, Mutter, Ehemann, Frau, Sohn, Tochter, Bruder oder Schwester.

3. Jede Person, die vor Erlaß dieser Bestimmungen um Ungültigmachung einer Heimstätte-Eintragung eingekommen war, kann sich für das betreffende Land eintragen lassen, wenn eine Ungültigmachung vorgenommen wurde, vorausgesetzt, daß er gemäß den Bestimmungen dieses Gesetzes zur Erwerbung solchen Landes berechtigt ist.

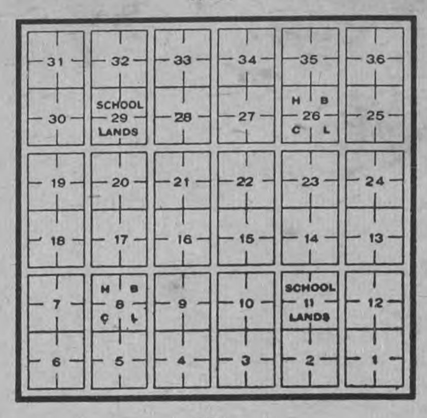
4. Eine Gebühr von $10.00 ist mit jeder Applikation für eine Heimstätte, Zweite-Heimstätte oder Soldaten-Landbewilligung zu entrichten und eine weitere Summe von $40.00 ist vor der Erlangung eines Besitztitels zu bezahlen.

5. Der Minister kann von Zeit zu Zeit Bestimmungen treffen, um die hierin enthaltenen Vorschriften durchzuführen.

Die Vermessung des Landes.

Die Vermessung des Landes im Westen ist in Schachbrettform geschehen, indem man Linien von Norden nach Süden und von Osten nach Westen zog. Eine solche Linie von Norden nach Süden heißt Range; eine solche von Osten nach Westen heißt Township. Doch wird der Ausdruck Township dann auch für ein zwischen solchen Linien befindliches Stück Land gebraucht. Eine solche Township ist wiederum in 36 Sektionen eingeteilt, von denen jede eine Quadratmeile oder 640 Acker groß sein soll. Die Sektionen sind so angeordnet, wie es das folgende Diagram zeigt:

Nord



Süd

Sektionen 8 und 26 gehören der Hudsons Bay Company, 11 und 29 sind Schulländereien. Die übrigen Sektionen mit ungeraden Nummern sind Eisenbahnland, während die mit geraden Nummern Provinzialland sind.

Freies Holz für Ansiedler in Canada.

Jeder wirkliche Ansiedler, der selbst kein Holz auf seiner Farm hat, kann für den eigenen Gebrauch einen Erlaubnisschein (Permit) zum Holzschlagen auf Regierungsland erhalten, für trockenes Holz.

Ein Heimstätte-Besitzer, der selbst kein Holz auf seiner Farm hat, erhält, wenn er darum nachsucht, Erlaubnis, folgende Quantitäten Bauholz für den eigenen Gebrauch zu schlagen: 3000 Linienfuß Bauholz, nicht stärker als 12 Zoll Durchmesser am dicksten Ende bei grünem Holz; bei trockenen Bäumen ist irgend welche Stärke erlaubt. Ferner 400 Dachsparren und 200 Zaunpfosten; letztere bis 7 Fuß Länge und nicht mehr wie 5 Zoll Durchmesser am dünnen Ende. Ein Erlaubnisschein ist vom „Crown Timber Agent" oder in der Landoffice gegen eine Gebühr von 25 Cent zu haben.

Kein Teil von diesem Holz soll als Zahlung für das Sägen desselben fortgegeben werden, und es muß alles auf der Heimstätte des Erlaubnisschein-Besitzers verbraucht werden. Ein Ansiedler auf unvermessenem Lande mag dieselbe Quantität Holz schneiden auf die Erklärung hin, daß er eine Eintragung auf das Land erlangen will, sobald das Land vermessen ist.

Ein Heimstätte-Besitzer darf kein Holz, das auf seiner Heimstätte geschnitten ist, an andere als Ansiedler für ihren eigenen Gebrauch verkaufen, ausgenommen nach Zahlung der Gebühren von 25 Cent per 1000 Fuß Brettermaß, welche Gebühren aber zurückerstattet werden, wenn ein Patent für das Land ausgeschrieben ist. Er mag jedoch jedes Jahr einen Erlaubnisschein erlangen für das Schneiden und Verkaufen von 50 Cords Holz auf seiner Heimstätte.

Ansiedler und Personen, welche in Cities, Städten oder Dörfern wohnen, können jedes Jahr einen Erlaubnisschein ohne Vorbehalt erhalten, um 100 Cords Holz zum Verkauf zu schneiden.

An Spekulanten und Verkäufer wird kein Permit erteilt. Wenn ein Heimstätte-Besitzer das Holz auf seinem Lande verkauft an andere als Privatleute für den eigenen Gebrauch, noch ehe er den Besitztitel hat, verfällt er einer Strafe von nicht über $100 oder

sechs Monaten Gefängnis und verliert auch das Heimstätte-Recht.

Wer ohne Erlaubnis Holz von Regierungsland holt, verfällt einer Strafe von $3 für jeden gefällten oder fortgeschafften Baum.

Grenz-Bestimmungen.

Im Falle ein Landeigentümer die allgemeine Grenzlinie feststellen will, so soll er alle dabei interessierten Personen schriftlich benachrichtigen, worauf er dann nach einem Monat einen Landvermesser anstellen kann zur Feststellung der Grenzlinien, und sämtliche Beteiligte haben ihren Teil der Kosten zu tragen. Kein Grenzzaun darf ohne Zustimmung des Nachbars entfernt werden. Errichtet ein Landeigentümer einen Grenzzaun, so muß der Nachbar, sobald er das an den Zaun anstoßende Land einfriedigt, einen Teil der Kosten tragen. Das Instandhalten des Grenzzaunes ist Pflicht der zusammenwohnenden Nachbarn. Ein Grenzzaun, welcher zugleich das Land eines Nachbars einschließt, darf nicht entfernt werden, ohne zwölf Monate vorher schriftliche Mitteilung davon zu machen. Bei Grenzstreitigkeiten sind zur Schlichtung des Streites drei Schiedsrichter zu ernennen, deren Mehrheit entscheidet. Der Begriff „gesetzliche Fenz" ist durch Nebengesetz der Munizipalität festzustellen.

Schul-Verordnungen.

In Manitoba kann der Rat jeder Landmunizipalität durch ein Nebengesetz Teile der Munizipalität, wo bisher keine Schulen eingerichtet waren, zu Schuldistrikten machen. Ein solcher Schuldistrikt darf nicht über zwanzig Quadratmeilen (die öffentlichen Wege ausgeschlossen) umfassen und muß mindestens 10 schulpflichtige Kinder enthalten. Für jeden Landschuldistrikt sind von den Steuerzahlern drei Trustees zu wählen, welche den Bau und die Verwaltung der Schule, Anstellung des Lehrers, Festsetzung der Steuerrate etc. besorgen. Die Provinzial-Regierung bewilligt halbjährlich $65 für den Lehrer eines jeden öffentlichen Schuldistrikts, der während der vorhergehenden sechs Monate in Tätigkeit war. Die Munizipalverwaltung hat für jeden Schuldistrikt $20 für jeden Monat, an dem Schule gehalten wurde, aufzubringen.

Sämtliche öffentliche Schulen sollen durchaus unkonfessionell sein und es dürfen keine als die von den Trustees und der Schulbehörde erlaubten Religionsübungen darin stattfinden. Das Schulalter ist von 5 bis 16 Jahren; es dürfen jedoch Personen bis zu 21 Jahren die Schule besuchen, falls Raum vorhanden ist. Schulfeiertage sind außer Sonnabend alle gesetzlichen Fest- und Feiertage.

Wo in einer Landschule 25 katholische Kinder den Unterricht besuchen, darf ein katholischer Lehrer angestellt werden; in der Stadt, wenn 40 katholische Kinder vorhanden sind. Sämtliche Lehrer für öffentliche Schulen müssen von der Schulbehörde geprüft werden.

In Alberta und Saskatchewan gibt es protestantische und katholische Schulen, und die Schulbehörde besteht deshalb aus zwei protestantischen und zwei katholischen Mitgliedern. Drei Steuerzahler können ein Gesuch um Bildung eines Schuldistrikts einreichen. Ein Schuldistrikt darf nicht mehr als 25 Quadratmeilen (die öffentlichen Wege ausgeschlossen) umfassen, und es müssen mindestens vier Steuerzahler darin wohnen mit mindestens zwölf schulpflichtigen Kindern im Alter von 5 bis 16 Jahren. Nachdem ein Schuldistrikt formiert worden ist, wählen die Steuerzahler auf öffentlicher Versammlung drei Trustees, welche die Verwaltung der Schule, Anstellung des Lehrers, Bestimmung der Steuerrate etc. zu besorgen haben. Das Schulgebäude eines neuen Distriktes darf nicht über $500 kosten, welche Summe geborgt werden kann, bis die Steuern einkommen.

Falls in einem bereits organisierten Distrikt die Minderheit der Steuerzahler (ob protestantisch oder katholisch) eine Separatschule wünscht, so wird hierzu die Erlaubnis erteilt, wenn die notwendige Zahl der Steuerzahler und schulpflichtigen Kinder vorhanden ist; die Steuerzahler eines Separat-Schuldistrikts haben dann nur für die eigene Schule Steuern zu entrichten.

Die Unterrichtssprache in den öffentlichen Schulen soll die englische sein, doch dürfen die Trustees zweimal wöchentlich des Nachmittags in der letzten halben Stunde Unterricht im Deutschen erteilen lassen. Der Religionsunterricht soll konfessionslos sein und beschränkt sich auf die letzte halbe Stunde des Tages, wie die Trustees es anordnen.

Die Regierungs-Unterstützung für öffentliche Schulen übersteigt nicht 70 Prozent des Lehrer-Gehalts. Ein spezielle Bewilligung kann auf Verlangen der Schulbehörde an irgend eine Schule gemacht werden, gleichviel, ob dieselbe nach dem Gesetz organisiert ist oder nicht, aus dem allgemeinen Einkommen-Fonds der Provinzen.

Die Schulsteuer in einem Distrikt soll zwölf Mills am Dollar nicht übersteigen. Sämtliche Lehrer der öffentlichen Schulen müssen von der Behörde geprüft sein und ein Befähigungs-Zeugnis aufweisen können.

Wegearbeits-Gesetz (Statute Labor).

Manitoba. Eigentümer im Besitz von $200 Steuerwert sind zu einem Tag Wegearbeit verpflichtet, für $500 zu zwei Tagen, und für jede weiteren $500 oder Bruchteil derselben zu einem Tage mehr. Die Wegearbeit hat innerhalb drei Meilen vom Lande des Besitzers zu geschehen und zwar in der Zeit vom 15. Mai bis zum 1. August; falls der Munizipalrat es nicht anders verordnet. Wer seine Arbeit bis zum 1. Oktober nicht getan hat, wird mit $150 für jeden schuldigen Tag besteuert werden. Der Munizipalrat kann die Wegearbeit in Steuer umwandeln, die jedoch nicht $1.50 für einen Tag übersteigen darf. Wo Wegesteuer erhoben wird, darf dieselbe nur beim Wegebau Verwendung finden.

In Saskatchewan und Alberta heißt das Wegearbeits-Gesetz im Englischen „Local Improvement Ordinance", das im Jahre 1903 von dem Nordwest-Landtag beraten und am 1. Januar 1904 in Kraft trat. Einige Aenderungen dazu wurden in der Session des Jahres 1904 gemacht.

Gemäß dieser Ordinanz kann der Kabinettsrat (Gouvernor-in-Council) 1) Wegedistrikte (Local Improvement Districts) einrichten. Dieselben sollen mindestens 108, aber nicht mehr wie 216 Quadratmeilen enthalten. Auch soll eine ortsansässige Bevölkerung von mindestens einem Einwohner auf zwei Quadratmeilen vorhanden sein. 2) Die Grenzen des Distrikts bestimmen und die Nummer desselben wählen. 3) Die Zahl der Mitglieder des Wegerats festsetzen.

Auf Petition der Bewohner eines bestimmten Gebietes kann der Leutnant-Gouverneur einen Distrikt

von der erwähnten Größe schaffen, doch braucht in diesem Falle die Bewohnerzahl nur ein Einwohner auf drei Quadratmeilen zu sein. Eine Petition muß in der vom Minister für öffentliche Arbeiten vorgeschriebenen Form gemacht werden und soll annähernd die Zahl der Bewohner des Distriktes angeben. Hat sich innerhalb eines Monats kein Widerspruch gegen die Errichtung des Distrikts ergeben, so kann der Kabinettsrat den Distrikt schaffen.

Jeder Wegedistrikt soll von einem Rat, der aus nicht mehr als sechs und nicht weniger wie drei Mitgliedern besteht, regiert werden, von denen je einer von den einzelnen Bezirken des Distrikts, welche vom Kabinett vorgesehen sind, gewählt werden.

Zum Mitglied des Wegerats (Council) kann jeder gewählt werden, der 21 Jahre alt ist und steuerbares Land im Distrikt besitzt. Falls das erwählte Mitglied des Rates nicht im Distrikt wohnt, soll es keinen Anspruch auf Meilengeld für Anwesenheit bei den Ratssitzungen haben für die Strecke, die außerhalb des Distrikts liegt.

Nicht wählbar in den Rat, noch fähig, im Wegerat zu bleiben, ist, wer Anteil hat oder beteiligt ist am Profit eines Kontraktes mit dem Rat oder wegen eines Verbrechens zu drei Jahren oder mehr Gefängnis verurteilt war, oder eine Gefängnisstrafe abzubüßen hat. Dagegen sollen Pachten, Landkäufe, Uebereinkommen über solche Landkäufe oder Verkäufe, oder über Anleihen oder Kontrakte, die von einer inkorporierten Gesellschaft zum Nutzen derselben abgeschlossen oder ein Kontrakt für die Veröffentlichung einer Zeitungsanzeige nicht als Dinge angesehen werden, die jemanden von der Wahl in den Wegerat ausschließen.

Das Amt eines Mitgliedes oder Vorsitzenden des Wegerates wird frei:

1) Wenn er unfähig (disqualifiziert) war oder ist. 2) Wenn er mehr als drei auf einander folgende Sitzungen des Rates versäumte. 3) Wenn er durch Urteil der Richter seines Amtes enthoben wurde.

Ein Mitglied oder Vorsitzender des Wegerates kann sein Amt niederlegen durch Schreiben an den Schreiber des Rates; diese Amtsniederlegung gilt als vollzogen von der Zeit an, da der Schreiber den Brief erhalten.

Falls die Bewohner eines Bezirkes versäumen oder sich weigern, ein Mitglied zum Wegerat zu erwählen, kann der Kabinettsrat einen ernennen, letzterer hat auch das Recht, einen Beamten für mehrere Bezirke zu ernennen und Bezahlung desselben aus den Mitteln des Wegedistrikts anzuordnen.

Gegen die Wahl eines Mitgliedes oder Vorsitzenden des Wegerates kann bei einem Richter nach Hinterlegung von 25 Dollar Protest erhoben werden, aber nicht später als einen Monat nach der Wahl, falls ein solches Mitglied gemäß dieser Ordinanz nicht wählbar war.

Die Tatsache, daß ein zu Unrecht gewähltes Mitglied des Wegerates an einem Beschluß teilgenommen, soll letzteren nicht ungültig machen.

Zum Wählen berechtigt ist jeder, der Besitzer oder Bewohner von steuerbarem Land im Distrikt ist.

Bei einem Niederlegen des Amtes seitens eines Mitgliedes des Wegerates ist sofort eine Neuwahl anzuordnen.

Die Mitglieder des Wegerates sollen in der ersten Sitzung nach ihrer Wahl, welche spätestens zwei Wochen nach derselben stattfinden soll, einen aus ihrer Mitte zum Vorsitzenden wählen.

Der Wegerat hat das Recht, bezahlte Beamte anzustellen. Derartige Aemter dürfen jedoch nicht von Mitgliedern des Wegerates ausgeübt werden, mit Ausnahme des Schreiber-Schatzmeisters.

Der Schreiber-Schatzmeister soll vor dem 15. Mai jeden Jahres die Steuerrolle fertig gestellt haben.

Zur Durchführung der Verordnung über die Zerstörung von Unkraut darf der Wegerat einen besonderen Beamten anstellen.

Für gemeinsame Zwecke dürfen sich die Wegeräte mehrerer Distrikte verbinden.

Der Wegerat hat das Recht, Steuern zu erheben, die mindestens ein und ein Viertel und höchstens fünf Cent betragen sollen. Der Steuersatz soll durch einen Beschluß des Wegerates festgestellt werden.

Gegen die Steuerveranlagung kann man innerhalb vierzehn Tagen nach Absendung des Steuerzettels durch den Schreiber Beschwerde beim Friedensrichter einlegen, dessen Entscheidung endgültig ist. Die Zahlung von Steuern kann vom Wegerat erzwungen werden; dieselben haben Vorrecht vor allen anderen Forderungen gegen das Land.

Von der Besteuerung befreit sind:

1) Indianer-Reserven.

2) Bis zu zwei Acker Land im Besitz von öffentlichen oder Separatschulen.

3) Bis zu einem Acker Land im Besitz einer Kirche oder auf dem ein Gebäude steht, das für kirchliche Zwecke benutzt wird.

4) Bis zu fünfundzwanzig Acker, das als öffentlicher Friedhof gebraucht wird.

Der Wegerat hat das Recht, die Höhe des Lohnes für Wegearbeit festzusetzen. Der Lohn soll für einen Zehnstunden-Tag und nicht höher als in der Nachbarschaft sein und in keinem Falle (ohne Erlaubnis des Ministers für öffentliche Arbeiten) auf mehr als $2 per Tag für Arbeit und $4 für Mann und ein Gespann festgesetzt werden. Dieser Lohnsatz braucht keine Anwendung zu finden auf Leute, die als Aufseher, Vorarbeiter oder bei der Herstellung von Brücken oder Wasserdurchlässen beschäftigt sind.

Jagdgesetze.

(Da die Jagdgesetze in den drei Präirieprovinzen sehr häufig Aenderungen erfahren und die hier angegebenen Daten sich auf voriges Jahr stützen, empfiehlt es sich für Jagdliebhaber, sich vor Beginn der Jagdzeit von dem „Department of Agriculture" in Winnipeg oder in Regina oder in Edmonton einen Abdruck der Jagdgesetze (game laws) zu verschaffen. Dieselben werden von den genannten Behörden frei verteilt und sind auch bei den für die einzelnen Distrikte ernannten Wildhütern (game guardians) kostenlos zu haben. Unkenntnis des Gesetzes schützt vor Strafe nicht! Personen, die keine britischen Bürger sind, müssen ein Spezial-Permit von der Polizei haben, wenn sie im Besitz von Gewehren sein wollen.)

Manitoba.

Es ist gesetzlich nicht erlaubt: Wild zu jagen in der Zeit zwischen einer Stunde nach Sonnenuntergang am Sonnabend und einer Stunde vor Sonnenaufgang am folgenden Montag Morgen.

Wild zu jagen oder zu fangen auf dem Land eines anderen ohne Erlaubnis.

Eine automatische Schrotflinte auf die Jagd zu nehmen und damit zu schießen.

Eine Schußwaffe, die Kugelpatronen verwendet, beim Entenschießen zu brauchen.

Ein sogenanntes „Swivel"-Gewehr oder ein Jagdgewehr irgend einer Art mit einer größeren Bohrung (gauge) als 10 zu verwenden.

Geladene Feuerwaffen mitzuführen in oder die-

selben abzuschießen von einem Flugzeug, einem Auto oder einem anderen Fahrzeug, wobei zu bemerken ist, daß irgend eine Schußwaffe, in welcher sich eine volle Schrot- oder Kugel-Patrone befindet, als „geladene" Feuerwaffe anzusehen ist.

Vorrichtungen zu verwenden zum Fangen oder Töten von Enten oder Gänsen wie sogenannte Monitors, Senk-Flachboote, Batterien oder Nachtlichter.

Wilde Enten nach dem 31. März im Besitz zu haben.

Schlingen zu verwenden.

Lebende Köder oder Lockvögel zu brauchen.

Irgend welches Wild (game) oder Stücke davon zu kaufen, verkaufen oder damit zu handeln.

Irgend welche Vögel zu töten mit Ausnahme von Hühnerhabichten, Habichten (sharpshinned), Schnee-eulen, Krähen, Elstern, Viehstaren, Schwarzvögeln (grackles) und Haus- oder Englischen Spatzen.

Die Eier zu nehmen oder zu zerstören von solchen Vögeln, die durch das Jagdgesetz geschützt sind.

Ohne einen Erlaubnisschein (License) zu jagen, zu schießen oder zu fangen; solchen Erlaubnisschein muß man bei sich tragen.

Ohne den benötigten Erlaubnisschein (License) Wild, oder Häute, oder Pelze von pelztragenden Tieren zu exportieren.

Nach dem 15. Januar Kupons von einem Großwild-Jagderlaubnisschein in Besitz zu haben, auf welchen kein Großwild geschossen oder gefangen worden ist.

Großwild später als sieben Tage nach Schluß der Jagdsaison zu verschicken.

Auf der Großwild-Jagd einen Jagdhund zu verwenden oder von einem solchen begleitet zu sein.

Für jede Person, Großwild oder Hochwild irgend einer Art zu jagen, wenn man nicht eine volle äußere Kleidung aus einem weißen Material trägt.

Wild in einem Holzlager (Lumber Camp) oder irgend einem für kommerzielle Zwecke verwendeten Lager zu haben.

Es zu verabsäumen, Kupons anzubringen an ein getötetes Großwild oder einen Teil davon, sofort nachdem das Tier ausgenommen und zerlegt ist, welche Kupons nicht entfernt werden dürfen, bis das Stück oder Tier veräußert worden ist. Die Kupons müssen die Nummer des Erlaubnisscheins tragen, unter welchem das Tier geschossen wurde.

Als Führer (guide) zu fungieren, ohne einen Erlaubnisschein herausgenommen zu haben.

Für einen Führer Wild zu töten oder zu nehmen, während er als Führer beschäftigt ist.

Muskratten- oder Biberhäuser, oder Biberdämme zu zerstören.

Muskratten (Bisamratten), Biber oder Ottern zu speeren oder zu schießen.

Höhlen oder Wohnplätze von pelztragenden Tieren, mit der Ausnahme von Wölfen, zu beschädigen oder zu zerstören.

Hunde zu benutzen, um Muskratten zu suchen oder zu jagen.

Einen Hund oder Hunde in Moräste und Sumpfland mitzunehmen während der offenen Saison für Muskratten.

Mehr als einen Jagdhund abzurichten, ohne einen Erlaubnisschein dazu zu haben.

Ohne Erlaubnisschein zu handeln oder Handel zu treiben mit Fellen oder Pelzen von pelztragenden Tieren.

Unter irgend welchen Vorstellungen oder auf irgend eine Weise unreife (unprimed) Felle oder Pelze von pelztragenden Tieren zu verkaufen, zu handeln, zu tauschen und mit ihnen irgend einen Handel zu treiben.

Zehn Tage nach Schluß der Saison Rohpelze im Besitz zu haben, wenn man keinen Erlaubnisschein besitzt.

Personen, welche noch nicht sechs Monate lang in der Provinz wohnhaft gewesen sind, werden als Nicht-ansässige angesehen.

Sportsmänner, Jäger und andere, welche Wild innerhalb der Provinz versenden, müssen den Inhalt und die Lizensnummer im Manifest angeben.

Wer noch mehr über Wild, Wildgesetze, Wildschutz usw. wissen will, schreibe um ein Exemplar des „Game and Fisheries Act" an: **Game Branch, Dept. of Mines and National Resources, Winnipeg, Man.**

Schonzeiten in Manitoba.

Für wilde Gänse, wilde Enten jeder Art, Wasserhühner, Rallen: 1. Januar bis 19. September und 20. November bis 31. Dezember.

Für Moor- oder Stummschnepfen (Wilson or Jack Snipe): 1. Januar bis 15. September und 1. Dezember bis 31. Dezember.

Für Schneehühner: 1. Januar bis 30. September und 21. Oktober bis 31. Dezember.

Für wilde Tauben, Kraniche verschiedener Art, Schwäne, Brachvögel oder Strandvögel jeder Art, Wald- oder Eiderenten, Regenpfeifer, Waldschnepfen oder Gelbfüßler, Fasanen, Wachteln oder wilde Putern (turkeys): Schonzeit das ganze Jahr hindurch.

Für Waldhühner (ruffed, Canada and sharp-tailed) für Präriehühner und für Rebhühner: 1. Januar bis 5. Oktober und 10. Oktober bis 31. Dezember. (Wird jeden Herbst geändert.)

Für männliche Caribou, Moose und Renntier und Hirsche: 1. Januar bis 15. November und 5. Dezember bis 31. Dezember.

Für weibliche Tiere und männliche unter einem Jahr von Caribou, Hirsch, Moose und Renntier: Schonzeit das ganze Jahr.

Für Antilopen, Cabri, Elche oder Wapiti: Schonzeit das ganze Jahr hindurch.

Für Otter: Schonzeit vom 1. Mai bis zum 31. Oktober.

Für Biber, Marder, Raccoon, Dachse, Bison (Buffalo) und Moschusochsen: Schonzeit das ganze Jahr.

Für canadische Marder (oder Pekan), Zobel, Mink: Vom 15. März bis 31. Oktober.

Jede Art Füchse (außer Blaufuchs, Weiß- oder arktischer Fuchs) und Luchse: 15. Februar bis 31. Oktober.

Für Blaufuchs und Weißfuchs oder arktischer Fuchs: 1. April bis 31. Oktober.

Muskrat oder Bisamratte: 1. Januar bis 15. März und 15. Mai bis 31. Dezember.

Von jeder Art Wild oder Geflügel darf man höchstens die hier angegebene Anzahl erlegen oder jagen: **Gänse:** 10 pro Tag; 50 in der ganzen Saison und nicht mehr als 15 gleichzeitig im Besitz. **Wildenten:** 12 den Tag vor dem 1. Oktober; [illegible] den Tag später; 100 in der ganzen Saison und nicht mehr als 40 auf einmal im Besitz. **Wasserhühner und Rallen:** 25 den Tag; Jack Snipes (Stummschnepfen): 25 den Tag. **Schneehühner:** 15 den Tag, 50 für die ganze Saison. **Waldhühner, Präriehühner, Rebhühner:** 10 den Tag, im ganzen nur 20 in der Saison. **Hirsche etc.:** Nur ein männliches Tier.

Saskatchewan und Alberta.

Die Jagdgesetze und Schonzeiten sind in den West-Provinzen ziemlich gleichmäßig; immerhin sind aber Unterschiede vorhanden und darum bringen wir die Hauptbestimmungen der einschlägigen Gesetze in den verschiedenen Provinzen.

Schonzeiten in Saskatchewan.

Für Moose, Hirsch und Caribou, nur nördlich vom 34. Township: 1. Januar bis 14. November und 15. bis 31. Dezember. Man darf nur männliche Tiere schießen und ein Jäger nicht mehr als 1 Moose, oder 1 Hirsch und 1 Caribou, oder 2 Hirsche.

Für Enten, Gänse, Schneehühner, Moor- oder Stummschnepfchen (Wilson oder Jack Snipe):

Nördlich von Township 60, vom 1. Januar bis zum 1. September und vom 31. Oktober bis 31. Dezember.

Südlich vom 60. Township vom 1. Januar bis 15. September und vom 15. November bis 31. Dezember.

Man darf höchstens schießen: 15 Enten, 5 Gänse, 30 Schneehühner, 15 Schnepfen den Tag und niemand darf mehr von diesem Wildgeflügel in Besitz haben als die erlaubte Höchstzahl für zwei Tage.

Für ungarische Rebhühner: Vom 1. Januar bis 15. September und vom 15. November bis 31. Dezember.

Nicht mehr als 15 Vögel den Tag und nicht über 30 darf man in Besitz haben.

Für Präriehühner: 1. Januar bis 30. September und 1. November bis Ende Dezember. Nicht über 5 Vögel den Tag und nicht über 10 auf einmal im Besitz haben.

Für Waldhühner (Ruffed Grouse), nur nördlich von Township 30: Vom 1. Januar bis 30. September incl. und vom 1. November bis Jahresende. Nicht mehr wie 10 in Besitz haben und täglich nicht mehr als 5 Vögel schießen.

Für Füchse und Raccoon: Vom 15. Januar bis zum 20. Oktober.

Dächse (Badgers): Vom 1. Februar bis zum 1. Dezember.

Mink, Marder, Marten, Luchs: Vom 1. April bis 31. Oktober.

Otter: Vom 1. Mai bis 31. Oktober.

Muschratten oder Bisamratten, nördlich von Township 52: Vom 1. Januar bis 15. März und vom 14. Mai bis 31. Dezember. Südlich von Township 53: 1. Januar bis 15. März und 14. April bis 31. Dezember.

Biber: Nur nördlich vom 55. Township. Schonzeit das ganze Jahr außer dem Monat April. Höchstgrenze 10 Biber für jeden Trapper.

Schonzeit während des ganzen Jahres besteht für folgende Tiere: Elche, Antilopen, weibliche Tiere von Moose, Hirschen und Rehen, Spruce und Sage Grouse, Schneehühner, Kraniche, Pelikane, Eistaucher, Möwen, Bitterns, Terns, Fasanen usw. und Insekten fressende Vögel.

Wichtige Bestimmungen des Jagdgesetzes.

Niemand darf an einem Sonntag in der Provinz Saskatchewan jagen und auf die Jagd gehen. Das Tragen eines Jagdgewehrs kann als Beweismaterial angesehen werden.

Es ist gesetzlich verboten, die folgenden wilden Tiere zu jagen, zu töten, zu verwunden und zu schießen: Den Bison oder Buffalo, spitzhörnige Antilopen, den Elk oder Wapiti zu irgend einer Zeit.

Es ist verboten, folgende Mittel, Waffen oder Apparate zum Jagen von wildem Geflügel zu gebrauchen: Gift, Opium oder Narkotika, Senk-Flachboote, Laternen, Fallen, Netze oder Schlingen, automatische oder Maschinen-Schrotgewehre und Vorrichtungen zur Dämpfung des Abschußknalls von Feuerwaffen sowie lebende Köder oder Lockvögel. Auch ist es nicht erlaubt, wilde Enten, Gänse und Wasservögel zu jagen und zu schießen von Segelbooten, Jachten, Dampf- und Gasolinbooten und von elektrisch angetriebenen Booten und Fahrzeugen.

Niemand darf ohne Einwilligung des Besitzers oder Bewohners auf Land jagen oder Tiere fangen, schießen, verletzen oder töten, das von einem Zaun irgend welcher Art umgeben ist; oder auf Land, das unter Kultur steht oder worauf sich Gebäude befinden; auch darf niemand seinen Jagdhund auf solchem Land herumlaufen lassen.

Niemand soll Großwild oder wildes Geflügel irgend einer Art fangen, jagen, nehmen, schießen, verletzen oder töten in der Zeitperiode zwischen einer Stunde nach Sonnuntergang und einer Stunde vor Sonnenaufgang.

Niemand darf die Eier von wildem Geflügel wissentlich nehmen oder zerstören.

Niemand darf Geflügel und Wild jagen, wenn er keinen Erlaubnisschein dazu erwirkt hat; doch darf ein Mann auf seinem eigenen Land jagen in der Zeit, in welcher es gesetzlich erlaubt ist.

Schonzeiten in Alberta.

Wie viel Wild ein Jäger erlegen oder schießen darf: Bergschafe, Hirsche, Moose und Caribou, nur ein mänliches Tier; Bergziegen, nur ein Tier. Elche, ein männliches Tier, das Hörner mit mindestens zehn Enden haben muß. Bären, ein Tier jeder Art. Gänse, zehn per Tag, 25 für die ganze Saison; Enten, 15 den Tag vor dem 1. Oktober, 25 den Tag nach diesem Datum; 100 für die ganze Saison; Rallen, Schneehühner, Wilson-Schnepfen, 25 den Tag, 100 für die ganze Saison. Buschhühner oder Waldhühner (sharp-tailed), 5 den Tag; 50 für die Saison nördlich von der Lacombe-Kerrobert Zweiglinie der C.P.R. und 25 südlich von dieser Linie. Ungarische Rebhühner, 15 den Tag, 200 für die Saison.

Im folgenden wird die Schonzeit für verschiedenes Wild genau angegeben:

Bergschafe und Bergziegen: 1. Januar bis 31. August und 1. November bis 31. Dezember.

Buffalo, Antilopen, Elch (Wapiti) während des ganzen Jahres.

Hirsche, Moose, Caribou: 1. Januar bis 31. Oktober und 15. Dezember bis 31. Dezember.

Bären (weibliche mit ihren Jungen und junge Bären sind stetig unter Schutz): 15. Juni bis 31. August.

Enten, Gänse, Rallen, Wald- oder Buschhühner, Wilson-Schnepfen: 1. Januar bis 15. September und 15. November bis 31. Dezember, im Gebiet südlich vom Clearwater-Athabasca Fluß.

Nördlich von dieser Linie vom 1. Januar bis 31. August und vom 15. Mai bis 31. Dezember.

Elche (Wapiti): Nur unter Spezial-Lizens ist die Jagd erlaubt in der Pembina-Braglan Reserve zwischen dem 1. Oktober und 15. Dezember.

Fasanen, Schwäne, Buschhühner (ruffed) und Kraniche: Schonzeit das ganze Jahr hindurch.

Für Wald- oder Buschhühner wie Blue Grouse, Waldhühner und Rebhühner: Schonzeit 1. Januar bis 30. September und 15. Oktober bis 31. Dezember. Für die sogenannten Präriehühner (sharptailed) ist die Schonzeit offen im ganzen Oktober, aber südlich von der Lacombe-Kerrobert Zweiglinie der C.P.R. und dem Red Deer River ist die offene Jagdzeit nur vom 1. bis 15. Oktober

Ungarische Rebhühner: Schonzeit vom 1. Januar bis 15. September und vom 1. Dezember bis 31. Dezember.

Krähen, Adler, Hühnerhabichte, Taubenhabichte, Entenhabichte, Habicht-Eulen, Schnee-Eulen, Horn-Eulen, Schwarzvögel, Viehvögel, Elstern und Hausspatzen: Keine Schonzeit während des ganzen Jahres.

Biber: Schonzeit das ganze Jahr.
Füchse: Schonzeit 1. Februar bis 31. Oktober.
Mink, Marder, Marten, Rotes Eichhörnchen: 1. April bis 31. Oktober.
Otter: 1. Mai bis 31. Oktober.
Muskrat oder Bisamratten (nördlich vom Township 90): 1. Januar bis Ende Februar und 15. Mai bis 31. Dezember. Zwischen dem Nord-Saskatchewan Fluß und Township 91: Vom 1. Januar bis Ende Februar und vom 1. Mai bis zum Jahresende und südlich vom Nord-Saskatchewan Fluß ist das ganze Jahr Schonzeit.
In dieser Zusammenstellung nicht genannte Vögel stehen unter Jagdschutz.

Allgemeine Jagdbestimmungen in Alberta.

Es ist gesetzlich nicht erlaubt, ohne Erlaubnisschein wildes Geflügel und Hochwild zu jagen. Wer Hochwild jagt, muß auf der Jagd Rock und Mütze aus Scharlachrotem Material tragen.
Es ist gesetzlich nicht erlaubt:
Geladene Schrotflinten oder geladene Kugelbüchsen in einem Fahrzeug zu haben oder solche von einem Fahrzeug oder Gefährt abzuschießen.
Hochwild oder Wildgeflügel am Sonntag zu schießen.
Auf eingezäuntem Land Wild zu jagen und zu fangen, ohne die Erlaubnis des Besitzers oder Bewohners eingeholt zu haben.
Großwild zu töten, das unter einem Jahr alt ist oder mit Hörnern oder Geweihen unter 4 Zoll lang.
Mit Wild und Wildgeflügel einen Handel und Geschäft zu machen.
Einen Jagdhund auf der Großwildjagd zu verwenden.
Ohne Erlaubnisschein pelztragende Tiere zu fangen (hiervon sind Farmer auf ihrem eigenen Land ausgenommen).
Muskratten und Biber in den Häusern und Wohnungen oder Tiere mit Fallen zu fangen.
Mit Fellen und Pelzen von pelztragenden Tieren ohne Lizens zu handeln und Geschäft zu betreiben.

Fischereigesetze in Manitoba, Saskatchewan und Alberta.

Jeder Farmer, Ansiedler oder Angler, Indianer oder Halbindianer, der tatsächlich in diesen Distrikten wohnt, hat Anrecht auf eine Fischlizenz, welche $2 kostet. Netze dürfen nicht innerhalb einer halben Meile von der Mündung oder dem Ausfluß irgend eines Stromes oder Flusses gebraucht werden. Wandnetze sind auf dem Winnipeg-See für Winterfischfang gegen Erlös einer Fischlizenz zu benutzen erlaubt, Größe des Netzes 300 Yards; für Stör 300 Yard Netz, 12zöllige Maschen, Weißfisch, Forellen, 5zöllige Maschen. Auf dem Red River dürfen für Goldaugen nur 3zöllige Maschen benutzt werden. Lizenzen für Nichtansässige $25.

Wer mit Netzen zu junge Fische fängt und dieselben beim Herausziehen des Netzes nicht sofort wieder in Freiheit setzt — wofür er den Beweis selber führen muß —, macht sich straffällig.

Schonzeiten vom 15. April bis 15. Mai für Petersfisch, Hecht, Goldaugen, Barben, Maskinonge. Vom 15. Mai bis 15. Juni: Stör. Vom 15. September bis 1. Mai: Gefleckte Forelle. Vom 5. Oktober bis 15. Dezember: Lachs oder Seeforelle und Tullibee.

Auf dem Winnipeg-See dauert die Schonzeit nur vom 5. Oktober bis 30. November und in Saskatchewan und Alberta, nördlich vom großen Saskatchewan-Fluß und dem Nord-Saskatchewan, vom 5. Oktober bis 15. November. Südlich vom Saskatchewan-Fluß vom 5. Oktober bis 15. Dezember.

Speere, Explosivstoffe, Ankerhaken oder Schießwaffen zum Töten der Fische zu benutzen, ist verboten.

Feuergesetz.

Wer auf offener Prärie einen Heuschober aufsetzt, hat denselben in einer Entfernung von etwa 60 Fuß mit einem 8 Fuß breiten, entweder gebrannten oder gepflügten Ring zu umgeben, welcher Ring vorsichtshalber nur in Gegenwart mehrerer Männer abgebrannt werden soll. Dieselbe Vorsicht ist bei der Herstellung anderer Feuerbrecher zu beobachten. Zuwiderhandlungen sind mit $200 Strafe oder einem Jahre Gefängnis belegt. Derselben Strafe verfällt derjenige, der auf der Prärie oder im Busche ein Feuer anzündet und zum Schaden seiner Nachbarn sich ausdehnen läßt.

Wer zum Selbstschutz ein Gegenfeuer anzündet und demselben freien Lauf läßt, ist nicht strafbar.

Sind Prärie-oder Waldbrände ausgebrochen, so hat der nächste Feuerwächter, Friedensrichter, Reeve oder Councillor die sämtlichen arbeitsfähigen Ansiedler des Distriktes zur Bekämpfung des Feuers heranzuziehen. Wer sich weigert, solche Dienste zu leisten, verfällt einer Strafe von $5 für jedes Vergehen.

In Saskatchewan und Alberta können Feuer für den Zweck der Reinigung des Landes vor dem 7. Mai in jedem Jahre angelegt werden. Die abzubrennende Fläche soll nicht mehr als 320 Acker betragen und muß rundum mit einem Feuerschutz von 10 Fuß umgeben sein. Auch sollen drei Erwachsene das Feuer stets bewachen. Zuwiderhandelnde verfallen einer Geldstrafe von $100.

1. Jemand, der ein Kampfeuer im Freien anzündet oder ein Feuer macht zur Brandmarkung von Vieh und verläßt es, ohne es zu löschen, verfällt, wenn überführt, einer Strafe bis zu $100.

2. Wer ein Selbstschutzfeuer um sein Eigentum anzündet, darf dies nur tun in Gegenwart dreier Männer und nur dann, wenn das Eigentum von einem 20 Fuß breiten gepflügten Ring umgeben ist. Zuwiderhandlung $100 Strafe.

3. Eisenbahngesellschaften dürfen eine Strecke der Bahn kahl brennen, doch muß das Feuer von vier Personen, mit den nötigen Löschapparaten versehen, bewacht werden.

Dreschkessel beim Dreschen müssen 30 Fuß vom nächsten Gebäude oder Heuschober entfernt sein. Ein mit Wasser gefüllter Metallbehälter muß unter den Kessel gesetzt werden, um die Asche hinein zu tun.

Ehe in dem Kessel ein Feuer angesteckt wird und während der ganzen Zeit, in welcher der Kessel arbeitet, muß der Behälter im Schornstein mit Wasser gefüllt sein.

Alle Asche und Funken müssen sorgfältig verlöscht werden, ehe der Dreschkessel weggefahren wird.

Eine Tonne mit Wasser und zwei Eimer müssen in der Nähe von Weizenstöcken oder brennbaren Stoffen nahe dem Dreschkessel stehen.

Ein sich in guter Ordnung befindender Funkenaufhalter soll immer zu sein, wenn der Kessel arbeitet.

Zuwiderhandelnde Personen, wenn überführt, müssen $5 Strafe zahlen.

In allen diesen Fällen wird der die Aufsicht über die Maschine führende Mann für durch dieselbe angerichtete Feuerschäden verantwortlich gemacht werden, und der Strafe entgehen, wenn obige **Vorschriften beobachtet** wurden.

Anmeldung von Geburten etc.
In Manitoba.

Alle Geburten, Verheiratungen und Todesfälle müssen bei dem Munizipalschreiber innerhalb 30 Tagen angemeldet werden.

Bei einer Geburt hat der Vater oder die Mutter, der Arzt oder die Hebamme, welche Geburtshilfe leisten, die Anzeige zu machen.

Den Bericht über Verheiratungen hat der amtierende Geistliche oder Prediger zu machen.

Ueber einen Todesfall hat der Hausvater oder -Eigentümer Anzeige zu erstatten. Der Arzt, welcher den Verstorbenen behandelte, muß die Todesursache angeben; auch der bei dem Begräbnis amtierende Geistliche hat einen Bericht darüber einzureichen.

Formulare für diese Berichte sind bei den Postmeistern und den Munizipalschreibern zu bekommen. Wer sich weigert oder es versäumt, diese Berichte auszufertigen, verfällt einer Strafe von nicht über 25 Dollar.

In Alberta und Saskatchewan.

Alle Geburten, Verheiratungen und Todesfälle müssen bei dem Munizipalschreiber innerhalb 30 Tagen angemeldet werden.

Bei einer Geburt hat der Vater oder die Mutter die Anzeige zu machen.

Sind aber beide Eltern unfähig, die Anzeige zu erstatten, so muß dieselbe von irgend einer anderen Person, die etwas über die Geburt des Kindes weiß, gemacht werden.

Den Bericht über Verheiratungen hat der amtierende Geistliche oder Prediger zu machen.

Ueber einen Todesfall hat der Hausvater oder Hauseigentümer Anzeige zu erstatten, oder in Fällen, wo jemand außerhalb eines Hauses verstarb, irgend eine Person, die etwas über den Todesfall weiß. Der Arzt, welcher den Verstorbenen behandelte, muß die Todesursache angeben; auch der bei dem Begräbnis amtierende Geistliche hat einen Bericht darüber einzureichen.

Formulare für diese Berichte sind bei den Postmeistern und Munizipalschreibern zu bekommen.

Wer sich weigert oder es versäumt, diese Berichte auszufertigen, verfällt einer Geldstrafe von nicht über 50 Dollar.

Erwerbung des Bürgerrechts.

Jeder im Ausland Geborene kann, wenn er fünf Jahre im Lande gewohnt, sich eines tadellosen Rufes erfreut, entweder der englischen oder französischen Sprache mächtig ist, und den Nachweis führen kann, daß er seit Anfang des Krieges (1. August 1914) ununterbrochen Untertan eines mit Großbritannien alliierten Landes, oder Untertan eines neutralen Landes gewesen ist, und das 21. Lebensjahr überschritten hat, britischer Untertan werden, indem er dem Könige von England den Treueid leistet. Irgend ein Richter des King's Bench Court oder des County Court, in Manitoba; des Supreme Court oder des County Court, in British Columbia; des Supreme Court oder des District Court, in Saskatchewan oder Alberta, kann eine Entscheidung darüber fällen, ob ein Gesuchsteller geeignet und berechtigt ist, den Bürgerschein zu erhalten. Diese Entscheidung wird an den Staatssekretär für Canada nach Ottawa berichtet, der darüber endgültig entscheidet, ob der Gesuchsteller seinen Bürgerschein erhält — nachdem er zuvor den Treueid eigenhändig ausgefertigt und unterzeichnet hat — oder nicht, wofür dem Gerichtsschreiber eine Gebühr von $5.00 zu entrichten ist. Auf des Vaters Bürgerschein können auch alle seine minderjährigen Kinder namentlich aufgeführt werden, und erhalten so mit ihm zugleich das Bürgerrecht.

Britische Untertanen, die aus Großbritannien oder britischen Besitzungen nach Canada kommen, sind schon nach zwölf Monaten Bürger des Landes.

Erwerbung des Bürgerrechts. Die Bestimmungen des Gesetzes sind dahin umgeändert, daß frühere Zugehörigkeit zu einer Nation, die mit Großbritannien im Krieg war, kein Hindernis mehr bei der Naturalisation bedeutet. Alle, die fünf Jahre im Lande gewesen sind, können um die Bürgerpapiere einkommen.

Exemption-Gesetz.

In Manitoba ist folgendes Eigentum gesetzlich geschützt und von der Pfändung ausgenommen:

Betten und Hausgerät im Werte von $500, sowie die notwendige Kleidung für den Schuldner und seine Familie. Die erforderliche Nahrung für die ganze Familie für elf Monate, vorausgesetzt, es finden sich soviel oder mehr Nahrungsmittel zur Zeit der Pfändung vor. Bücher eines Professionisten. Handwerkszeug oder Farmgeräte im Werte von $500. Eine Heimstätte von 160 Ackern, auf welcher der Schuldner wohnt, ferner Haus, Stallung, Scheune und Zäune auf diesem Lande und Saatgetreide und andere Frucht zur Bestellung von 80 Acker. Drei Pferde, Maultiere oder Ochsen, 6 Kühe, 10 Schafe, 10 Schweine, 50 Stück Geflügel, nebst Futter für diese für 11 Monate; über vier Jahre alte Pferde sind nur dann von der Pfändung ausgenommen, wenn sie zum Lebensunterhalt des Schuldners notwendig sind. Für Nicht-Farmer ist ein Haus oder Heim im Werte von $1500 vor Pfändung geschützt. Kontrakte oder Uebereinkommen, laut welchen der Schuldner auf das Exemptions-Gesetz verzichtet, sind ungültig. Getreide auf dem Halm darf nicht verpfändet oder gepfändet werden. Obige Bestimmungen haben nur Bezug auf Schulden, die nach dem 1. März 1894 gemacht wurden. Für ältere Schulden bleibt das frühere Gesetz, welches weniger Sachen vor Pfändung schützt, in Kraft.

In Saskatchewan und Alberta sind vor Pfändung geschützt: Hausgeräte etc. im Werte von $500, sowie notwendige Kleidung und Nahrung für sechs Monate. Bücher eines Professionisten. Handwerkszeug und Instrumente im Werte von $200. Die Heimstätte von 160 Ackern nebst Gebäuden, 4 Ochsen, Pferde oder Maultiere, 6 Kühe, 6 Schafe, 4 Schweine, 50 Stück Geflügel und Futter für dieselben für die Monate von November bis April; Geschirr für 3 Zugtiere, 1 Wagen oder 2 Karren; 1 Mähmaschine oder 1 Sense, 1 Brechpflug, 1 anderer Pflug, 1 Egge, 1 Pferde-Rechen, 1 Säemaschine, 1 Binder oder Reaper, 1 Schlitten, 1 Drillmaschine, Saat für 80 Acker, 2 Buschel per Acker, und 14 Buschel Kartoffeln. Für Nicht-Farmer ist Haus oder Heim im Werte von $3000 von Pfändung ausgenommen.

In Manitoba sowohl als in Saskatchewan und Alberta sind die oben angeführten Sachen (mit Ausnahme von Kleidung und Betten) aber nicht von der Pfändung ausgenommen, wenn der Kaufpreis derselben Gegenstand des gerichtlichen Vorgehens ist.

Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Um einen Arbeitskontrakt gültig zu machen, muß ein schriftlicher oder mündlicher Vertrag vorhanden sein, der die eine Partei an die Anwerbung und Be-

zahlung, die andere an den Dienst für eine bestimmte Zeit bindet. Wenn ein Arbeitgeber den Arbeitnehmer nur so lange bezahlt, wie der Arbeitnehmer im Dienst bleibt, ohne Kündigungsfrist, so besteht kein Kontrakt.

Ein Arbeitskontrakt, ob mündlich oder schriftlich, zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist in jedem Gewerke oder in jedem Dienst bindend, wenn er nicht länger als auf ein Jahr lautet

Wenn er für einen längeren Zeitraum ist, so muß er schriftlich sein und von beiden Parteien unterzeichnet werden. Wenn er für eine kürzere Zeit lautet, aber nicht so zeitig anfängt als daß er in einem Jahre vollendet wird, so muß er auch schriftlich sein.

Ein freiwillig eingegangener Kontrakt soll für beide Parteien nicht länger als neun Jahre, vom Datum des Kontrakts an gerechnet, bindend sein.

Wenn kein ausdrücklicher Mietsvertrag zwischen den Parteien gemacht worden ist, so wird der Vertrag als gemacht angenommen, wenn die Arbeit geleistet worden ist, ausgenommen sind nur solche mit nahen Verwandten wie Eltern oder Onkel.

Wenn ein Dienst geleistet worden ist, ohne daß der Lohn ausgemacht ist, so nimmt das Gesetz an, daß sich die Parteien für den Lohn, wie er in der Gemeinde gewöhnlich für die Arbeit bezahlt wird, vertragen haben. Aber das Gesetz kennt keinen Mietskontrakt oder Lohnvertrag mit nahen Verwandten wie Eltern und Onkel an. In diesem Falle muß das Gemietetsein durch einen ausdrücklichen Kontrakt bewiesen werden, ehe der Kläger einen Anspruch auf Lohn erheben kann.

Wenn es nicht anders im Kontrakt bestimmt ist, so wird der Lohn am Ende der Zeit bezahlt.

Eine Person, die als Arbeiter oder Clerk angestellt ist, kann nicht gezwungen werden, ihren Vertrag zu vollenden, aber sie kann auf Schadenersatz wegen Kontraktbruches verklagt werden.

Ein Arbeitgeber, der jemanden für den Tag, Woche oder Monat mietet, kann nicht gezwungen werden, Arbeit zu liefern, aber wenn jemand jeden Tag sich zur Arbeit anbietet, so kann er seinen Lohn einziehen.

Kontrakt für den Angestellten.

Der Angestellte muß den Vertrag auf jeden Fall erfüllen und um dies getreu zu tun, muß er nicht nur fleißig sein, sondern es erfordert auch seine ganze Aufmerksamkeit, Geschick und Voraussicht. Die Gerätschaften, Maschinen oder anderes Eigentum, mit denen er arbeitet oder die unter seiner Obhut sind, sollen von ihm nicht nur richtig gebraucht werden, sondern er muß auch achtgeben, daß sie nicht gestohlen werden.

Kündigung.

Wenn jemand für eine bestimmte Zeit, einen Tag, Woche, Monat oder Jahr angestellt ist, so kann er nach Ablauf der Zeit den Dienst verlassen oder sein Arbeitgeber kann ihn ohne Kündigung entlassen.

Wenn der Vertrag auf keine bestimmte Zeit gemacht ist und der Lohn täglich, wöchentlich, monatlich oder jährlich bezahlt wird und eine der Parteien den Vertrag beendigen will, so ist die andere Partei zu einer Kündigungsfrist berechtigt.

Ein Angestellter kann ohne Kündigung entlassen werden, wenn ihm der Lohn für eine Woche oder einen Monat gegeben wird, je nachdem der Fall liegt.

Entlassung ohne Kündigung. Der Angestellte soll seinen Pflichten genau nachkommen, pünktlich sein, gehorchen und für allen Schaden, der durch seine Nachlässigkeit entsteht, aufkommen. Wenn er dies nicht tut, so kann er ohne Kündigung entlassen werden, wenn ihm sein zuständiger Lohn bezahlt wird, und zwar wegen:

1. Ungehorsam gegen irgend einen gesetzlichen Befehl seines Arbeitsgebers.
2. Groben, unmoralischen Benehmens.
3. Beständiger Nachlässigkeit im Geschäft, oder Benehmen, oder wenn er aus Berechnung das Geschäft des Arbeitgebers schädigt.
4. Unfähigkeit für höhere Stellen, wo besondere Kenntnisse und Geschicklichkeit verlangt werden, oder beständige Unfähigkeit infolge von Krankheit. Vorübergehende Krankheit ist kein Grund zur Entlassung, wenn die Arbeit es nicht erfordert.

Der Lohn, der in solchen Fällen bezahlt wird, braucht nicht im Verhältnis zur Zeit der Arbeit des Arbeitnehmers zu stehen.

Der rückständige Lohn muß bezahlt werden, aber der Lohn, der noch zu verdienen ist, aber noch nicht fällig ist, braucht nicht bezahlt zu werden.

Unrechtmäßige Entlassung. Wenn ein Angestellter unrechtmäßig entlassen wird, so kann er seinen Arbeitgeber wegen Kontrakt- oder Vertragsbruches auf Schadenersatz verklagen. Wenn dieser keinen genügenden Grund zur Entlassung angeben kann, so kann er zur Zahlung des Lohnes für die ganze Zeit verklagt werden, aber der Angestellte muß versuchen, eine andere Stelle zu bekommen, und wenn ihm dies gelingt, so wird die Summe, die er verdient, von dem Schadenersatz abgezogen werden. Er erhält also nur den wirklichen Schaden, den er durch die Entlassung erleidet.

Grund zum Verlassen des Dienstes. Die Befehle des Arbeitsgebers müssen bei Eingehung des Kontraktes vernünftig, gesetzlich und im Arbeitsbereich des Arbeitnehmers sein. Die Maschinen und Gerätschaften müssen in Ordnung und ohne Gefahr zu handhaben sein. Wenn daher der Arbeitsgeber unvernünftige Befehle gibt und diese durchzusetzen versucht, so hat der Arbeitnehmer einen Grund, den Dienst zu verlassen.

Wenn ein Landarbeiter den Dienst willkürlich verläßt, so geht er seines Lohnes, der ihm seit dem letzten Zahltag zukommt, verlustig.

Haftbarkeit des Arbeitgebers für Beschädigungen.

Wenn ein Arbeitnehmer durch irgend einen Fehler an dem Bau eines Gebäudes oder an der Verfassung der Maschine oder durch den Mangel von ordentlichen Schutzvorrichtungen an der Maschine persönlich beschädigt wird, so hat der Arbeiter das Recht, den Arbeitgeber auf Schadenersatz zu verklagen.

Wenn ein Arbeiter gelegentlich ohne Schuld des Arbeitgebers beschädigt wird, so kann er weder Schadenersatz noch den Lohn für die Zeit, während der er nicht gearbeitet, noch die Bezahlung der ärztlichen Rechnung einklagen.

Wenn irgend eine Maschine oder irgend ein Teil einer Maschine von dem Angestellten für nicht genügend sicher angesehen wird, er den Arbeitgeber darauf aufmerksam macht und dieser trotzdem die Arbeit mit der gefährlichen Maschine verlangt, so ist dies ein Grund zum Verlassen des Dienstes.

Wenn irgend ein Unfall dann vorkommt, so ist der Arbeitgeber für Schadenersatz haftbar.

Wenn der Angestellte eine Maschine benutzt, von der er weiß, daß sie nicht sicher ist, und er dem Arbeitgeber dies nicht mitteilt, so kann er bei einem Unfall keinen Schadenersatz verlangen.

Caveat. Bei allen Käufen von Land, Häusern, Bauplätzen usw. sehe man darauf, daß sofort ein „Caveat" in der Land Titles Office ausgestellt wird. Dies bezweckt Sicherstellung gegen unberechtigten Wiederverkauf.

Mortgages (Grund-Hypothek).

Eine Mortgage (Hypothek) ist ein gesetzliches Anrecht des Gläubigers auf Grundeigentum des Schuldners, das nach erfolgter Abtragung der Schuld erlischt.

Man nennt den Gläubiger „Mortgagee" und den Schuldner „Mortgagor". Eine Mortgage sollte stets in zwei Exemplaren ausgefertigt werden, von denen der Mortgagee eins behält.

Ehe man Geld gegen eine Mortgage ausborgt, muß man vor allen Dingen erst nachsehen, ob der Besitztitel (Torrens Title oder Deed) frei von allen gesetzlichen Ansprüchen ist. Sind welche vorhanden, so müssen sie erst gelöscht werden.

Registration. Eine Mortgage ist bindend, sowie sie ausgeführt worden ist, aber die erste Mortgage, die registriert worden ist, hat auch das erste Anrecht auf das Eigentum. Ein Exemplar der Mortgage bleibt in der betreffenden Land Titles Office, in der sie registriert worden ist, bis sie gelöscht ist.

Die Vertragspunkte (Covenants) in einer Mortgage sind:

1. Das Mortgage-Geld und Zinsen zurückzuzahlen.
2. Ein guter Besitztitel.
3. Das Recht zu verkaufen, vertauschen etc.
4. Daß der Mortgagee den Besitz ungehindert übernimmt, falls die Zahlung nicht gemacht wird.
5. Das Eigentum darf sonst nicht belastet sein.
6. Daß der Mortgagor die Gebäude so versichern soll, wie es für nötig gehalten wird.
7. Daß der Mortgagor nichts getan hat, um sein Land zu belasten.

Leihgesellschaften (Loan Companies) und Privatpersonen stellen manchmal noch andere Vertragspunkte ein, die dann genauer geprüft werden sollten.

Der persönliche Vertragspunkt (Personal Covenant).

Fast in allen Mortgages verpflichtet sich der Mortgagor, dem Mortgagee die Summe mit Zinsen zurückzuzahlen. Wenn daher ein Grundstück, gegen das eine Mortgage eingetragen ist, verkauft wird, so genügt es nicht, daß die Mortgage mit übernommen wird. Dadurch ist immer noch der frühere Besitzer für die Zahlungen verantwortlich, nicht nur der neue Käufer. Deshalb muß die Mortgage entweder gelöscht (discharged) werden oder eine Uebertragung (Release) unter Siegel bewirkt werden.

Zinsen für eine Mortgage gegen Grundeigentum können für jeden Zinsfuß ausgemacht werden. Wenn der Zinsfuß nicht genannt ist, so beträgt er fünf Prozent. Wenn die Zinsen nicht bezahlt werden, so kann der Mortgagee gewöhnlich von dem Land Besitz ergreifen oder es für verfallen erklären oder es verkaufen oder die Zinsen einklagen.

Wenn Waren oder bewegliches Eigentum vorhanden ist, so kann er dieses zur Deckung der rückständigen Zinsen an sich nehmen. Man kann aber nur die Zinsen, die nicht länger als ein Jahr rückständig sind, gesetzmäßig einfordern.

Zahlung der Mortgage.

Die Zahlungsklausel muß genau geprüft werden. Wenn die Mortgage fällig ist, so kann sie ohne vorherige Notiz an den Mortgagee bezahlt werden.

Wenn sie überfällig ist und der Mortgagee die ganze Summe oder einen Teil davon verlangt, so kann der Mortgagor die ganze Summe zurückzahlen. Wenn aber nur ein Teil mit Zinsen bezahlt wird und dies die Mortgage so vorschreibt, kann der Mortgagor die ganze Summe nur dann bezahlen, wenn er sechs Monate vorher den Mortgagee davon benachrichtigt oder wenn er 6 Monate Zinsen im Voraus mitbezahlt.

Vorausbezahlung der Mortgage.

Der Mortgagee kann nicht gezwungen werden, die ganze Zahlung der Mortgage eher anzunehmen, als es in der Mortgage bestimmt worden ist.

Nur zwei Fälle bilden eine Ausnahme:

1. Wenn die Mortgage länger als 5 Jahre besteht, nebst Draufzahlung von drei Monaten Extrazinsen.
2. Wenn der Mortgagee den Mortgagor wegen rückständiger Zahlung des Kapitals oder der Zinsen verklagt hat

Das Recht des Mortgagees beim Fälligkeitstermin der Mortgage.

Wenn die Mortgage beim Fälligkeitstermin nicht bezahlt wird, kann der Mortgagee folgende Schritte tun:

1. Er kann den Mortgagor für den Betrag und Zinsen einklagen.
2. Er kann ihn einklagen und durch Gerichtsbeschluß solange die Nutznießung des Eigentums haben, bis der Betrag und die Zinsen bezahlt sind.
3. Er kann ihn einklagen, damit die Mortgage für fällig erklärt wird (foreclosed), in diesem Falle wird er absoluter Besitzer des Landes.
4. Wenn die Mortgage das Verkaufsrecht (Power of Sale) enthält, so kann er die gesetzlichen Schritte zum Verkauf tun; wenn das nicht darin enthalten ist, so kann er das Land durch das Gericht verkaufen lassen.

Uebertragen von Mortgages.

Eine Mortgage kann übertragen werden, die Uebertragungsurkunde (Assignment) muß an die Office, in der die Mortgage registriert worden ist, berichtet werden. Derjenige, der die Mortgage übernimmt, muß alle Verpflichtungen mit übernehmen und alle Bedingungen erfüllen.

Löschung (Discharge) der Mortgage.

Wenn die Mortgage bezahlt ist, so muß der Mortgagee eine Löschungsurkunde (Discharge) oder, falls es verlangt wird, eine Uebertragungs-Urkunde (Transfer of Mortgage) geben, die vom Mortgagor registriert werden muß. Der Mortgagee ist gesetzmäßig gezwungen, diese zu erteilen und auch alle Dokumente, die er in Bezug auf diese Mortgage gehalten hat, zurückzugeben.

Verkaufsrecht (Power of Sale).

Jede Mortgage enthält eine Klausel, daß das Land verkauft werden kann, wenn die Zahlung X Monate im Rückstande ist. Außerdem muß dem Mortgagor eine Notiz zugesandt werden, in der ihm noch X Monate Zeit gegeben wird. Erst wenn diese Zeit abgelaufen und Zahlung nicht erfolgt ist, kann das Land verkauft werden.

Verkauf durch zweiten Mortgagee.

Wenn das Land durch den zweiten Mortgagee unter dem Verkaufsrecht (Power of Sale) verkauft wird, ohne daß er die erste Mortgage einlöst, so tritt der Käufer an Stelle des Mortgagor, den Personal Covenant ausgenommen.

Fälligkeitserklärung (Foreclosure) der Mortgage.

Wenn die in der Mortgage bestimmte Zahlung nicht erfolgt, so kann nach erfolgter Klage das Gericht dem Mortgagee das Land zusprechen. Gewöhnlich wird dem Mortgagor sechs Monate Zeit gegeben, die Zahlung nebst Zinsen zu machen. Außerdem kann er auch das Land verkaufen, um seinen Verpflichtungen dem Mortgagee gegenüber nachzukommen. Geschieht dies nicht, so verliert er das Land an den Mortgagee.

Nicht voll ausbezahlte Mortgages.

Wenn das Land, gegen das eine Mortgage eingetragen ist, beim Verkauf nicht den vollen Betrag der Mortgage einbringt, so kann der Mortgagee den Mortgagor auf den Personal Covenant hin einklagen, damit sein noch bestehender Anspruch auf das andere Eigentum des Mortgagor übertragen wird.

Chattel Mortgages.

Eine Chattel Mortgage ist ein gesetzliches Anrecht auf persönliches, bewegliches Eigentum. Sie ist eine Hypothek, eine Uebertragung oder eine Verpfändung des Besitztitels, nicht des Besitzes des Eigentums, die nach Abzahlung der Schuld erlischt. Der Gläubiger kann aber Besitz von dem Eigentum ergreifen, wenn der Schuldner die Bedingungen in der Chattel Mortgage nicht einhält, oder ihm die gebotene Sicherheit ungenügend erscheint. Der Schuldner heißt „Mortgagor" und der Gläubiger „Mortgagee".

In der Mortgage müssen die Gegenstände so genau beschrieben werden, daß eine Verwechselung ausgeschlossen ist.

Registration.

Um das Eigentum gegen Gerichtssprüche (Judgments), spätere Käufer oder Mortgagees zu schützen, muß die Chattel Mortgage registriert werden, d. h. dem Clerk des County Courts des Distriktes, in dem das Besitztum sich befindet, innerhalb 20 Tagen in Manitoba und innerhalb 30 Tagen in Saskatchewan und Alberta eingetragen werden. Sie ist auf ein Jahr und in Manitoba auf zwei Jahre gültig, wenn sie dann noch nicht gelöscht ist, muß sie jährlich, oder in Manitoba alle zwei Jahre erneuert werden.

Mortgages auf die Ernte dürfen nur zur Bezahlung von Saatgetreide aufgenommen werden.

Entfernung der verpfändeten Güter.

Verpfändete Güter dürfen nur dann nach einem anderen Platz geschafft werden, wenn eine beglaubigte Abschrift der Chattel Mortgage bei dem Gericht hinterlegt wird, in dessen Bereich der Ort liegt, und die Genehmigung des Mortgagee zu solcher Entfernung zuvor eingeholt worden ist.

Fälligkeitstermin.

Wenn die Chattel Mortgage abgelaufen ist, ohne daß eine Bezahlung erfolgt ist, kann der Mortgagee folgende Schritte tun:

1. Er kann den Verkauf der verpfändeten Gegenstände selbst vornehmen oder er kann nach dem Bailiff schicken.

Dann muß er die Gegenstände verkaufen und den Ueberschuß über den Betrag der Mortgage an den Besitzer zurückerstatten.

2. Er kann den Mortgagor um den Betrag der Mortgage verklagen.

3. Er kann die Chattel Mortgage bis zu zwanzig Jahren immer wieder verlängern, muß dann aber immer eine Erneuerung registrieren.

Gründe zur Besitzergreifung.

Der Mortgagee kann nur dann Besitz von den verpfändeten Gegenständen ergreifen, wenn die Mortgage fällig ist oder irgend eine Vereinbarung nicht gehalten worden ist, wie:

1. Zahlungsversäumnis.

2. Entfernung der Gegenstände aus dem Registrationsdistrikt ohne schriftliche Erlaubnis.

3. Besitzergreifung der Gegenstände für Miete und Steuern.

4. Vollziehung eines Gerichtsspruches (Judgment) gegen die Gegenstände.

5 Wenn der Mortgagor irgend welche Gegenstände zu verkaufen sucht, ohne die Erlaubnis des Mortgagee einzuholen, und den vollen Erlös aus solchem Verkauf dem Mortgagee unverzüglich abzuliefern.

Erneuerung.

Eine Chattel Mortgage behält ihren Anspruch auf zwanzig Jahre. Wenn sie aber am Fälligkeitstermin nicht bezahlt wird und damit sie dritten Parteien gegenüber bindend sein soll, muß sie dann immer wieder erneuert werden.

Uebertragung.

Eine Chattel Mortgage kann übertragen werden. Eine Uebertragungsurkunde (Assignment) muß in derselben Office registriert werden, wo die Mortgage eingetragen worden ist.

Löschung.

Wenn eine Chattel Mortgage bezahlt ist, so sollte auch eine Löschungsurkunde (Discharge) registriert werden.

Ernteabzahlungen.
(Für Saskatchewan.)

Im Fall einer Landpachtung kann der Pächter einen Teil der Ernte für die Zinsen beanspruchen.

Im Fall eines Landverkaufes unter einem Verkaufskontrakte kann der Verkäufer einen Teil der Ernte (für die Zinsen bezw. das Kapital) beanspruchen. Auch wer eine Hypothek auf dem Lande hat, kann diese Ansprüche an die Ernte machen, als ob der Verkäufer und der Hypothekeninhaber Käufer sei.

Vom Augenblick der Aussaat an bis zur Ablieferung bleibt das Risiko das des Pächters, Käufers oder Hypothekeninhabers.

Der Scheriff kann (im Falle der Pachtung) die ganze Ernte mit Beschlag belegen und verkaufen oder auch das Getreide aufteilen und den Anteil des Schuldners verkaufen.

Pachtungen, Verkaufsverträge und Hypotheken, unter denen über die Hälfte des Ernteanteiles an den Besitzer bezw. Hypothekeninhaber übergehen, werden durch dies Gesetz nicht beeinflußt.

Dieses Gesetz findet auch auf Pachtungen und Verkauf von Land und Chattels (bewegliches Eigentum) Anwendung.

Chattel Mortgages, Hypotheken, Verkaufsverträge usw. haben immer den Vorzug, falls sie als Sicherheit für Saatgetreide oder Drescherrechnungen gegeben wurden.

Ordinanz, Hengste und Bullen betreffend. Kurzer Titel.

1. Diese Ordinanz soll kurz „The Stray Animals Act" heißen.

Gerichtliche Interpretation.

2. Wo in dieser Ordinanz die nachfolgenden Ausdrücke vorkommen, sollen sie gemäß der hier folgenden Weise ausgelegt werden:

(a) Der Ausdruck „Besitzer" meint irgend eine Person, welche einen Hengst oder Bullen besitzt, über den diese Ordinanz verfügt.

(b) Der Ausdruck „Fänger" meint irgend eine Person, die einen Hengst oder Stier ergriffen hat, oder in Gewahrsam getan, in Gemäßheit dieser Ordinanz

(c) Der Ausdruck „frei herumlaufen" meint, nicht unter Kontrolle des Besitzers sein, weder unter direkter, beständiger Aufsicht eines Hirten, noch in Gewahrsam in einem Gebäude oder Gehege oder Einzäunung, ganz gleich, ob letztere einen gesetzlichen Zaun darstellt oder nicht. Ueber „gesetzlichen Zaun" siehe Zaun-Ordinanz.

Wann dürfen Hengste oder Bullen frei herumlaufen?

3. Es ist nicht erlaubt, einen Hengst, der ein Jahr oder älter ist, in irgend einem Teil von Saskatchewan oder Alberta frei herumlaufen zu lassen.

4. Mit Ausnahme später aufgeführter Fälle ist es nicht gestattet, einen Bullen, der neun Monate alt oder älter ist, in irgend einem Teil von Saskatchewan oder Alberta zu irgend einer Zeit frei herumlaufen zu lassen.

5. Auch dürfen über vier Monate alte Eber zu keiner Zeit des Jahres, und über vier Monate alte Schafböcke vom 1. April bis zum 31. Juli jeden Jahres, nicht frei umherlaufen, sondern müssen in entsprechenden Stallgebäuden, Einzäunungen oder Gehegen gehalten werden, oder sich unter der Aufsicht eines Hirten befinden.

(a) Der Landwirtschaftsminister mag durch Bekanntmachung in zwei aufeinander folgenden Ausgaben der offiziellen „Gazette" erlauben, daß in Distrikten, welche in der Bekanntmachung beschrieben sind, Bullen frei herumlaufen in der Zeit vom 1. Juli eines Jahres bis zum 31. Dezember desselben Jahres, beide Daten sind miteingerechnet.

Frei herumlaufende Hengste oder Bullen dürfen eingefangen werden.

5a. Wer einen Hengst oder Bullen entgegen den Bestimmungen dieser Ordinanz frei herumlaufen sieht — außer wenn es innerhalb eines Pfandstall- oder Herddistrikts ist — hat das Recht, diesen Bullen oder Hengst einzufangen und einzusperren und sofort danach den Besitzer zu benachrichtigen, wenn er dem Fänger bekannt ist, und wenn solch Besitzer nicht in drei Tagen, nachdem er die Benachrichtigung empfangen, den Hengst oder Bullen abholt und dem Fänger fünf Dollar für seine Mühe und 50 Cents pro Tag für die Fütterung zahlt, dann soll ein solcher Besitzer eines gesetzlichen Vergehens schuldig erachtet und auf summarische Aburteilung einer Geldstrafe von nicht mehr als fünfundzwanzig Dollar nebst Gerichtskosten und Gebühren für Fangen und Füttern eines solchen Hengstes oder Bullen unterworfen sein; die Gebühren sollen dem Fänger nach Eintreibung derselben ausgezahlt werden.

6. Wenn der Besitzer eines Hengstes oder Bullen, der gemäß den Vorschriften des vorhergehenden Paragraphen eingefangen und eingesperrt ist, dem Fänger unbekannt ist, dann soll der besagte Fänger innerhalb 48 Stunden nach dem Fang eine Bekanntmachung nach Form A des dieser Ordinanz beigefügten Schemas in drei öffentlichen Plätzen der Nachbarschaft anschlagen und gleichzeitig eine Abschrift der Bekanntmachung an das Landwirtschafts-Departement zur Veröffentlichung in zwei aufeinander folgenden Ausgaben der offiziellen Gazette einsenden und der Besitzer eines solchen Bullen oder Hengstes soll berechtigt sein, denselben zurückzuerhalten, nachdem er dem Fänger fünf Dollar für seine Mühe und 25 Cent pro Tag für die Fütterung des Tieres und die Kosten der Anzeige in der Gazette bezahlt hat.

(a) Außer der Anzeige des Fanges eines Hengstes oder Bullen in der offiziellen Gazette, wie hierin vorgeschrieben, hat der Fänger auch das Recht, die Bekanntmachung des Fanges in drei aufeinander folgenden wöchentlichen Ausgaben der Zeitung anzuzeigen, welche in nächster Nähe des Fangortes erscheint und jede Ausgabe für solche Anzeige, falls sie nicht mehr als einen Dollar beträgt, soll vom Eigentümer dem Fänger zurückgezahlt werden, wenn der besagte Hengst oder Bulle vom Eigentümer zurückgeholt ist, oder vom Richter nach dem Verkauf eines solchen Hengstes oder Bullen auf Nachweis, daß solche Ausgabe gemacht wurde, dem Fänger zugesprochen werden.

Gesetz über verlaufene Tiere im Auszug.
(Saskatchewan.)

„Tier" bedeutet in diesem Gesetz irgend ein Stück Vieh, Pferd, Esel, Maultier, Schaf, Ziege oder Schwein.

Schweine dürfen in keinem Distrikt frei umherlaufen. Der Rat der Munizipalität muß die Anzahl der Tiere, den Teil der Munizipalität und die Zeitperiode feststellen, in der irgend ein Besitzer auf ungezäuntem freiem Land weiden lassen darf.

Der Rat der Munizipalität hat das Recht, die Zeitperiode, in der die Tiere frei umherlaufen dürfen während der Monate September bis Dezember nach Gutdünken zu verlängern oder zu verkürzen.

Irgend ein Besitzer darf ein fremdes, verlaufenes Tier drei Tage lang einsperren, muß aber den Besitzer innerhalb 24 Stunden benachrichtigen und kann Entgelt für Fütterung sowie Entschädigung für vor dem Einfangen verursachten Schaden beanspruchen. Falls der Eigentümer des Tieres dieser Pflicht nicht nachkommt, muß das Tier dem nächsten Pfandstall ausgeliefert werden.

Die Pfandstallhalter müssen über die eingefangenen Tiere Buch führen. Die Person, die ein verlaufenes Tier reklamiert, muß schriftlich Zeugnis dafür ablegen, daß sie der Besitzer ist. Falls der Besitzer unbekannt ist, muß in der „Saskatchewan Gazette" eine Beschreibung des Tieres gegeben werden. Meldet sich niemand, so hat der Pfandstallhalter das Recht, nach vorschriftsmäßigem Anschlag und festgesetzter Zeit das Tier zu verkaufen. Die Verkaufsbeträge werden für Unkosten, Fütterung usw. verwendet, und der etwaige Rest dem Besitzer, falls bekannt, zugestellt.

Falls ein Besitzer sich benachteiligt fühlt, hat er das Recht der Beschwerde beim Friedensrichter.

Die Gebühr für das Einfangen eines über ein Jahr alten Hengstes oder eines über acht Monate alten Bullen beträgt $10. Für anderes Vieh 50 Cents pro Kopf. Die Gebühr für Fütterung usw. ist dieselbe, die der Pfandstallhalter zu verlangen das Recht hat.

Alle diese obengenannten Gesetze gelten für einen geordneten Herdendistrikt.

Wann darf das eingefangene Tier verkauft werden?

7. Wenn zwanzig Tage nach der ersten Veröffentlichung der Bekanntmachung in der erwähnten Gazette kein Eigentümer eines solchen Hengstes oder Bullen sich meldet, oder die Zahlungen, die in dieser Ordinanz vorgesehen, nicht gemacht sind an den Fänger, dann mag ein Friedensrichter auf Applikation gemäß Form B des beigefügten Schemas, welche durch Eid bewahrheitet ist, nachdem acht Tage lang eine Bekanntmachung des bevorstehenden Verkaufs mit Angabe der Zeit an drei weit sichtbaren Stellen in der Nähe des Fangortes angeschlagen war (eine von diesen soll das nächstgelegene Postamt sein), den besagten Hengst oder Bullen verkaufen oder verkaufen lassen durch öffentliche Versteigerung und aus den Einnahmen des Verkaufs die Anzeige und Richtergebühren bestreiten, dann die Summe von fünf Dollar und Kosten der Fütterung an den Fänger zahlen und was überbleibt, dem Landwirtschaftsminister einhändigen.

(b) Der Friedensrichter soll unmittelbar nach dem Verkauf dem Landwirtschafts-Departement eine Beschreibung des oder der verkauften Tiere einsenden mit Angabe des Verkaufstages, der erzielten Summe und der Verfügung über dieselbe.

8. Alle Gelder, die dem Landwirtschaftsminister gemäß den Vorschriften des Paragraph 7 eingehändigt wurden, sollen dem Eigentümer des verkauften Tieres eingehändigt werden, wenn derselbe dem Minister oder einem von ihm hierfür ernannten Beamten genügend Beweis des Besitzes führen kann und eine Applikation darum an den Leutnant-Gouverneur innerhalb zwölf Monaten nach dem Verkauf gemacht ist; andernfalls soll das Geld einen Teil des ordentlichen Einnahme-Fonds bilden.

Wer darf das eingefangene Tier verkaufen?

9. Der Richter, an welchen eine Applikation um Vollmacht, einen Hengst oder Bullen gemäß den Vorschriften dieser Ordinanz zu verkaufen, gerichtet ist, darf entweder selbst das Tier verkaufen oder es durch den Pfandstallhälter, der dem Fangort des Tieres am nächsten wohnt, verkaufen lassen, oder im Falle kein Pfandstallhalter in einiger Entfernung wohnt, darf der Richter irgend jemand schriftlich beauftragen, ein solches Tier zu verkaufen und die mit dem Verkauf beauftragte Person soll nicht nötig haben, für diesen Verkauf eine Lizenz als Auktionator zu besitzen.

10. Der Richter oder die mit dem Verkauf eines Hengstes oder Bullen gemäß dieser Ordinanz beauftragte Person soll berechtigt sein, $2.50 per Centum Kommission aus dem Erlös des Verkaufs zu eigenem Gebrauch und Vorteil zurückzubehalten.

Pfandstall und Herd-Distrikte.

11. In irgend einem Pfandstall oder Distrikt, der gemäß einer Ordinanz der Territorien etabliert ist, soll kein Hengst oder Bulle eingesperrt oder verkauft werden nach den Vorschriften dieser Ordinanz, sondern soll (wenn gefangen) durch den Fänger dem nächsten Pfandstall zugeführt und dort soll mit dem Tiere gemäß den Vorschriften über „entlaufene Tiere" verfahren werden. (Vergl. Ordinanz über „Entlaufene Tiere".)

Strafbestimmungen und Gebühren.

12. Wenn der Besitzer eines Hengstes oder Bullen, der von seiten eines Friedensrichters benachrichtigt, daß sein Hengst oder Bulle frei herumläuft zuwider den Vorschriften dieser Ordinanz und aufgefordert wurde, denselben zu fangen und einzusperren, es unterläßt, oder sich weigert, binnen 48 Stunden dieser Aufforderung nachzukommen, so macht er sich eines strafbaren Vergehens schuldig und soll nach summarischer Aburteilung durch einen Friedensrichter einer Strafe von fünf Dollar für jeden Tag verfallen, wenn der Bulle oder Hengst nach Verstreichen der erwähnten Frist noch frei herumläuft.

Die Einzäunungs-Ordinanz der Provinzen Saskatchewan und Alberta.

Kurzer Titel.

1. Als kurzer Titel dieser Ordinanz soll der Name „Fence Ordinance" gelten.

Fehlen eines gesetzlich genügenden Zaunes.

2. Falls ein Grundstück nicht durch einen gesetzlich genügenden Zaun umgeben ist, ist es nicht erlaubt, eine Klage auf Ersatz des durch Vieh angerichteten Schadens anzustrengen oder Vieh zu beschlagnahmen, welches Schaden an Eigentum verursacht.

Was ist ein „gesetzlich genügender" Zaun?

3. Ein jeder Zaun, der in einem der folgenden Paragraphen beschrieben ist, soll als „gesetzlich genügender" Zaun angesehen werden.

Jeder starke Zaun, mindestens 3½ Fuß hoch, falls er besteht aus:

(a) Stangen oder Brettern, nicht weniger als 5 an der Zahl, deren unterste höchstens 12 Zoll vom Boden und jedes Brett oder Stange höchstens 12 Fuß lang ist, festgenagelt, gebunden oder sonstwie befestigt an Verbindungspfosten, die höchstens 16½ Fuß von einander entfernt sind und, die einen Stacheldraht oben haben . (Saskatchewan.)

(b) Aus nicht weniger als vier Stacheldrähten an Pfosten in Abständen von nicht mehr als 33 Fuß entfernt. Die Drähte befestigt an Zwischenstangen, die nicht weniger als 7 Fuß 6 Zoll von einander entfernt sind. (Saskatchewan.)

(c) Aus drei oder mehr Stacheldrähten, der unterste höchstens 14 Zoll vom Boden entfernt, Verbindungspfosten nicht mehr als 16½ Fuß von einander entfernt

(d) Aus Drahtgewebe, das an Pfosten in Abständen von höchstens 33 Fuß angebracht ist.

Einzäunung der Ernte.

4. Ein Zaun, der Frucht auf dem Halm oder Getreide, das erntebereit ist, umgibt, soll nur dann als gesetzlich genügend angesehen werden, wenn er mindestens 8 Fuß von dem Getreide entfernt angebracht ist und auch sonst gemäß den Vorschriften dieser Ordinanz hergestellt ist.

Einzäunung von Schobern.

5. Jeder Zaun, der um Heu- oder Getreideschober angebracht ist, soll als „gesetzlich genügend" angesehen werden, falls er gemäß den unter No. 3 angegebenen Vorschriften errichtet und mindestens 10 Fuß entfernt von diesen Schobern angebracht ist.

Wer zahlt für Grenz-Zäune?

6. Wenn zwei Eigentümer oder Inhaber (Pächter etc.) von an einander grenzendem Land einen Grenzzaun auf der Scheidelinie errichten wollen zum gemeinsamen Nutzen beider, so sollen sie die Kosten der Herstellung desselben zu gleichen Teilen tragen, ebenso sollen die Kosten für Instandhaltung und Reparaturen von diesen beiden Nachbarn, seien sie Besitzer oder Pächter, zu gleichen Teilen getragen werden.

Wenn ein Besitzer oder Inhaber von Land einen Grenzzaun zwischen seinem und dem Nachbar-Grundstück errichtet, so soll der Besitzer oder Inhaber des angrenzenden Grundstücks, sobald er einen Nutzen oder Vorteil von einem solchen Grenzzaun hat, durch die Einhegung seines Landes oder eines Teiles desselben oder in irgend einer Art dem erstgenannten Besitzer oder Inhaber einen angemessenen Anteil vom derzeitigen Wert solchen Grenzzaunes zahlen und die Kosten der Instandhaltung und Reparatur eines solchen Zaunes sollen von diesen beiden benachbarten Besitzern oder Inhabern zu gleichen Teilen getragen werden.

Haftbarkeit der Besitzer von fremdes Land betretenden Tieren.

7. Der Besitzer eines Haustieres, welches in Land, das mit einem gesetzlich genügenden Zaun umgeben ist, einbricht, oder dasselbe betritt, ist verpflichtet, den Besitzer solchen Landes für allen durch ein derartiges Tier angerichteten Schaden zu entschädigen.

Streitigkeiten, welche den Grenzzaun oder angerichteten Schaden betreffen.

8. Im Falle Besitzer oder Inhaber von an einander grenzendem Lande darüber uneinig sind, was ein gesetzlich genügender Zaun ist oder wo rechtmäßigerweise ein beabsichtigter oder existierender Grenzzaun entlanglaufen sollte oder über den angemessenen Betrag, den jeder der beiden benachbarten Besitzer oder Inhaber zu der Errichtung oder der Reparatur des Grenzzaunes beisteuern sollten, oder über die Summe, die ein solcher Besitzer oder Inhaber als Entschädigung dem anderen zahlen sollte für Errichtung oder Reparatur eines Zaunes oder im Falle zwei Parteien uneinig sind über die Größe des Schadens, welcher von Tieren angerichtet ist, die auf durch gesetzlich genügenden Zaun eingehegtes Land einbrechen, sollen beide je einen Schiedsrichter ernennen, welche die strittigen Angelegenheiten entscheiden und beseitigen sollen. Diese Schiedsrichter sollen erstens den streitenden Parteien eine angemessene Zeit zuvor Nachricht geben über die Zeit und den Platz, wo sie zusammenzutreffen wünschen zwecks Anhörung und Entscheidung der strittigen Angelegenheit. Zur festgesetzten Zeit sollen sie dann zusammenkommen, die Parteien und deren Zeugen anhören und ihre Entscheidung in der strittigen Angelegenheit treffen; und falls die Schiedsrichter nicht übereinkommen können, sollen sie einen Unparteiischen (umpire) ernennen, der die Entscheidung treffen soll; und im Falle eine der streitenden Parteien sich weigert, oder es unterläßt, einen Schiedsrichter innerhalb 48 Stunden zu ernennen, nachdem ihm die Aufforderung hierzu schriftlich von der anderen streitenden Partei zugestellt ist, kann diese andere streitende Partei sich an einen Friedensrichter wenden, welcher, nachdem er sich durch den Eid eines glaubwürdigen Zeugen überzeugt, daß eine derartige Aufforderung ergangen und derselben nicht nachgekommen ist, einen Schiedsrichter ernennen soll an Stelle der Person, welche sich weigerte oder es unterließ, einen Schiedsrichter zu ernennen und der so ernannte Schiedsrichter soll handeln und verfügen und alle Schritte sollen gemäß den in diesem Abschnitte gemachten Vorschriften ergriffen und angegeben werden, als ob dieser Schiedsrichter von der Person, welche sich weigerte oder es unterließ, zu ernennen, ernannt wäre.

(a) Diese Anweisung, Schiedsrichter zu ernennen, soll als eine Klausel der Schiedsrichter Ordinanz (Arbitration Ordinance) angesehen werden und die Vorschriften dieser Ordinanz sind für dieselbe gültig.

(b) Die Entscheidung der Schiedsrichter betreffs des richtigen Platzes für einen zu errichtenden oder vorhandenen Grenzzaun soll auf den Besitztitel für das betreffende Land keinen Einfluß haben und soll nur für die Zeit bindend sein, wo der fragliche Grenzzaun als „gesetzlich genügender" Zaun tatsächlich vorhanden ist.

Ausnahmen für Herden- und Pfandstall-Distrikte.

9. Keine Bedingung in den vorhergehenden Vorschriften soll so ausgelegt werden, als ob sie in irgend einer Weise das Recht einer Person beeinträchtigen, einem Herden- oder Pfandstall-Distrikt Vieh zu beschlagnahmen oder in den Pfandstall zu bringen von Vieh in einem solchen Distrikt vorsieht, gewährt ist; ferner soll sie nicht die Forderung oder Erlangung von Schadenersatz in der von jener Ordinanz vorgesehenen Weise beeinträchtigen.

Zäune über geschlossene Wege.

10. Es ist die Pflicht eines jeden, der einen Drahtzaun quer über einen Weg errichtet, der im öffentlichen Gebrauch für mindestens drei Monate unmittelbar vor der Errichtung dieses Zaunes war, an diesem Zaun eine Stange oben anzubringen auf dem Zaun, wo der Weg kreuzt. Diese Stange soll zwei Ruten weit von beiden Seiten von der Mitte des Weges sich erstrecken.

11. Kapitel 77 der Konsolidierten Ordinanzen von 1898, Kapitel 21 der Ordinanzen von 1899 und Kapitel 23 der Ordinanzen von 1900 sind hiermit aufgehoben.

Ansteckende Krankheiten.

1. Diese Ordinanz soll kurz als „The Public Health Ordinance of Alberta" zitiert werden.

2. Ansteckende Krankheiten sind: Blattern, Windpocken, Scharlachfieber, Masern, Diphtheritis, asiatische Cholera und alle solche Krankheiten, die vom Leutnant-Gouverneur-in-Council für ansteckend erklärt werden mögen.

3. Ein Haus, in dem sich eine Person, die an einer ansteckenden Krankheit leidet, befindet, darf nur von einem Arzte oder Personen, die den Kranken bedienen, betreten werden. Andere Personen, wenn sie nicht unter Quarantäne stehen, dürfen dies nur tun, nachdem sie dazu von einem Gesundheitsbeamten Erlaubnis erhalten haben.

(a) Ein Haus, in welchem ein Fall von ansteckender Krankheit vorkam, darf nicht vermietet oder verkauft werden, bis daß es desinfiziert worden ist.

(b) Kinder, die von einer ansteckenden Krankheit befallen waren oder in einem Hause wohnen, wo sich eine an einer ansteckenden Krankheit leidende Person befand, dürfen nicht die Schule besuchen, außer daß dem Lehrer ein von einem Arzte unterschriebenes

Zeugnis übergeben wird, welches Beweis liefert, daß die Kleider der Kinder, sowie sie selbst, in der vorgeschriebenen Weise desinfiziert worden sind.

Zuwiderhandlungen obiger Bestimmungen werden bis zu $100 und Zahlung der Kosten oder mit drei Monaten Gefängnis, oder auch mit Geld und Gefängnisstrafe belegt. Ausgeschlossen sind hiervon Personen, die ein Haus, in welchem sich an ansteckenden Krankheiten Leidende befinden, verlassen, um einen Arzt zu rufen.

(c) Ein Arzt, der die mit einer ansteckenden Krankheit behaftete Person behandelt, oder ein Gesundheitsbeamter, darf dieselbe nach einem Hospital oder isolierten Gebäude überführen lassen.

4. Der Bewohner eines Hauses, in welchem ein Fall ansteckender Krankheit vorkommt, muß sogleich, auf Anordnung seines Arztes oder eines Gesundheitsbeamten, eine Karte mit dem Namen der im Hause vorkommenden Krankheit an den Außentüren seines Hauses anschlagen. Die Karte darf nicht kleiner als 4 bei 6 Zoll sein und muß bleiben, bis das Haus desinfiziert ist. Zuwiderhandlung wird mit 50 Dollar bestraft.

The Noxious Weeds Ordinance (Alberta).

1. Diese Ordinanz soll kurz als „The Noxious Weeds Ordinance" zitiert werden.

2. Die folgenden Kräuter werden als Unkraut bezeichnet: Tumbling Mustard, Hasenohr Senf, Hederich, Tansy Mustard, Wormseed, Falscher Flachs, Gelbwurz (Ball Mustard), Hirtentäschel-Kraut, Stinkwurz, Rotwurz, Canadische Distel, Russische Distel, Königskraut, Wilder Hafer, Fuchsschwanz und Klette (Blue Burr).

In Saskatchewan: Perennierende Saudistel, gewöhnliche Saudistel, canadische Distel, wilder Hafer, stinkweed, wilder Senf, tumbling mustard (Taumelsenf), russische Distel, Berberitze (mit Ausnahme von Berberis thunbergii(, Hasenohrsenf, kugelförmiger Senf, falscher Flachs, purple cockle, cow cockle, ragweed, Vogelhanf, blaue Klette (blue burr), nachtblühende Fliegenfalle, Tansy-Senf, Wormseed-Senf und Hirtentäschelkraut (shepherd's purse).

3. Der Kommissar des Ackerbaudepartements wird von Zeit zu Zeit, wie erforderlich, Inspektoren und Beamte ernennen, die darauf zu sehen haben, daß die Regeln dieser Ordinanz beobachtet werden. Der Kommissar bestimmt auch die Pflichten und die Vergütungen der ernannten Beamten und Inspektoren.

4. Jeder Landbesitzer oder Pächter muß das Unkraut auf seinem Lande ausrotten. Zuwiderhandlungen werden bis zu 100 Dollar und Zahlung der Gerichtskosten bestraft.

(a) Grenzt ein öffentlicher Weg an das Land, so muß der Eigentümer oder Pächter die Hälfte desselben von Unkraut reinigen.

5. Sieht ein Inspektor Unkraut in einem gesäten Felde, so darf er den Eigentümer auffordern, bis zu einer gesetzten Zeit (15 Tage nach Empfang der Notiz) das Getreide geschnitten und verbrannt zu haben, oder daß er das Feld 10 Tage nach dem Dreschen entweder eingezäunt oder das Stroh und durchgesiebte Getreide und Unkraut verbrannt habe.

(a) Unkraut auf unkultiviertem Lande muß ebenfalls fünf Tage nach Empfang der Notiz seitens des Inspektors vom Eigentümer ausgerottet sein.

(b) Findet sich Unkraut auf Eisenbahnland, so muß der Inspektor den Vormann, dem der Teil des Landes unterstellt ist, schriftlich benachrichtigen und muß derselbe fünf Tage später das Unkraut zerstört haben.

In allen Fällen wird Nichtbefolgung der Anordnung des Inspektors bis zu 100 Dollar und Gerichtskosten bestraft werden.

6. Handel mit Getreide-, Gras- oder Kleesamen, in welchem sich Unkrautsamen befindet, ist nicht erlaubt.

7. Drescher müssen ihre Maschine, nachdem sie auf einem Platze ausgedroschen haben, gründlich reinigen, bevor sie dieselbe auf ein anderes Feld bringen. Ueberdies soll eine Karte, welche diese Bestimmung enthält, an jeder Maschine angebracht sein, und zwar so, daß jedermann dieselbe deutlich sehen kann.

Postverordnungen für Canada.

Briefe für Canada, nach Großbritannien und allen anderen Plätzen im britischen Reich, den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich und allen Plätzen in Nord- und Süd-Amerika 3 Cents für die erste Unze oder einen Bruchteil derselben und 2 Cents für jede weitere Unze. Stadtbriefe 2 Cents. Bei nicht genügend frankierten Briefen hat der Empfänger das Doppelte des fehlenden Portos zu entrichten. Ist der Brief ganz unfrankiert auf die Post gegeben, so wird er nach der Dead Letter Office zu Ottawa und dem Aufgeber unter Anrechnung von Strafporto zurück geschickt.

Briefe nach allen im ersten Abschnitt nicht genannten Ländern 5 Cents für die erste Unze und 3 Cents für jede weitere Unze oder Bruchteil derselben.

Wünscht man, daß ein Brief, im Falle er nicht abgeliefert werden kann, an den Absender zurückgeschickt werde, so schreibe oder drucke man auf das Kuvert etwa folgendes: If not delivered within ten days return to . . . . (hier folgt Name und Adresse des Absenders).

Postkarten nach Canada, den Vereinigten Staaten, nach allen Plätzen in Nord- und Süd-Amerika, Großbritannien und allen anderen Plätzen im britischen Reiche und nach Frankreich 2 Cents.

Postkarten nach allen anderen Ländern 3 Cents.

Privat-Postkarten kann sich jeder selbst verfertigen, indem er ein steifes Stück Papier, nicht größer als 3½ bei 6 Zoll groß, nimmt und auf die für die Adresse bestimmte Seite die notwendigen Marken klebt.

Zeitungen und Zeitschriften, die von anderen als Herausgebern versandt werden, für Canada, Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Mexiko 1 Cent für 4 Unzen, nach allen anderen Ländern 1 Cent für je 2 Unzen oder einen Bruchteil derselben.

Handelspapiere in Canada kosten dasselbe wie Briefe, nach allen anderen Ländern 10 Cents für die ersten 10 Unzen, 2 Cents für jede weiteren 2 Unzen.

Empfangsbescheinigung (nur für registrierte Gegenstände) nach Canada und allen anderen Ländern 10 Cents, falls bei der Aufgabe des Artikels verlangt.

Muster ohne Wert (Warenproben) nach Canada, den Vereinigten Staaten und Mexiko 1 Cent

für 2 Unzen; nach allen anderen Ländern 2 Cents für die ersten 4 Unzen; 1 Cent für jede weitere 2 Unzen.

Registrierung irgend einer Postsendung kostet nach dem Inland und Ausland 10 Cents; man kann auch Postpakete innerhalb Canadas, der Ver. Staaten und Englands versichern.

Post-Anweisungen (Money Orders) für Canada kosten:

Bis zu $5	7 Cents
Von $5 bis $10	9 "
Von 10 bis 30	14 "
Von 30 bis 50	17 "
Von 50 bis 60	22 "
Von 60 bis 100	27 "

Will man mehr als 100 Dollar per Post senden, so muß man mehrere Money Orders lösen, da auf eine Order nicht mehr als 100 Dollar geschickt werden können.

Die Gebühren für Money Orders, zahlbar im britischen Reich, und in fremden Ländern (mit einigen Ausnahmen, für die der erste Tarif gilt) betragen:

Diese Raten schließen die besondere Steuer ein.

Bis zu $5	7 Cents
Bis zu 10	12 "
Bis zu 20	22 "
Bis zu 30	32 "
Bis zu 40	42 "
Bis zu 50	52 "

und so weiter, immer 10 Cents mehr für weitere 10 Dollars oder Bruchteil davon.

Da die Wechselrate des Geldes der Vereinigten Staaten stets wechselt, können für Postanweisungen nach den Vereinigten Staaten, Cuba, Hawaii, Panama Zone, den Philippinen usw. keine festen Raten angegeben werden. Jede Poststation, die Postanweisungen ausgibt, kann im gegebenen Fall über die jeweilige Rate Auskunft geben. Nach Deutschland kann man Postanweisungen nur via England senden.

Eine Person, die Briefe anderer Leute öffnet oder zurückhält, oder auch findet und nicht abliefert, macht sich eines schweren Vergehens schuldig, welches mit Geld- und Gefängnisstrafen geahndet wird.

Die Postal-Noten eignen sich ganz besonders, um kleinere Beträge durch die Post zu versenden. Sie werden in Beträgen von 1 Cent bis 10 Dollar in jedem Postamte ausgestellt und zwar zu den folgenden Raten:

20 bis 40 Cents	2 Cents
50 Cents bis $1.50	3 "
$2.00 bis $5.00	4 "
$10.00	6 "

Ungerade Cente können durch aufkleben von Postmarken hinzugefügt werden. Wer eine Postal Note kauft, sollte, ehe er sie aufgibt, den Namen des Empfängers und den des Postamtes, wo der Betrag auszuzahlen ist, sowie seinen Namen als Käufer einfüllen und den Abschnitt lostrennen und aufheben. Diese Postal-Noten gelten nur in Canada und Neufundland.

Spezialablieferung von Briefen an ein canadisches Postamt adressiert, wo man freie Ablieferung durch Briefträger hat, kann man haben, wenn man dem Briefe eine sogenannte Special Delivery-Marke, die 10 Cents kostet, aufklebt, außer dem gewöhnlichen Porto.

Postpakete.

Die Paketpost befördert Postpakete bis zum Höchstgewicht von 15 Pfund durch ganz Canada. Ausgeschlossen von der Beförderung sind feuergefährliche Gegenstände, leicht verderbliche Nahrungs- und Genußmittel sowie Sprengstoffe. Auf den Versand von Sprengstoffen und feuergefährlichen Gegenständen durch die Post stehen hohe Strafen.

Nachnahmepakete (C.O.D.) sind jetzt eingeführt. Man kann per Post Pakete mit Nachnahme bis zum Werte von hundert Dollar schicken nach allen Postämtern; abschicken dagegen nur von solchen, die Postanweisungen ausgeben und empfangen. Pakete mit Nachnahme können, nachdem abgeliefert, nicht wieder zurückgegeben werden. Die Kosten belaufen sich auf 15 Cents bis zum Wertbetrage von $50 und 30 Cents bis zum Betrage von $100. Diese Kosten hat der Absender zu tragen außer der Versandgebühr für das Paket selbst.

Für die einzelnen Provinzen gelten für gewöhnliche Pakete die folgenden Tarife:

Paketpost-Tarif für die Provinz Manitoba.

Adressiert an	1½℔	2½℔	3½℔	4½℔	5½℔	6½℔	7½℔	8½℔	9½℔	10½℔	Ueber 10 bis 15½℔
Eine Post Office innerhalb 20 Meilen vom Aufgabeort..	$0.05	$0.06	$0.07	$0.08	$0.10	$0.12	$0.14	$0.16	$0.18	$0.20	$0.25
Eine Post Office außerhalb 20 Meilen vom Aufgabeort..	.10	.15	.20	.25	.30	.35	.40	.45	.50	.55	.55
Eine Post Office in Ontario oder Saskatchewan........	.10	.17	.24	.31	.38	.45	.52	.59	.66	.73	.75
Eine Post Office in Quebec oder Alberta..............	.12	.21	.30	.39	.48	.57	.66	.75	.84	.93	1.15
Eine Post Office in den Maritime Prov. od. Br. Columbia	.12	.24	.36	.47	.58	.69	.80	.91	1.02	1.13	1.35
Eine Post Office im Yukon	.12	.24	.36	.48	.60	.72	.84	.96	1.08	1.20	1.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Saskatchewan.

Adressiert an	1½℔	2½℔	3½℔	4½℔	5½℔	6½℔	7½℔	8½℔	9½℔	10½℔	Ueber 10 bis 15½℔
Eine Post Office innerhalb 20 Meilen vom Aufgabeort..	$0.05	$0.06	$0.07	$0.08	$0.10	$0.12	$0.14	$0.16	$0.18	$0.20	$0.25
Eine Post Office außerhalb 20 Meilen vom Aufgabeort..	.10	.15	.20	.25	.30	.35	.40	.45	.50	.55	.55
Eine Post Office in Manitoba oder Alberta...........	.10	.17	.24	.31	.38	.45	.52	.59	.66	.73	.75
Eine Post Office in Ontario oder Brittisch Columbia....	.12	.21	.30	.39	.48	.57	.66	.75	.84	.93	1.15
Eine Post Office in Quebec oder Yukon	.12	.24	.36	.47	.58	.69	.80	.91	1.02	1.13	1.35
Eine Post Office in den Maritime Provinzen..........	.12	.24	.36	.48	.60	.72	.84	.96	1.08	1.20	1.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Alberta.

Adressiert an	1½℔	2½℔	3½℔	4½℔	5½℔	6½℔	7½℔	8½℔	9½℔	10½℔	Ueber 10 bis 15½℔
Eine Post Office innerhalb 20 Meilen vom Aufgabeort..	$0.05	$0.06	$0.07	$0.08	$0.10	$0.12	$0.14	$0.16	$0.18	$0.20	$0.25
Eine Post Office außerhalb 20 Meilen vom Aufgabeort..	.10	.15	.20	.25	.30	.35	.40	.45	.50	.55	.55
Eine Post Office in Saskatchewan oder Brit. Columbia..	.10	.17	.24	.31	.38	.45	.52	.59	.66	.73	.75
Eine Post Office in Manitoba oder Yukon	.12	.21	.30	.39	.48	.57	.66	.75	.84	.93	1.15
Eine Post Office in Ontario	.12	.24	.36	.47	.58	.69	.80	.91	1.02	1.13	1.35
Eine Post Office in Quebec oder Maritime Provinzen....	.12	.24	.36	.48	.60	72	.84	.96	1.08	1.20	1.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Britisch Columbia.

Adressiert an	1½ lb	2½ lb	3½ lb	4½ lb	5½ lb	6½ lb	7½ lb	8½ lb	9½ lb	10½ lb	Ueber 10 bis 15½ lb
Eine Post Office innerhalb 20 Meilen vom Aufgabeort..	$0.05	$0.06	$0.07	$0.08	$0.10	$0.12	$0.14	$0.16	$0.18	$0.20	$0.25
Eine Post Office außerhalb 20 Meilen vom Aufgabeort..	.10	.15	.20	.25	.30	.35	.40	.45	.50	.55	.55
Eine Post Office in Alberta oder Yukon	.10	.17	.24	.31	.38	.45	.52	.59	.66	.73	.75
Eine Post Office in Saskatchewan	.12	.21	.30	.39	.48	.57	.66	.75	.84	.93	1.15
Eine Post Office in Manitoba	.12	.24	.36	.47	.58	.69	.80	.91	1.02	1.13	1.35
Eine Post Office in Ontario, Quebec, Maritime Prov...	.12	.24	.36	.48	.60	.72	.84	.96	1.08	1.20	1.50

Paketpost-Tarif für die Provinz Ontario.

Eine Post Office innerhalb 20 Meilen vom Aufgabeort..	$0.05	$0.06	$0.07	$0.08	$0.10	$0.12	$0.14	$0.16	$0.18	$0.20	$0.25
Eine Post Office außerhalb 20 Meilen vom Aufgabeort..	.10	.15	.20	.25	.30	.35	.40	.45	.50	.55	.55
Eine Post Office in Quebec oder Manitoba	.10	.17	.24	.31	.38	.45	.52	.59	.66	.73	.75
Eine Post Office in Saskatchewan od. Maritime Prov...	.12	.21	.30	.39	.48	.57	.66	.75	.84	.93	1.15
Eine Post Office in Alberta	.12	.24	.36	.47	.58	.69	.80	.91	1.02	1.13	1.35
Eine Post Office in Britisch Columbia oder Yukon......	.12	.24	.36	.48	.60	.72	.84	.96	1.08	1.20	1.50

Man kann Pakete gegen Verlust versichern. Die Gebühr beträgt bis zum Werte von $5.00: 3 Cents; Versicherung bis $25.00: 6 Cents; bis $50.00: 12 Cents; bis $100.00: 30 Cents.

Getreide-Gewichts-Tabelle.

Nachstehende Tabelle wird an der Chicagoer Börse zur schnelleren Berechnung benützt. Hat also z. B. ein Kommissionshändler 243,600 Pfund Weizen und will wissen, wie viel das in Buschel ausmacht, so hat er blos aus der Tabelle die Zahlen aus der Weizen-Kolonne, welche neben 200,000, neben 40,000, neben 3,000, neben 600 Pfund stehen, herauszuziehen und zusammenzuzählen, und er hat die genaue Zahl der Buschel; also:

200,000 = 3,333 20
40,000 = 666 40
3,000 = 50 . . . . .
600 = 10 . . . . .

Buschel 4,059 . . . . . 60 Pfund

Da aber 60 Pfund gerade ein Buschel ausmachen, so sind die 243,000 Pfund Weizen gleich 4,060 Buschel

Pfund.	Weizen. 60 Pfd.		Korn und Roggen. 56 Pfd.		Hafer. 32 Pfd.		Gerste. 48 Pfd.		Malz. 34 Pfd.	
	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd.	Bu.	Pfd
100	1	40	1	44	3	04	2	04	2	32
200	3	20	3	32	6	08	4	08	5	30
300	5	00	5	20	9	12	6	12	8	28
400	6	40	7	08	12	16	8	16	11	26
500	8	20	8	52	15	20	10	20	14	24
600	10	00	10	40	18	24	12	24	17	22
700	11	40	12	28	21	28	14	28	20	20
800	13	20	14	16	25	00	16	32	23	18
900	15	00	16	04	28	04	18	36	26	16
1,000	16	40	17	48	31	08	20	40	29	14
2,000	33	20	35	40	62	16	41	32	58	28
3,000	50	00	53	32	93	24	62	24	88	08
4,000	66	40	71	24	125	00	83	16	117	22
5,000	83	20	89	16	156	08	104	08	147	02
6,000	100	00	107	08	187	16	125	00	176	16
7,000	116	40	125	00	218	24	145	40	205	30
8,000	133	20	142	48	250	00	166	32	235	10
9,000	150	00	160	40	281	08	187	24	264	24
10,000	166	40	178	32	312	16	208	16	294	04
20,000	333	20	357	08	625	00	416	32	588	08
30,000	500	00	535	40	937	16	625	00	882	12
40,000	666	40	714	16	1,250	00	833	16	1,176	16
50,000	833	20	892	48	1,562	16	1,041	32	1,470	20
60,000	1,000	00	1,071	24	1,875	00	1,250	00	1,764	24
70,000	1,166	40	1,250	00	2,187	16	1,458	16	2,058	28
80,000	1,333	20	1,428	32	2.500	00	1,666	32	2,352	32
90,000	1,500	00	1,607	08	2,812	16	1,875	00	2,647	02
100,000	1,666	40	1,785	40	3,125	00	2,083	16	2,941	06
200,000	3,333	20	3,571	24	6,250	00	4,166	32	5,882	12
300,000	5,000	00	5,357	08	9,375	00	6,250	00	8,823	18

Maße und Gewichte

A. Maße.

Längenmaße

1 Zoll (inch) = 0,0254 m = 2,54 cm.
1 Fuß (foot) = 12 Zoll = 0,3048 m = 30,48 cm.
1 Yard = 3 Fuß = 36 Zoll = 0,9144 m = 91,44 cm.
1 Rod = 1 Perch = 5½ Yard = = 16½ Fuß = 5,0292 m.
1 Meile = 1760 Yard = 5280 Fuß = 1609,34 m.
1 Kilometer = 1092,22 Yard = 0.62 Meile.
1 Meter = 39.32 Zoll = 1 Yard + 3.32 Zoll.
1 Dezimeter = 3,932 Zoll, nicht ganz 4 Zoll.
1 Zentimeter = .3932 Zoll = nicht ganz ⅖ Zoll.

Praktisches Längenmaß

Eine Handbreit 4 Zoll, ausgestreckte Hand 7 Zoll, mit Ellbogen 18 Zoll; militärischer Schritt 2 Fuß 6 Zoll, geometrischer Schritt 5 Fuß; ein Klafter 6 Fuß; Kabellänge 120 Klafter; Schiffsknoten 6080 Fuß oder eine Seemeile; 1 Grad 60 Seemeilen.

Flächenmaße

1 Quadrat-Zoll (square inch) = 0,0006452 m. = 6,45 qcm.
1 Quadrat-Fuß = 144 Quadrat-Zoll = 0,0929 qm.
1 Quadrat-Yard = 9 Quadrat-Fuß = 1296 Quadrat-Zoll = 0,8361 qm.
1 Quadrat-Yard = 1 Perch = 30¼ Quadrat-Yard = 0,2529 Are.
1 Acker = 160 Perches = 0,4047 Hektar (oder 43,559,99 Quadratfuß; 1⅝ deutscher Morgen).
1 Quadrat-Acker mißt an jeder Seite 208,71 Fuß.
1 Quadrat-Meile = 640 Acker = 1 Sektion = 259 Hektar.
1 Are = 3,953 Quadrat-Rods.
1 Hektar = 2,471 Acker.

Körpermaß

1 cubic foot = 1728 cubic inches.
1 cubic yard = 27 cubic feet.
1 cord = 128 cubic feet.
1 Liter = 61.022 cubic inches.
1 Hektoliter = 3,531 cubic feet.
1 cubic inch = ,01639 Liter.
1 cubic foot = ,2832 Hektoliter.

1 Cord Holz ist 4 Fuß hoch, 4 Fuß breit und 8 Fuß lang.
Bauholz wird nach dem Fuß verkauft. Unter einem Fuß Bauholz versteht man ein Stück 1 Fuß lang, 1 Fuß breit und 1 Zoll dick.

Flüssigkeitsmaße:

1 Quart = 2 Pints.
1 Gallone = 4 Quarts.
1 Barrel = 31½ Gallonen.
1 Hogshead = 2 Barrels.
1 Liter = 33,81 fluid oz.
1 Liter = 1,0567 Quarts.
1 Liter = ,26417 Gallonen.
1 Hektoliter = 2.837 Buschel.
1 Fluid oz. = ,02956 Liter.
1 Quart = ,9465 Liter.
1 Gallone = 3,786 Liter.
1 Buschel = ,3524 Hektoliter.
1 Pint Wasser wiegt etwa 1 Pfd.
1 Keg Bier enthält 8 Gallonen.
1 Quart = 2 Pints.
1 Peck = 8 Quarts.
1 Buschel = 4 Pecks.

Das Pint des Trockenmaßes ist größer als das des Flüssigkeitsmaßes; dieses enthält 28¾, jenes aber 33⅗ Kubikzoll.

Maschinenkraftmaß

1 Pferdekraft (P.S. oder HP, horse-power) ist gleich 75 Kilogramm-Meter, d. i. 75 Kilogramm in 1 Sekunde 1 Meter hoch gehoben.

Wärmeerzeugungsmaß

1 Kalorie (Wärmeeinheit) erhöht den Wärmegrad von 1 kg. Wasser um 1 Grad Celsius.

B. Gewichte.

Kaufmannsgewicht.

1 Unze = 16 Drams.
1 Pfund = 16 Unzen.
1 Hundredweight (cwt.) = 100 Pfund.
1 Ton = 2000 Pfund.
1 Grain = ,0648 Gramm.
1 Unze = ,0283 Kilogramm.
1 Pfund = ,4536 Kilogramm.
1 Ton = ,9071 Tonne.
1 Gramm = 15.432 Grains.
1 Kilogramm = 35.27 Unzen.
1 Kilogramm = 2.2046 Pfund.
1 Tonne = 1,1023 Tons.

Apotheker und Goldschmiede gebrauchen das Troygewicht, dessen Pfund nur 12 Unzen hat.

Hausgewichte etc.

1 Quart Weizenmehl = 1 Pfund.
1 Quart Maismehl = 1 Pfund 2 Unzen.
1 Quart Butter = 1 Pfund.
1 Quart Stückzucker = 1 Pfund.
1 Quart weißer Zucker = 1 Pfund 1 Unze.
1 Quart brauner Zucker = 1 Pfd. 2 Unzen.
10 Eier = 1 Pfund.
4 große Eßlöffel = ½ Gill.
1 gewöhnliches Trinkglas = ½ Gill.
1 gewöhnliches Weinglas = ½ Gill.
1 Teetasse = 1 Gill.
1 großes Weinglas = 2 Gill.
1 großes Weinglas = 2 Unzen.
1 Eßlöffel = ½ Unze.

Gewicht von Getreide und Samen per Buschel.

	Pfd.
Weizen	60
Hafer	34
Gerste	48
Roggen	56
Flachssamen	56
Erbsen	60
Bohnen	60
Welschkorn (Mais)	56
Malz	36
Kleesamen	60
Timothy	48
Blaugras	14
Wurzeln, Rüben, Beete, Kartoffeln, Mohrrüben, Rotrüben und Zwiebeln	60

Heu, wenn es sich gesetzt hat, mißt per Tonne (2000 Pfund) im Schober (stack) 7x7x7 Fuß oder 343 Quadratfuß.

Ein Eisenbahn-Frachtwaggon hält 60,000—80,000 Pfund. Die höchste Last, die in eine Car geladen wird, ist wie folgt: Weizen 1470 Buschel, Hafer 2200 Buschel, Gerste 1700 Buschel, Kartoffeln 1350 Buscheln, Aepfel 270 Fässer, Zucker 270 Fässer.

Es gibt nur sehr wenige kleine Waggons von 40,000 Pfund und diese werden nur auf besondere Applikation geliefert.

Münzen.

Land	Münzeinheiten	Währung	Wert (in U. S. Dollars)
Aegypten	Pfund (100 Piaster)	Gold	4.94.3
Argentinische Republik	Peso	Gold	.96.5
Belgien	Belga	Gold	.13.90
Bolivia	Boliviano	Silber	.40.8
Brasilien	Milreis	Gold	.54.6
Bulgarien	Leva	Gold	.19.30
Canada	Dollar	Gold	1.00
Chile	Peso	Gold	.40
China	Tael	Silber	.65.7
Columbia	Peso	Silber	.40.8
Dänemark	Krone	Gold	.26.8
Deutschland	Reichsmark	Gold	.23.8
Ecuador	Sucre	Silber	.48.7
England	Pfund Sterling	Gold	4.86.6½
Finland	Markkaa	Gold	.19.3
Frankreich	Franc	Gold	.19.3
Griechenland	Drachme	Gold	.19.3
Indien	Rupie	Gold	.32.4
Italien	Lira	Gold	.19.3
Japan	Yen	Gold	.49.8
Jugoslawien	Dinar	Gold	.19.30
Mexiko	Dollar	Silber	.45
Niederlande	Gulden	Gold	.40.2
Norwegen und Schweden	Krone	Gold	.26.8
Oesterreich	Schilling	Gold	.14.07
Peru	Sol	Gold	.40
Polen	Zloty	Gold	.19.30
Portugal	Milreis	Gold	1.08
Rumänien	Lei	Gold	.19.30
Schweiz	Franc	Gold	.19.3
Sowjet Republik	Rubel	Gold	.51.5
Spanien	Peseta	Gold	.19.3
Tschechoslowakei	Krone	Gold	.20.26
Türkei	Piaster	Gold	.04.4
Ungarn	Pengö	Gold	.14.50
Venezuela	Bolivar	Gold	.19.3

Die höchsten Berge der Welt

	Fuß
Aetna auf Sizilien	10,900
Aatisana, Ecuador	14,300
Ararat in Kleinasien	12.700
Black Mountains, Blue Ridge, N. C.	6,500
Brown Mountain, Rocky Mountains	16,000
Chimborasso, Ecuador	21,400
Cotopart (Vulkan), Ecuador	18,900
Kangtschenjönga, Himalaya, Asien	27,500
Freemonts Peak, Rocky Mountains, Wyoming	13,575
Geesh, in Afrika	15,100
Hekla, Vulkan auf Island	5,500
Hindooh-Koosh, Afghanistan	20,594
Himalaya (Mt. Everett), der höchste Berg der Welt	29,141
Jungfrau, Schweizer Alpen	13,700
Kilimanjaro, Afrika	19,456
Libanon, Syrien	10,000
Mont Blanc, Schweiz	15,900
Mount Hood, Oregon	11,220
Miltzin, Atlas, Marokko	11,498
Mount El Bruz, Kaukasus	18,465
Mount St. Helens, Staat Washington	13,475
Mount Rainier, Staat Washington	14,445
Mount Fairweather, Alaska	14,475
Mount McKinley, Alaska	20,300
Mount Kosciusko, Australien	7,777
Mount Whitney, California	14,885
Mount Perdu, Pyrenäen, Frankreich	11,300
Mount Shasta, California	14,440
Olymp, Griechenland	6,600
Opsyr, Sumatra, Ost-Indien	13,800
Popocatepel, Mexiko	17,700
Pikes Peak, Colorado	11,215
Roa Mont, Australien	17,500
Sinai, Arabien	8,200
Sneehattan, Norwegen	8,110
Ancohuma, Bolivien	21,680
Sankt Bernhard, Schweiz	8,000
Sankt Elias, Alaska	17,900
Teneriffo, Canarische Inseln	12,150
Aconcagua, Argentinien	23,100
Mount Temple, Canada	11,673
Mount Columbia, Canada	12,740

Von der Erde.

Der Umfang der Erdkugel beträgt am Aequator reichlich 24,900 englische Meilen oder reichlich 40,000 Kilometer.

Der Durchmesser der Erdkugel am Aequator beträgt 12,756 Kilometer, von Pol zu Pol 12,713 Kilometer, da die Erde an den Polen etwas abgeflacht ist.

Die Gesamtoberfläche des Festlandes ist 54,807,420 Quadratmeilen und trägt über 1,800,000,000 Bewohner. Auf die einzelnen Kontinente verteilten sich diese Zahlen wie folgt:

Festland	Fläche in Meilen	Einwohner Gesamtzahl	Einwohner pro Qu.-Meile
Afrika	11,513,579	200,000,000	14.76
Amerika, Nord	8,037,714	177,000,000	13.68
Amerika, Süd	6,851,306	45,000,000	5.10
Asien	17,057,666	850,000,000	52.76
Australien....	3,456,290	57,000,000	2.31
Europa	3,754,282	500,000,000	106.54
Polar Reg.	4,970,265	300,000	0.06

Der fruchtbare Teil der Erde wird auf 28,269,200 Quadratmeilen geschätzt, während 13,901,000 Quadratmeilen Steppe, 4,180,000 Quadratmeilen Wüste und 4,888,800 Quadratmeilen Polargebiet sind. Die Totaloberfläche der Erdkugel überhaupt ist 196,971,984 Quadratmeilen, ihr Inhalt beträgt 259,944,035,515 Kubik-Meilen.

Der Rasse nach verteilt sich die Bevölkerung der Erde ungefähr wie folgt:

Rasse	Heimat	Anzahl
Indo-Germanen oder Arier	Europa, Persien Amerika	700,000,000
Mongolen oder Turanier (gelb und braun)	Größter Teil von Asien	700,000,000
Semiten od. Hamiten (weiß)	Nord Afrika und Arabien	80,000,000
Neger und Bantunen (schwarz)	Zentral Afrika...	200,000,000
Malaien und Polynesier (braun)	Australien und Polynesien	80,000,000
Amerikanische Indianer (rot)	Nord- und Süd-Amerika	30,000,000
Total	....	1,790,000,000

Sehr interessant ist ein Vergleich, wie die Sprachen der europäischen Völker sich seit 1801 bis 1911 verbreitet haben. Wir finden da die erfreuliche Tatsache, daß die deutsche Sprache außer der englischen die am meisten verbreitete Sprache in der Welt ist.

Es sprachen	1801	1911	
Englisch	20,520,000	160,000,000	Personen
Deutsch	30,320,000	130,000,000	"
Russisch	30,770,000	100,000,000	"
Französisch	31,450,000	70,000,000	"
Italienisch	15,070,000	50,000,000	"
Spanisch	26,190,000	50,000,000	"
Portugiesisch	7,480,000	25,000,000	"

Vergleichung der Grade

von Reamur, Celsius und Fahrenheit

R	C	F
80°	100°	212°
76	95	203
72	90	194
68	85	185
64	80	176
60	75	167
56	70	158
52	65	149
48	60	140
44	55	131
40	50	122
36	45	113
34	42.5	108.5
32	40	104
30	37.5	99.5
28	35	95
26	32.5	90.5
24	30	86
22	27.5	81.5
20	25	77
18	22.5	72.5
16	20	68
14	17.5	63.5
12	15	59
10	12.5	54.5
8	10	50
5¼	7¼	45
4	5	41
2	2.5	36.5
0	0	32
—4	—5	23
—6	—7.5	18.5
—8	—10	14
—10	—12.5	9.5
—12	—15	5
—14	—18	0.5
—16	—20	—4
—20	—25	—13
—24	—30	—22
—28	—35	—31
—32	—40	—40
—36	—45	—49
—40	—50	—58

Um Reamur in Fahrenheit zu verwandeln, muß man die Reamur Grade mit 9 multiplizieren, das Resultat durch 4 dividieren und die Zahl 32 zu dem gefundenen Resultat addieren: 18 Grad Reamur ist demgemäß 18 mal 9 : 4 und 32 gleich 72½ Grad Fahrenheit. Unter Null Reamur dagegen muß man 32 von dem gefundenen Resultat abziehen statt zu addieren.

Immerwährende Trächtigkeits-Tabelle.

Anfang der Trächtigkeit		Ende der Trächtigkeit							
		Pferde		Rinder		Schafe		Schweine	
Januar	1	Dezember	6	Oktober	12	Juni	3	April	30
„	6	„	11	„	17	„	8	Mai	5
„	11	„	16	„	22	„	13	„	10
„	16	„	21	„	27	„	18	„	15
„	21	„	26	November	1	„	23	„	20
„	26	„	31	„	6	„	28	„	25
„	31	Januar	5	„	11	Juli	3	„	30
Februar	5	„	10	„	16	„	8	Juni	4
„	10	„	15	„	21	„	13	„	8
„	15	„	20	„	26	„	18	„	13
„	20	„	25	Dezember	1	„	23	„	18
„	25	„	30	„	6	„	28	„	23
März	2	Februar	4	„	11	August	2	„	28
„	7	„	9	„	16	„	7	Juli	4
„	12	„	14	„	21	„	12	„	9
„	17	„	19	„	26	„	17	„	14
„	22	„	24	„	31	„	22	„	19
„	27	„	29	Januar	5	„	27	„	24
April	1	März	6	„	10	September	1	„	29
„	6	„	11	„	15	„	6	August	3
,	11	„	16	„	20	„	11	„	8
„	16	„	21	„	25	„	16	„	13
„	21	„	26	„	30	„	21	„	18
„	26	„	31	Februar	4	„	26	„	23
„	31	April	5	„	9	Oktober	1	„	28
Mai	1	„	10	„	14	„	6	September	2
„	6	„	15	„	19	„	11	„	7
„	11	„	20	„	24	„	16	„	12
„	16	„	25	„	29	„	21	„	17
„	21	„	30	März	6	„	26	„	22
„	26	Mai	5	„	11	„	31	„	27
Juni	5	„	10	„	16	November	5	Oktober	2
„	10	„	15	„	21	„	10	„	7
„	15	„	20	„	26	„	15	„	12
„	20	„	25	„	31	„	20	„	17
„	25	„	30	April	5	„	25	„	22
„	30	Juni	4	„	10	„	30	„	27

Anfang der Trächtigkeit		Ende der Trächtigkeit							
		Pferde		Rinder		Schafe		Schweine	
Juli	5	Juni	9	April	15	Dezember	5	November	1
„	10	„	14	„	20	„	10	„	6
„	15	„	19	„	25	„	15	„	11
„	20	„	24	„	30	„	20	„	16
„	25	„	29	Mai	5	„	25	„	21
„	30	Juli	4	„	10	„	30	„	26
August	4	„	9	„	15	Januar	4	Dezember	1
„	9	„	14	„	20	„	9	„	6
„	14	„	19	„	25	„	14	„	11
„	19	„	24	„	30	„	19	„	16
„	24	„	29	Juni	4	„	24	„	21
„	29	August	3	„	9	„	29	„	26
September	3	„	8	„	14	Februar	3	„	31
„	8	„	13	„	19	„	8	Januar	5
„	13	„	18	„	24	„	13	„	10
„	18	„	23	„	29	„	18	„	15
„	23	„	28	Juli	4	„	23	„	20
„	28	September	2	„	9	„	28	„	25
Oktober	3	„	7	„	14	März	5	„	30
„	8	„	12	„	19	„	10	Februar	4
„	13	„	17	„	24	„	15	„	9
„	18	„	22	„	29	„	20	„	14
„	23	„	27	August	3	„	25	„	19
„	28	Oktober	2	„	8	„	30	„	24
November	2	„	7	„	13	April	4	„	29
„	7	„	7	„	18	„	9	März	1
„	12	„	17	„	23	„	14	„	6
„	17	„	22	„	28	„	19	„	11
„	22	„	27	September	2	„	24	„	16
„	27	November	1	„	7	„	29	„	21
Dezember	2	„	6	„	12	Mai	4	„	26
„	7	„	11	„	17	„	9	„	31
„	12	„	16	„	22	„	14	April	5
„	17	„	21	„	27	„	19	„	10
„	22	„	26	Oktober	2	„	24	„	15
„	27	Dezember	1	„	7	„	29	„	20

Festtagstabelle des laufenden Jahrhunderts

Jahr	Ostern	Pfingsten	Weihnachten
1940	24. März	12. Mai	Mittwoch
1941	13. April	1. Juni	Donnerstag
1942	5. April	24. Mai	Freitag
1943	25. April	13. Juni	Sonnabend
1944	9. April	28. Mai	Montag
1945	1. April	20. Mai	Dienstag
1946	21. April	9. Juni	Mittwoch
1947	6. April	25. Mai	Donnerstag
1948	28. März	16. Mai	Sonnabend
1949	17. April	5. Juni	Sonntag
1950	9. April	28. Mai	Montag
1951	25. März	13. Mai	Dienstag
1952	13. April	1. Juni	Donnerstag
1953	5. April	24. Mai	Freitag
1954	18. April	6. Juni	Sonnabend
1955	10. April	29. Mai	Sonntag
1956	1. April	20. Mai	Dienstag
1957	21. April	9. Juni	Mittwoch
1958	6. April	25. Mai	Donnerstag
1959	29. März	17. Mai	Freitag
1960	17. April	5. Juni	Sonntag
1961	2. April	21. Mai	Montag
1962	22. April	10. Juni	Dienstag
1963	14. April	2. Juni	Mittwoch
1964	29. März	17. Mai	Freitag
1965	18. April	6. Juni	Sonnabend
1966	10. April	29. Mai	Sonntag
1967	26. März	14. Mai	Montag
1968	14. April	2. Juni	Mittwoch
1969	6. April	25. Mai	Donnerstag
1970	29. März	17. Mai	Freitag
1971	11. April	30. Mai	Sonnabend
1972	2. April	21. Mai	Montag
1973	22. April	10. Juni	Dienstag
1974	14. April	2. Juni	Mittwoch
1975	30. März	18. Mai	Donnerstag
1976	18. April	6. Juni	Sonnabend
1977	10. April	29. Mai	Sonntag
1978	26. März	14. Mai	Montag
1979	15. April	3. Juni	Dienstag
1980	6. April	25. Mai	Donnerstag
1981	19. April	7. Juni	Freitag
1982	11. April	30. Mai	Sonnabend
1983	3. April	22. Mai	Sonntag
1984	22. April	10. Juni	Dienstag
1985	7. April	26. Mai	Mittwoch
1986	30. März	18. Mai	Donnerstag
1987	19. April	7. Juni	Freitag
1988	3. April	22. Mai	Sonntag
1989	26. März	14. Mai	Montag
1900	15. April	3. Juni	Dienstag
1991	31. März	19. Mai	Mittwoch
1992	19. April	7. Juni	Freitag
1993	11. April	30. Mai	Sonnabend
1994	3. April	22. Mai	Sonntag
1995	16. April	4. Juni	Montag
1996	7. April	26. Mai	Mittwoch
1997	30. März	18. Mai	Donnerstag
1998	12. April	31. Mai	Freitag
1999	4. April	23. Mai	Sonnabend
2000	23. April	11. Juni	Montag

Die höchsten Gebäude der Welt

	Fuß
Eiffel-Turm, Paris	984
Woolworth-Gebäude, New York	792
Metropolitan Life, New York	700
Singer-Gebäude, New York	612
Washington-Denkmal, Washington	555
Munizipal-Gebäude, New York	560
Bankers Trust, New York	539
Münster, Ulm	528
Kölner Dom	525
Dom in Rouen	492
City Investment, New York	487
Equitable Life, New York	486
Nikolai-Kirche, Hamburg	473
St. Peterskirche, Rom	469
Münster, Straßburg	466
Cheops-Pyramide	449
Stephans-Turm, Wien	446
Dom in Antwerpen	496
Dom in Salzburg	436
St. Marien, Landshut	433
Whitehall-Gebäude, New York	424
Bush Terminal, New York	419
Notre Dame, Paris	283

	Fuß
Adams-Gebäude, Broadway, New York	424
Petrikirche, Rostock	413
Heidelberg-Gebäude, New York	410
Times-Gebäude, New York	410
Münster, Freiburg	410
Kathedrale, Salisbury	404
Kathedrale, Antwerpen	404
Rathaus, Brüssel	394
Dom, Florenz	390
Liberty Tower, New York	385
World-Gebäude, New York	375
St. Paul, London	365
Schleswiger Dom	360
Manhattan Life Insurance Gebäude, New York	348
Dom, Magdeburg	340
St. Ulrich, Augsburg	335
Frauenkirche, München	331
Schloßturm, Dresden	328
Rathaus-Turm, Wien	328
Syndicate-Gebäude, Park Row, New York	309
St. Paul-Gebäude, New York	308
American Tract Society, New York	306
Rathaus-Turm, Berlin	289

Zinstabelle I. (Auf 1 Jahr.)

Kapital	3 Proz.		3½ Proz.		4 Proz.		4½ Proz.		5 Proz.		6 Proz.	
Doll.	Doll.	Cts.	Doll.	Cts. Mills	Doll.	Cts.	Doll.	Cts. Mills	Doll.	Cts.	Doll.	Cts.
1	—	3	—	3 5	—	4	—	4 5	—	5	—	6
2	—	6	—	7	—	8	—	9	—	10	—	12
3	—	9	—	10 5	—	12	—	13 5	—	15	—	18
4	—	12	—	14	—	16	—	18	—	20	—	24
5	—	15	—	17 5	—	20	—	22 5	—	25	—	30
6	—	18	—	21	—	24	—	27	—	30	—	36
7	—	21	—	24 5	—	28	—	31 5	—	35	—	42
8	—	24	—	28	—	32	—	36	—	40	—	48
9	—	27	—	31 5	—	36	—	40 5	—	45	—	54
10	—	30	—	35	—	40	—	45	—	50	—	60
20	—	60	—	70	—	80	—	90	1	—	1	20
30	—	90	1	05	1	20	1	35	1	50	1	80
40	1	20	1	40	1	60	1	80	2	—	2	40
50	1	50	1	75	2	—	2	25	2	50	3	—
60	1	80	2	10	2	40	2	70	3	—	3	60
70	2	10	2	45	2	80	3	15	3	50	4	20
80	2	40	2	80	3	20	3	60	4	—	4	80
90	2	70	3	15	3	60	4	05	4	50	5	40
100	3	—	3	50	4	—	4	50	5	—	6	—
200	6	—	7	—	8	—	9	—	10	—	12	—
300	9	—	10	50	12	—	13	50	15	—	18	—
400	12	—	14	—	16	—	18	—	20	—	24	—
500	15	—	17	50	20	—	22	50	25	—	30	—
600	18	—	21	—	24	—	27	—	30	—	36	—
700	21	—	24	50	28	—	31	50	35	—	42	—
800	24	—	28	—	32	—	36	—	40	—	48	—
900	27	—	31	50	36	—	40	50	45	—	54	—
1000	30	—	35	—	40	—	45	—	50	—	60	—
2000	60	—	70	—	80	—	90	—	100	—	120	—
3000	90	—	105	—	120	—	135	—	150	—	180	—
4000	120	—	140	—	160	—	180	—	200	—	240	—
5000	150	—	175	—	200	—	225	—	250	—	300	—

Zinstabelle II. (Auf 1 Monat.)

Kapital	3 Proz.		3½ Proz.		4 Proz.		4½ Proz.		5 Proz.		6 Proz.	
Doll.	Doll.	Cts. Mills	Doll.	Cts. Mills	Doll.	Cts. Mills	Doll.	Cts. Mills	Doll.	Cts. Mills	Doll.	Cts. Mills
1	—	0 25	—	0 291	—	0 33	—	0 375	—	0 416	—	0 5
2	—	0 5	—	0 583	—	0 66	—	0 75	—	0 833	—	1
3	—	0 75	—	0 875	—	1	—	1 125	—	1 25	—	1 5
4	—	1	—	1 166	—	1 33	—	1 5	—	1 66	—	2
5	—	1 25	—	1 458	—	1 66	—	1 875	—	2 083	—	2 5
6	—	1 5	—	1 75	—	2	—	2 25	—	2 5	—	3
7	—	1 75	—	2 041	—	2 33	—	2 625	—	2 916	—	3 5
8	—	2	—	2 33	—	2 66	—	3	—	3 33	—	4
9	—	2 25	—	2 625	—	3	—	3 375	—	3 75	—	4 5
10	—	2 5	—	2 916	—	3 33	—	3 75	—	4 166	—	5
20	—	5	—	5 33	—	6 66	—	7 5	—	8 33	—	10
30	—	7 5	—	8 75	—	10	—	11 25	—	12 5	—	15
40	—	10	—	11 66	—	13 33	—	15	—	16 66	—	20
50	—	12 5	—	14 583	—	16 66	—	18 75	—	20 833	—	25
60	—	15	—	17 5	—	20	—	22 5	—	25	—	30
70	—	17 5	—	20 416	—	23 33	—	26 25	—	29 166	—	35
80	—	20	—	23 33	—	26 66	—	30	—	33 33	—	40
90	—	22 5	—	26 25	—	30	—	33 75	—	37 5	—	45
100	—	25	—	29 166	—	33 33	—	37 5	—	41 66	—	50
200	—	50	—	58 33	—	66 66	—	75	—	83 33	1	—
300	—	75	—	87 5	1	—	1	12 5	1	25	1	50
400	1	—	1	16 66	1	33 33	1	50	1	66 66	2	—
500	1	25	1	45 833	1	66 66	1	87 5	2	08 83	2	50
600	1	50	1	75	2	—	2	25	2	50	3	—
700	1	75	2	04 166	2	33 33	2	62 5	2	91 66	3	50
800	2	—	2	33 33	2	66 66	3	—	3	33 33	4	—
900	2	25	2	62 5	3	—	3	37 5	3	75	4	50
1000	2	50	2	91 66	3	33 33	3	75	4	16 66	5	—
2000	5	—	5	83 33	6	66 66	7	50	8	33 33	10	—
3000	7	50	8	75	10	—	11	25	12	50	15	—
4000	10	—	11	66 66	13	33 33	15	—	16	66 66	20	—
5000	12	50	14	58 33	16	66 66	18	75	20	83 33	25	—

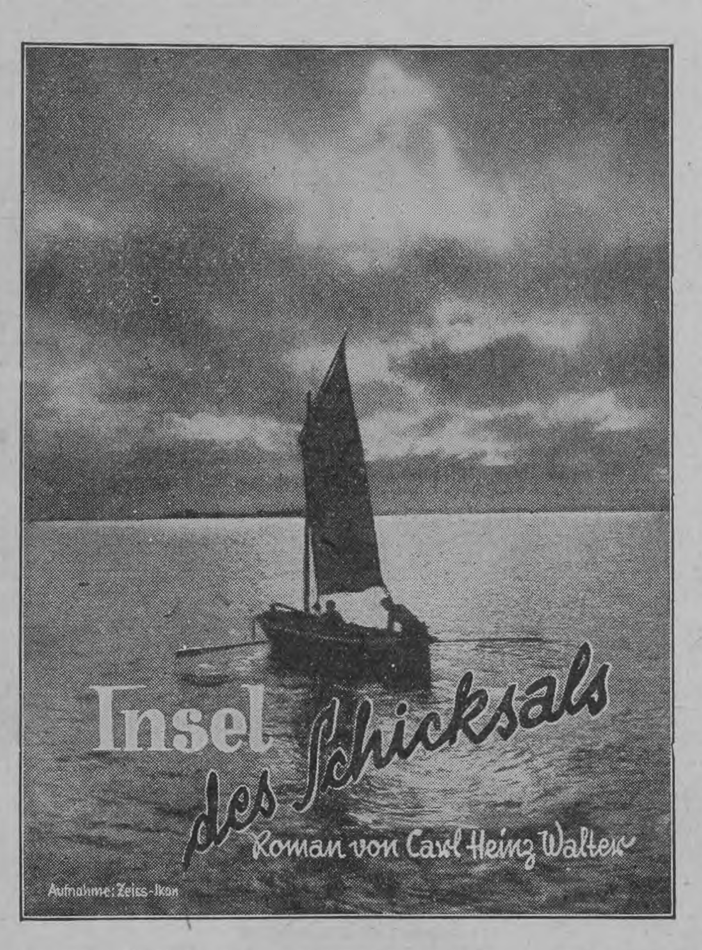
☞ Handelt es sich um 7 Prozent, so multipliziert man die unter 3½ Prozent angegebene Zahl mit 2; ebenso für 8 Prozent, die unter 4 Prozent angegebene Zahl; für 9 Prozent, die Zahl unter 4½ Prozent; für 10 Prozent, die Zahl unter 5 Prozent.

Einsam steht mein Haus am See.

Einsam bin ich . . .

Drei Tage und drei lange Nächte lebe ich nun mit Nero, meiner großen, schwarzen Dogge, in diesem kleinen hölzernen Haus mitten in der märkischen Heide.

Flach und wie zu einer weiten Schale neigt sich der Boden bis hinab zum See, von meiner Tür aus kann ich seine leichten Wellen sehen, die in den blauen Sommernächten so geheimnisvoll raunen, als wiegten sie sich selbst inmitten der Kiefern zum Schlummer.



Kein Garten umschließt mein Haus, wie es sonst wohl Brauch ist, nur die ernste Schönheit der Heide soll mein Geselle sein, und wenn ich im Abenddämmern auf der Bank sitze, die unter dem niederen Dach vor den zwei Fenstern steht, dann spricht die Heide zu mir, und jede ihrer dunkelschlanken Kiefern weiß um ein verklungenes Märchen . . .

Sacht schwankt zu mancher Stunde ein Kahn drunten auf den blautiefen Wassern, Thomas gehört er, jenem weißhaarigen Fischer mit den klaren Augen, der oft mit ernstem Gruß, wenn die Nacht kommt, an meinem Hause vorübergeht und hinab zum See . . .

Auch jetzt in dieser Abendstunde höre ich seitab von mir seinen Schritt im weichen Sand. Es gibt nun kaum einen anderen Laut hier in der Heide als dieses nahende Schreiten, das wie auf einem watteweichen Teppich ist.

Zuweilen knackt jäh und hell ein dürrer Zweig am Baum.

Dann sehe ich den alten Thomas.

Aus dem Dämmern, das schon um die Kiefern bebt, schreitet er langsam über die Lichtung. Er trägt schwer am Arm den Korb, ohne den ich ihn niemals sah.

Wenige Schritte von meiner Bank geht er seinen Weg; er wendet wie immer den Kopf mir zu und will mit einem „Guten Abend, Herr!" vorüber.

Da rufe ich ihn an: „Nun, Fischer, wie war der Fang am letzten Tag? Könnt Ihr für mich nicht ein paar Fische bringen? Ich brate sie mir selbst, und Ihr dürft gerne Gast sein!"

Thomas bleibt stehen und wartet, bis ich bei ihm bin. Mein treuer Hund kommt folgsam hinterher und legt sich neben mir ins Gras.

Der Fischer hat den Korb abgesetzt.

„Der Fang war schlecht, der See gibt nicht viel her, doch zu 'nem Essen dort in Eurer Hütte will es schon reichen . . ."

So sagt er in seiner kurzen Art, die mir schon auffiel, als ich mit ihm vor Tagen bekannt wurde. Es ist immer etwas sonderbar Geheimnisvolles um den Alten; seine Bewegungen, die ich im Dämmern seh, wenn er sich am Kahn zu schaffen macht, sind so knapp wie seine Worte, und wenn man am Tag sein Gesicht betrachtet, ist es ernst und ohne Lächeln.

Wie ein verzauberter Waldtroll ist er, wie der greise, schweigende Fischer aus einem Kindermärchenbuch . . .

Aber ich will, daß er mit mir redet, ich muß wohl wieder einmal eines Menschen Stimme hören nach diesen drei einsamen Tagen und Nächten,

in denen mir nur mein Hund und meine Gedanken an der Seite waren.

Ich spreche weiter zu Thomas, werfe einen prüfenden Blick in sein Gesicht und frage: „Wo wollt Ihr zu, Fischer? Habt Ihr noch im Kahn zu schaffen oder wollt Ihr auf den See?"

„Ich muß über'n See, Herr!"

Da wird in mir der Wunsch stark, ihn zu begleiten in jenem schwankenden Kahn mit der breiten Ruderbank und den Steuerstricken; denn der runde Mond steht fahl über den Kiefern, die Nacht wird sternenklar sein, und ich liebe diese Sternennächte im Sommer, weil ihre weite Ruhe die Sehnsucht stillmachen kann . . . die wundersame Sehnsucht der Menschen nach dem blühenden Glück.

„Darf ich mit Euch fahren, Thomas?"

Der Alte schweigt, er sieht zu Boden. Sekunden vergehen . . . nun muß es schon eine Minute sein. Da frage ich ihn zum zweiten Male, lauter und dringlicher:

„Darf ich mit Euch fahren, Thomas?"

Er hebt den Kopf, dann sagt er unsicher:

„Ich will Euch gerne fahren, Herr, ich will Euch gerne fahren . . . aber nicht heute, nein . . . ich darf es nicht . . ."

Verwundert seh ich den Fischer an. Ein leiser Pfiff läßt Nero aufspringen und sich zu mir stellen.

Unwillkürlich weicht da der Alte zurück. Was verbirgt er mir und warum will er mich nicht mit auf den See nehmen?

Prüfend zieht mein Hund die Luft ein, seine kalte Nase stößt mich an, dann sieht er wieder nach dem Korb, den Thomas niedersetzte. Da muß ich heimlich lächeln, denn ich weiß doch, wann mein Hund sich so beträgt, und darum frage ich den Fischer unvermittelt:

„Und wem bringt Ihr nun jeden Abend hier im verdeckten Korb die Wurst, das Brot und sicher auch noch anderes? Was habt Ihr denn für Grund, so heimlich Euren Weg zu gehen? Wer ist es denn, den Ihr auf diese Art verpflegt?"

Der Fischer beugt sich zu seinem Korb. „Ich darf es Euch nicht sagen, Herr!" meint er nur, indem er sich wendet und davongeht.

Bald höre ich die Kette am Kahn und seine ersten Ruderschläge.

Ich gehe in Gedanken zurück zu meinem Haus, setze mich auf die Bank und schaue in die kommende Nacht.

Es ist ja alles so geheimnisvoll hier . . . Die Heide — das Wasser und Thomas.

Der See scheint nur noch ein dunkles Tuch zu sein, auf das der Mond mit silbernem Leuchten schlanke Streifen zaubert.

Sommernacht in der Heide.

*

Wie lange ich so im Dunkel auf der Bank gewesen bin, weiß ich nicht zu sagen. Im Träumen habe ich den alten Thomas und seinen Weg über den See fast vergessen, da bin ich plötzlich hellwach, und seine kurzen Worte klingen mir wieder im Ohr, als ob er sie gerade spräche: „Ich darf Euch nichts sagen, Herr!"

Das ist, als ich in der Nacht drunten am See ein Licht aufblinken sehe, gelb ist sein Schein und wie von einer Flamme.

Es brennt auf, wirft sein Leuchten über die Wasser und verlöscht bald. Es muß ein verabredetes Zeichen sein, so denk ich, und Thomas wird damit zu schaffen haben.

Aber wer gibt ihm dieses Zeichen, und warum und wo wird es entzündet?

Am anderen Ufer des Sees, dem jenseitigen, kann's nicht gewesen sein, das liegt zu fern, der Strand zu meinem Hause aber ist so nah, daß ich ihn ahnen kann.

Hat der alte Fischer in seinem Kahn das Licht entfacht? Ich will's nicht glauben, denn er mag meinen, daß ich ihm hinterdrein schaue, und er wird vorsichtig sein, wenn er etwas hat, was er verbergen muß.

So gibt es denn nur eine Antwort, und sie erscheint mir glaubhaft: Von der Insel her ist der Lichtschein gekommen, von jenem Stückchen Erde mitten im See.

Ich habe oft zu dieser Insel hinübergesehen, wenn es Tag war, denn sie liegt vor mir, wenn ich am Tisch sitze und durch das Fenster schaue. Bis dicht an das Wasser stehen die Kiefern dort, undurchdringlich scheint das Gestrüpp, und über die Wipfel der Bäume schaut der runde Turm eines alten Hauses. Ich habe immer bei mir gedacht, daß dort eines der verfallenen Schlösser sein muß, wie man sie zuweilen versteckt in der Heide findet, und ich wollte zu jener Insel hinüber, wenn sich Gelegenheit bot.

Was aber will Thomas dort?

Viele Fragen sind es, auf die ich mir Antwort geben will und kann es doch nicht.

Der Mond steht zu schön über den Kiefern, und der Himmel dieser Sommernacht ist mir zu klar, als daß ich grübeln wollte. Es wird wieder still in mir . . . so wundersam still und wie ein wacher Traum.

*

Später — und wieder scheinen mir lange Stunden vergangen zu sein — höre ich drunten am Bootssteg die Kette klirren.

Thomas kommt den Weg zurück.

Ich lege meinem Hund die Hand auf den Kopf, er duckt sich geräuschlos nieder, und auch ich selbst bewege mich kaum. Wir sind tief im Schatten des Daches, niemand kann uns sehen, auch Thomas nicht, von dem ich weiß, daß er herüber-

schauen wird. Aber es kommt anders und so, daß es mich überrascht.

Die Schritte im Sande schlürfen näher. Im Mondenschein, der auf der Lichtung liegt, sehe ich den Fischer deutlich wie einen bewegten Schatten. Der Alte geht nicht den Weg, den er sonst nimmt, sondern er kommt auf mein Haus zu. Er hat mich und meinen Hund, wie es scheint, nicht gesehen, denn er beachtet uns nicht, sondern tritt an die Tür meines Hauses, bleibt wartend stehen, als überlege er, was zu tun sei, und geht dann rasch davon.

Bald ist sein Schritt nicht mehr zu hören.

Ich stehe von der Bank auf und gehe ins Haus. Es ist spät geworden, und fahl ziehen die ersten Lichtwolken des jungen Tages über die Kiefern, als ich endlich in Schlummer sinke.

Das Geheimnis.

Die Morgensonne, die mich anderen Tags begrüßt, zeigt ein fröhliches Gesicht und bei ihrem Schein bekommen auch die dunklen Gedanken der Nacht eine andere, lichtere Farbe.

So wandere ich mit meinem Hund schon früh ins Dorf, um meine Besuche zu machen, denn ich weiß, daß die Heidebauern gern wissen, wer bei ihnen unter den Kiefern lebt, wie er heißt und was er sonst wohl treibt.

Der Bauer vom Kiefernhof, der auch die Geschäfte des Gemeindevorstandes führt, ist noch jung. Er muß gerade vom Felde heimgekommen sein, denn sicher war er schon seit vier Uhr in der Frühe draußen.

In der großen Stube treffe ich ihn.

Mir wird der Ehrenplatz zuteil auf dem rotbezogenen Sofa unter der Kastenuhr und ich sitze da eine ganze Weile, ohne Worte zu machen, während Nero tänzelnd am Fenster steht und sicher gar zu gern das Kätzchen drüben zart ins Beinchen beißen möchte.

Endlich redet der Kiefernhofbauer.

Er hat aus einer Lade einige Papiere genommen und meint: „Alsdann . . . angemeldet hat man Sie von der Kreisstadt her, da ist alles in der Ordnung, und das Haus am Seeufer und ein gutes Stück Kiefernheide gehören Ihnen auch. So heiße ich Sie bei uns willkommen!“

Seine Worte, so herb sie klingen, sind herzlich, und als er mir die Hand über den Tisch entgegenstreckt, schlage ich kräftig ein.

Später, als wir schon eine Weile miteinander gesprochen haben, vom Wetter, vom Acker und vom Vieh, frage ich ihn nach jener geheimnisvollen Insel.

„Die Insel gehört zum Dorf am anderen Ufer,“ so antwortet er mir. „Es kümmert uns nicht sehr, was sie dort treiben. Man hat freilich davon gesprochen, daß drüben in dem alten Schloß der Insel ein Sonderling wohnt, der außer seinem stillen Diener keinen Menschen zu sich läßt. Es geht schon Jahre so, und genau weiß man trotzdem nicht, was der Geheimnisvolle ist und treibt. Mit dem Vorsteher vom Nachbardorf habe ich schon mal darüber gesprochen, er weiß mehr als wir, sagt aber nichts und tut sehr wichtig damit . . . Böses kann auf der Insel nicht getrieben werden, ich habe den Landjäger nie dorthin fahren sehen, und es sind schon mehr als sieben Jahre, seit Thomas Abend für Abend seinen Korb hinüberbringt . . .“

Wir haben lange geplaudert, und ich hebe mir meinen Besuch beim Lehrer und bei den anderen Dorfbewohnern auf für später.

Nero läuft mir voraus durch die Heide zum Haus.

Dann gibt er Laut.

Ich bin im Augenblick bei ihm, um ein Unheil zu verhüten . . . da steht er drohend vor Thomas, dem Fischer, der mit angstvollen Augen am Pfosten neben der offenen Tür meines Hauses lehnt . . .

Mir fällt ein, daß ich nicht abgeschlossen habe, als ich ging.

Mein Hund legt sich nieder, als ich es ihm befehle. Der Fischer aber bleibt wartend stehen.

„Nun,“ frage ich kurz, „was treibt Ihr, geheimnisvoller Schiffersmann, vor meinem Haus?“

Er zeigt durch die Tür: „Die Fische habe ich gebracht, Herr, nach denen Ihr verlangt habt. Sie liegen drin, neben dem Herdstein.“

Als ich ihn dankend entlohne, fährt er unsicher und zögernd fort: „. . . und dann wollte ich noch mit Euch reden . . . wegen gestern abend nämlich . . . weil Ihr so schlecht von mir denkt . . . es ist aber nicht so und . . . ich weiß auch nie . . .“

Da unterbreche ich seine Rede, nehme ihn zu mir auf die Bank und lasse ihn zusammenhängend berichten, was er mir sagen will.

Und so beginnt er: „Viel ist es nicht, was ich weiß, aber ich will es sagen. Seit fast acht Jahren lebt drüben mit seinem Diener ein reicher Mann, den man niemals sah. Auch sein Diener kommt kaum in die Dörfer. Sie leben auf der Insel, für uns namenlos und einsam . . .“

Und er, so erzählte der Fischer weiter, bringt Abend für Abend im Kahn einen Korb mit Lebensmitteln hinüber, den er am Landungssteg der Insel, wo ihn der Diener erwartet, niedersetzen muß. Der Diener, der immer etwas entfernt bleibt, spricht stets die gleichen Worte:

„Setzen Sie den Korb auf jenen Stein dort. Sie finden daneben einen zweiten leeren Korb. Auf dem Zettel dabei sind die Dinge aufgeschrieben, die mein Herr morgen benötigt. Auch das Geld liegt dort . . .“

Dann wartet der Diener stumm, bis Thomas

die Körbe ausgewechselt hat und im Kahn seinen Blicken entschwunden ist.

„Mehr weiß ich nicht, Herr!“ schließt Thomas. „Ich erhalte meinen guten Lohn vom Herrn der Insel, und ich hab' ein krankes Weib zu pflegen. Nehmt mir's nicht krumm und denkt nicht schlecht von mir, Herr!“

Ich klopfe dem Alten auf die Schulter und komme mir selbst ein wenig schlecht vor, daß ich so Häßliches von ihm dachte. Aber eine Frage stelle ich noch:

„Was wolltet Ihr gestern abend vor meinem Haus, als Ihr von der Insel kamt?“

„Nichts Schlechtes, gewiß nichts Schlechtes. Ich wollte Euch erzählen, was ich wußte, weil's mich drückte. Aber Ihr schlieft wohl schon.“

*

Und als wieder die Nacht kommt und im Sommerhimmel so hell die Sterne stehen, fährt Thomas mich und Nero, meinen Hund, schweigsam im Kahn zu der Insel hinüber.

Es hat kaum noch Worte zwischen dem Fischer und mir gegeben, und es war alles so, als hätten wir es miteinander besprochen.

Er ist wie alle Tage mit seinem Korb bei meinem Hause über die Lichtung gekommen, hat auf mich gewartet und dann das Boot von der klirrenden Kette gelöst.

Nun gleiten wir über die dunklen Wasser, in deren unergründlichen Tiefen das Bild des runden Mondes schwebt, wie ein silberner Märchenball. Die Ruderschläge lassen die Wasser leise heben, sie werfen kleine, mutwillige Wellen über dieses Bild, so daß es wie ein geheimnisvolles Atmen ist.

Dann, wir sind wohl schon mitten im See und dicht vor der Insel, zieht Thomas die Ruder ins Boot. Nun treiben wir ganz langsam dahin.

„Es ist hier schwer an Land zu kommen, weil allenthalben spitze Steine unterm Wasser sind,“ sagt der Fischer.

Stumm nicke ich und gehe meinen Gedanken nach.

Wir sitzen ohne Worte im Kahn beieinander. Nero hat die Vordertatzen auf die Ruderbank gestellt und reckt die Nase, als prüfe er den Wind. Thomas schaut unverwandt nach der Insel, deren dunklen Schatten man zur rechten Hand sehen kann.

Ein Lichtschein zuckt auf . . . er kommt von der Insel, und ich erkenne nun, daß uns nur wenig von ihrem Strande trennt. Sicherlich ist es der Fackelschein vom Turm, der Thomas den Weg weisen soll, jenes helle Licht, das ich gestern abend von meiner Hütte aus bemerkte. Thomas ergreift die Ruder, dann dauert es noch Augenblicke und das Boot knirscht in den Sand des Ufers.

Während der Fischer seinen Korb nimmt und aus dem Kahn steigt, bleibe ich mit meinem Hund zurück. Die Schritte des Thomas höre ich im Sand.

Jetzt muß er schon unter den dunklen Kiefern sein, die hier bis dicht an das Wasser stehen, da klingt eine Stimme durch die Nacht und bis hinüber zu mir.

Es ist die dunkel getönte Stimme eines Mannes, und sie spricht zu Thomas, dem Fischer. Es sind nur kurze Worte, die hin- und hergehen. Ich verstehe sie zuweilen, kann mir aber nichts daraus bilden. Sicherlich spricht man von den Dingen, die Thomas besorgt hat.

In plötzlichem Entschluß, über den ich selbst mir gar nicht klar bin, nehme ich meinen Nero beim Halsband und betrete mit ihm das Ufer.

Man mag mich für einen aufdringlichen Neugierigen halten — so denke ich dabei — und vielleicht auch für einen ungezogenen Eindringling, der ohne Erlaubnis fremde Wege geht. Man mag mich ruhig dafür halten, aber versuchen will ich doch, ob ich hinter das Geheimnis dieser Insel komme. Schießen wird man ja nicht gleich auf mich. Und außerdem ist mein treuer Hund neben mir.

So gehe ich also voran, immer den Stimmen zu.

Noch bin ich nicht unter den Kiefern, da wird das Gespräch vor mir jäh unterbrochen, und die dunkle Stimme, die ich im Kahn vernahm, ruft mich laut an: „Halt! Stehenbleiben! Wer sind Sie? Was suchen Sie hier?“

Ich antworte in die Dunkelheit hinein, als sei es die selbstverständlichste Sache von der Welt: „Ich will zum Herrn dieser Insel!“

Es ist eine Zeitlang still, und ich glaube fast, der Mensch im Dunkel muß sich von dem Erstaunen über meine bündige Antwort erholen, da höre ich die Stimme wieder:

„Wer hat Sie hergebeten?“

„Niemand!“

„Dann haben Sie kein Recht, hier zu sein! Verlassen Sie sofort die Insel, denn der, dem sie gehört, läßt sich seit Jahren von keinem Menschen sprechen.“

Ich bewege mich nicht und gebe auf diese Worte auch keine Antwort. Zum Davongehen ist immer noch Zeit, und ich will versuchen, ob jener Unbekannte, der mich fortschicken will, sich nicht sehen läßt.

Meine Vermutung ist richtig.

Schritte kommen näher, dann steht ein Mensch vor mir, der aber zurückweicht, als Nero knurrend andeutet, daß auch er noch da ist.

Wie zufällig zünde ich mir eine Zigarette an, halte das Streichhölzchen aber so in der hohlen Hand, daß ich im Schatten bleibe, der Fremde aber im Lichtschein ist.

Die Sekunden haben mich ausreichend unter-

richtet. Vor mir, das weiß ich nun, steht ein alter Mann im Dienerrock mit blanken Knöpfen und gelben Aufschlägen. Und dieser Mann sagt vorwurfsvoll:

„Sie sind noch nicht gegangen? Ich habe Ihnen die Insel doch verboten!"

„Wissen Sie denn ganz bestimmt, ob es Ihrem Herrn so recht ist, wenn Sie mich fortweisen?"

Er wird etwas unsicher: „Niemals haben wir auf dieser Insel Besuch empfangen, mein Herr mag keine Menschen sehen und mit niemanden sprechen. So hat er es mir wieder und wieder gesagt. Nun aber gehen Sie davon, ich bitte Sie darum."

Ohne weitere Worte gehe ich da mit meinem Hund zurück zum Strand, warte, bis Thomas kommt und fahre heim.

Was ich wollte, habe ich erreicht, so glaube ich. Der Diener wird Thomas fragen, wer ich sei, und seinem sonderbaren Herrn von dem nächtlichen Erlebnis erzählen.

Und vielleicht wird mich dieser Herr dann zu sich bitten.

Mit diesem Gedanken lege ich mich zur Ruhe. Nero streckt sich auf die Matte vor meinem Lager und der Mond malt mit den bewegten Schatten der Kiefern sonderbar lebendige Wundertiere auf die hölzerne Wand, die gegenüber den Fenstern liegt.

Der nächste Tag vergeht in Stille.

In der Frühe des Morgens bin ich durch die Heide gegangen, habe am schwülen und stillen Mittag im Gras bei den Feldern gelegen, um deren blaue Blumen suchend die Bienen summten, und sitze am Nachmittag über meinen Büchern vor dem grünen Tisch neben der Tür.

Mit keinem Menschen habe ich heute ein Wort gesprochen, und ich will's auch nicht tun, denn es ist gut, einmal um Stunden schweigen zu müssen, weil keiner eine Frage tut. Oft sehnt man sich danach, zu schweigen, und findet doch dazu im Alltag keine Zeit.

Im Dämmern kommt plötzlich ein Wehen auf, das über die Kiefern geht und die Zweige tief hinüberbeugt. Später wird der Wind zum Sturm, vor dem die großen, grauen Wolken über den Himmel flieh'n wie wilde Gänse in langem Zug.

Und fern rollt der Donner.

*

Die Kerzen habe ich angesteckt, die Fensterläden verschlossen und den Riegel vor die Tür geschoben.

So lausche ich, wie der Regen auf das flache Dach fällt, höre, wie das Wetter grollend über die Heide zieht, und denke an den blauen See drunten, in dem sich nun hell die Blitze spiegeln müssen.

Plötzlich — und fast muß das Nachtgewitter vorüber sein — springt Nero auf, stellt sich aufrecht an den Balken der Tür und läßt das leise Knurren hören, mit dem er nachts das Nahen fremder Menschen kündet.

Ich will ihn zu mir rufen, sicher hat er sich geirrt, denn wer wird in diesem Wetter, zwei Stunden vor Mitternacht, in meine Einsamkeit finden. Ich will ihn zu mir rufen, da läßt er sich zu Boden fallen und scharrt mit den Vordertatzen am Holz.

Und als ich zu ihm trete, sehe ich auf der Türschwelle ein weißes Papier, es ist ein Brief in großem Umschlag, der meinen Namen trägt, und man muß ihn durch die Tür gesteckt haben.

Darum war Nero aufgesprungen.

Ich bin ein wenig verwundert über diese seltsame Briefzustellung, und so versäume ich, sofort die Tür zu öffnen und nach dem Boten zu sehen, der das Schreiben brachte. Als ich es später tue, steht nur die feuchte Nacht vor meiner Tür, und von den Zweigen der Kiefern tropft der letzte Regen.

Das Wetter ist vorüber.

*

Steile und schöne Schriftzüge sind es, die mich ansehen, als ich den Brief öffne und die Worte lese:

„Sie waren nachts, wie man mir sagt, auf meiner Insel, mich zu sprechen. Ich weiß, daß Sie an diesem Heidesee seit Tagen wohnen, und ich sehe von meinem Turme stets Ihr Haus und oft auch Ihren Hund und Sie.

„So lade ich Sie ein. Kommen Sie morgen zu mir, wenn es Nacht wird, und Thomas, der Fischer, in seinen Kahn steigt. Er mag Sie fahren. Ullrich Karsten."

Ich habe diese Botschaft von der Insel nicht erwartet und bin ich über die Zeilen verwundert. Mir ist der Name Ullrich Karsten sehr vertraut, wenn ich von dem, der ihn trägt, auch nicht mehr weiß als alle anderen. Und das ist nur gering: Den Namen Ullrich Karsten tragen viele Bücher in meinem Schrank, und wer in die Buchläden geht, wird seine Werke überall an erster Stelle finden als Romane eines begnadeten Dichters. Seine Feder erzählt wie hauchzartes Pastell von jugendlicher Liebe und vom leuchtenden Glück, vom himmelblauen Frühling und von der Sonne. Und doch bebt in jeder frohen Zeile, die er schreibt, in jedem Schicksal, das er träumt, eine wundersame, ungestillte Sehnsucht, fast wie ein wehes Leid.

Ullrich Karsten . . .

Und er soll der Sonderbare von jener Insel sein?

Man sagt von dem Dichter, daß es kein Bild von ihm gibt, viele haben erzählt, nur darum nicht, weil er eine blonde Frau sei, die einen an-

deren Namen trage und irgendwo Worte las, die Ullrich Karsten schuf. Wer atmend seine Sehnsucht fühlte, der will es fast glauben.

Morgen also werde ich bei dem Dichter sein, und manches Rätsel soll sich dann dort lösen.

Sinnend schaue ich über den Brief hinweg in die Kerzen. Nero hat seinen Kopf auf meine Knie gelegt, und ich kraue ihm, wie er es gern hat, hinterm Ohr.

„. . . und wenn, du guter Hund," so muß ich lächelnd denken, „Ullrich Karsten nun wirklich eine blonde Frau ist, wie es die Leser sagen, wäre uns zwei'n das so unangenehm?"

Da hält mein Nero, als ahnte er meine Gedanken, den schwarzen Kopf schief und richtet steil das rechte Ohr auf. Das aber tut er immer als Antwort auf solche Fragen, bei denen wir Menschen sonst in verschmitztem Verstehen das rechte Auge zuzukneifen pflegen.

*

Am anderen Morgen und zu ungewohnter Stunde ist Thomas bei mir.

„Habt Ihr den Brief gefunden, den ich Euch in dieser Nacht von der Insel gebracht habe?"

„Ich nicke und sage: „So wart Ihr also der geheimnisvolle Bote? Wer hat Euch den Brief gegeben und warum habt Ihr nicht geklopft und ihn mir selbst in die Hand gelegt?"

„Es war schon spät, denn ich mußte das Nachtgewitter auf der Insel abwarten. Als ich dann übern See kam, waren Eure Läden zu und nichts rührte sich im Haus. Was sollte ich Euch stören? Der Diener aber drüben von der Insel, der mich noch viel nach Euch gefragt hat, gab mir den Auftrag, den Brief ohne Versäumnis Euch ins Haus zu tragen."

Da bin ich zufrieden, und bringe Thomas mit meinem Hund noch ein Stück Wegs durch die besonnte Heide.

Und fast bis an sein kleines Haus.

Zwei Menschen . . . und darüber die Sterne.

Der Diener trägt die Fackel, mit der er sonst dem Fischer das Zeichen gibt, brennend in der Hand, als er mir bis zum Kahn entgegenkommt. Er bedeutet Thomas, hier zu warten, und sagt dann zu mir:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie neulich zurückwies. Ich wußte nicht, daß es der Wille meines Herrn war, mit Ihnen zu sprechen. Darf ich Sie nun bitten, mir mit Ihrem Hund zu folgen? Der Herr dieser Insel erwartet Sie bereits."

Er schreitet gemessen voran, löscht die Fackel im Sand, als wir unter die Kiefern treten, und geht fortan neben mir durch die Dunkelheit. Oft berühren sich unsere Arme, denn wir können nur wenig sehen und müssen langsam ausschreiten.

Der Weg windet sich durch die Kiefern, man kann die Richtung verlieren, wenn man nicht hier und dort ein Sternenbild erkennen würde.

Dann bleibt der Diener stehen.

Wir sind auf einer freien Stelle, und vor uns muß das Haus sein. Gleich darauf lodert eine Flamme auf und gibt meiner Vermutung recht. Wer das Licht entzündet hat, weiß ich nicht, denn der Diener ist nie von meiner Seite gewichen, und das leuchtende Feuer flammt aus einer großen, steinernen Schale, die in der Mitte der Lichtung, auf der wir uns befinden, von einem Sockel ragt, fast wie man sonst vor den Schlössern die Springbrunnen findet.

Der gelbe Schein der Schale zittert über das hohe, graue Haus, das wie eine steinerne alte Ritterburg vor uns liegt. Trutzig ist der Turm, das Dach trägt flache Zinnen und auch die Treppe zu dem schweren Tor ist breit und festgefügt.

Der Diener geht mir voran über die Stufen. Wie von geheimnisvoller Hand geöffnet, weichen da die Flügel des Tores zurück, und als ich über die Schwelle des Hauses trete, tönt dumpf und dunkel ein Glockenschlag, wie ein Gong, der melden will, daß ich die Halle betrat.

Diese Halle, in die ich nun komme, ist ein holzgetäfelter, dunkler Raum, den eine große grüne Ampel weich erhellt, die an einer schweren Kette von der hohen Decke herniederhängt.

Nur wenige Möbel gibt es hier, vor einem breiten Kamin stehen tiefe Sessel mit braungrünen Kissen, an den Seiten sehe ich niedere Schränke, die rings um die Halle führen, und wohl Bücher enthalten müssen. Die breite Treppe ins obere Stockwerk gibt mit ihrem schweren Schnitzwerk dem ganzen Raum mittelalterliche Wucht.

Außer dem Tor, durch das ich eingetreten bin, gibt es keine Türen, jedenfalls sind sie unsichtbar für mich und im Holzgetäfel der Wand versteckt.

Plötzlich — und ich habe es nicht bemerkt — ist der Diener verschwunden. Eben hat er mir noch in dem Sessel Platz geboten. Nero stellt sich neben mich, und so warten wir der Bekanntschaft mit dem sonderbaren Menschen, dem dieses Haus gehört.

Minuten bin ich mit meinem Hund allein.

Dann ist der alte Diener wieder da, er trägt einen Leuchter und bittet mich, ihm zu folgen.

Wir gehen die Treppe hinauf, durchschreiten einen dunklen Gang, der wohl zu einem Seitenflügel führt, eine Wand gleitet geräuschlos zurück wie eine Tür, und ich . . . sehe den Herrn dieser Insel, stehe vor Ullrich Karsten, dem Dichter.

Sein Arbeitszimmer muß es sein, in das ich trete, die vielen Bücherschränke an den Wänden und der breite Schreibtisch deuten darauf.

Ein männliches Antlitz, in dem unter herb gezogenen Brauen große Augen traurig stehen, sieht

mir prüfend entgegen, ein schmaler Mund versucht ein ungewohntes Lächeln, als er zu mir spricht:

„Seien Sie mir willkommen! Mir ist Besuch im Haus seit Jahren unbekannt, Sie sind der erste Gast nach langer Zeit. Darum grüße ich Sie herzlich!"

Er reicht mir über den Schreibtisch die Hand zu, und ich bedanke mich für Einladung und Gruß. Erst jetzt fällt mir auf, daß Ullrich Karsten sich nicht von seinem Platz gerührt hat, seit ich eintrat; er ist still sitzengeblieben, nur den Kopf hat er bewegt, als er sprach, und die rechte Hand, mit der er mich begrüßte.

Ich sitze in einem Sessel, dem Schreibtisch gegenüber; Nero liegt — in dem fremden Haus ganz gespannte Aufmerksamkeit — mit den spitzen Ohren neben mir.

Wir finden in den ersten Minuten keine Worte zueinander. Der geruhsame Schlag einer Uhr, die hinter mir an der Wand sein muß — denn ich sehe sie nicht —, füllt Raum und Zeit.

Dann spricht Ullrich Karsten. Seine Stimme ist tief und dunkel. Er spricht mit Ruhe, und zwischen den Worten stehen lange Pausen.

„Sie wollten mich sprechen . . . so sagte es mein Diener. Haben Sie Wünsche?"

Ich verneine lächelnd: „Es ist kein Anliegen, das mich zu Ihnen führt, Ullrich Karsten, ich wollte nur dem Brauch Genüge tun und mich als neuer Nachbar zeigen. Freilich, seit ich um Ihren Namen weiß, ist der Wunsch, mit Ihnen zu sprechen, stärker geworden. Viel stärker."

„Sie kennen meine Bücher?"

„Ja, ich habe sie alle in meinem Besitz! Sie schreiben von Ihrer Seele, Ullrich Karsten — das fühlt man."

„Ich weiß es!" sagt er nur und ist dabei so ernst, daß ich glauben muß, er will von seinem Schaffen schweigen.

Da sage ich nichts mehr.

Der Diener tritt geräuschlos ein und beugt sich zu seinem Herrn nieder, der sich nun an mich wendet:

„Darf ich Sie zu einem Trunk in die Sommernacht hinaus bitten? Man wird rascher vertraut miteinander, wenn im Glas der rote Wein leuchtet und darüber die Sterne . . ."

Zustimmend ist mein Nicken, als er weiterspricht: „Nehmen Sie keine Rücksicht auf mich, Matthias wird Sie führen. Ich muß einen anderen Weg nehmen als Sie . . ."

Ich bin über diese letzten Sätze erstaunt, erkenne aber sofort ihren Sinn, als Matthias, der Diener, hinter den Stuhl des Herrn tritt und ihn fortrollt.

In diesem Augenblick weiß ich, daß Ullrich Karsten ein Kranker ist, ein Mensch, der sich nicht allein fortbewegen kann, den man in einem Rollstuhl durch sein Haus fahren muß, von Raum zu Raum.

Der Diener hat eine Tür in der Wand geöffnet, die wohl zu einem Gang führt. Er rollt den Stuhl des Dichters davon, kehrt später zurück und geleitet mich und meinen Hund über die Treppe weiter aufwärts, dann stehen wir unter dem Sternenhimmel; denn wir sind auf einem Altan, der sich breit und fest wie ein Bollwerk vor den Turm des Hauses stellt. Ein Sessel steht vor einem niederen Tisch, dessen Windlicht sich in den Gläsern spiegelt, in einer Karaffe schimmert dunkel der Wein, und eine Schale trägt die Früchte dieses Sommers.

Ich lasse mich in den Sessel fallen, da sehe ich im Schatten des Turmes, mir gegenüber, Ullrich Karsten. Der Diener rollt ihn zum Tisch. Roter Wein fließt in die Gläser, daß sie gegen den Lichtschein aussehen wie von geschliffenem Rubin.

„Ich bin so menschenfremd und weltscheu geworden und hatte auch vor Stunden noch Angst vor Ihnen," beginnt der Dichter, und seine dunkle Stimme hat immer noch jenen Ernst, der fast Traurigkeit ist, „nun fühle ich mich freier . . . wir können miteinander plaudern. Sonst spreche ich ja nur durch meine Bücher zu den Menschen. . ."

Sinnend sieht er auf meinen Hund, der folgsam zwischen uns liegt.

„Wer diese Bücher las, weiß nichts von Ihrer Einsamkeit, von Ihrem unglücklichen Schicksal, das Sie auf dieser Insel im See leben läßt als ein Namenloser, Ullrich Karsten . . ."

Da sieht er jäh auf: „Was wissen Sie, ein Fremder, von meinem Schicksal? Tue ich Ihnen vielleicht leid, weil ich ein Krüppel bin?"

Er hat den letzten Satz so laut, so hart gesagt, daß ich fühle: Er will nicht, daß man über sein Leid mit ihm spricht, er will nicht als Kranker gewertet sein, und er haßt das Mitleid.

Als ich ihm keine Antwort gebe, lenkt er ein: „Habe ich Sie eben gekränkt? Dann verzeihen Sie mir die Heftigkeit — ich hätte mich zusammennehmen sollen! Sie sehen, ich bin nicht mehr zu gebrauchen, mit anderen Menschen zu leben. Es ist schon besser für mich, immer einsam zu sein!"

Er stützt seinen Kopf in die Hand.

In den letzten Sätzen aber, die er spricht, fühle ich das ganze Leid eines Schicksals, von dem ich nichts weiß, das ich aber ahnen kann in all seinem Weh.

Wieviel steht hinter diesen Worten, was muß jener Mensch erlebt haben, ehe er sie aussprechen durfte, er einsam wurde, so frage ich mich und finde doch keine Antwort auf diese stille Frage.

Der Dichter hebt sein Glas mir zu. Der Wein ist rot und süß und schwer. Ich finde Worte:

„Ich muß Ihnen für diese Stunde dankbar

sein, Ullrich Karsten, weil ich fühle, daß ich einer der wenigen bin, die den Weg zu Ihnen kommen dürfen. Und doch . . . vielleicht sind die anderen, die Ihnen fern sein müssen, glücklicher als ich, den sie nun um die Stunde mit dem Dichter beneiden werden . . ."

„Ich habe Sie also enttäuscht!"

Es ist keine Frage, die er tut, sondern eine ruhige Feststellung.

Und ich antworte: „Nein, nicht Enttäuschung ist es und nicht — wie Sie befürchten — Mitleid. Es ist nichts, was Sie, den Menschen, angeht, sondern Sie, den Dichter!"

„Warum bedauern Sie die Stunde, die uns zusammenführte?"

„Ich bedaure diese Stunde nicht; ich bin nur tief gebannt von dem Wunder dichterischen Schaffens, das ich so erfahre. Ich kenne Ihre Bücher und kenne nun auch Sie. Wie stark, wie unvergleichbar stark muß die erträumte Welt eines Dichters sein, daß er darüber sein eigenes Leid vergessen und anderen Freude schenken kann, wie Sie es tun, der Einsame. Ich weiß ja nicht, warum Sie einsam sind, ich fühle nur, daß Sie einsam sein wollen, sein müssen, um eines großen Leides willen. Und doch gehen durch Ihre Bücher fröhliche Menschen, die einen Einsamen belächeln würden, und doch ist das Glück in den Worten, die Sie da schreiben, daß man meinen sollte, auch Sie sind glücklich und schufen im Rausch eines großen Glücks jedes Buch. Aber das Wissen um das Leid des Dichters nimmt dem Buch auch das Glück. Darum ist es besser, nur die Bücher zu kennen, nicht die Dichter."

„Sie sagen Sehnsucht . . . und daß die blaue Sehnsucht in meinen Büchern ist? Wie recht Sie haben: Aus dieser blauen Sehnsucht wächst ja mein Schaffen. Auch ich, so glauben Sie mir, sehne mich danach, glücklich zu sein; mein ganzes Schicksal, das Schicksal eines Hilflosen, ist erfüllt von dieser grenzenlosen Sehnsucht, wie andere Menschen froh zu sein, mit einer Frau zur Seite durch die Heide gehen zu dürfen, wenn Frühling ist, zu leben . . . Und doch bleibt mir alles, das alles, versagt. So träume ich mir meine Welt — so suche ich mein Glück in dem unwirklichen Reich meiner Phantasie, so bin ich Dichter hier auf der Insel der Träume!"

Er legt den Kopf zurück, und ich glaube, er hat mehr gesagt, als er wollte.

Nero aber, der in diesen Augenblicken langsam aufgestanden ist, geht hinüber zu dem Einsamen und legt ihm sacht, ganz sacht den lieben schwarzen Kopf auf die Hand.

Da lächelt Ullrich Karsten, und er fragt mich:

„Ihr Hund ist Ihnen schon lange ein guter Kamerad?"

„Jahre schon sind wir beieinander, und er lebt mit mir in meiner kleinen Stadt wie ein Freund; er weckt mich am Morgen und begleitet mich auf allen Wegen."

„Sie sind viel auf Reisen?"

„Ja! Ich wandere, wenn die Stunde mir Zeit bringt, mit meiner schwarzen Dogge durch die Welt, um die Menschen kennenzulernen. In den Dörfern am Berg bin ich gewesen, und in den Fischerhütten bei den Dünen am Meer; durch großer Häuser Straßen bin ich gegangen und durch die verwinkelten Gäßchen kleiner Städte."

„Warum wollen Sie die Menschen kennenlernen?"

„Dann müßten Sie einen Maler fragen, warum er die Palette nimmt, dann muß ich Sie fragen, warum Sie ein Dichter sind."

„Weil ich die Sehnsucht habe!"

„Nun, dann glauben Sie auch an ein ganz klein wenig Sehnsucht in mir. Vielleicht ist es die Sehnsucht, eine Seele zu finden, die mit der meinen klingt . . ."

Er sagt nur ein tonloses: „Ja, dann kann ich Sie verstehen!"

Matthias, der Diener, tritt auf den Altan und bringt weiche Decken, uns einzuhüllen.

Ueber den See her klingt der Glockenschlag der Kirchturmuhr vom Heidehof. Ich weiß nicht, ob es schon Mitternacht ist oder eine Stunde früher.

Als Matthias geht, sprechen wir weiter.

„In Georgenstadt, wo ich daheim bin —," so will ich erzählen, als ich erschreckt einhalte. Ullrich Karsten, eben noch geruhsame Entspannung, hat in bebender Anstrengung seinen kranken Körper ungestüm vorgebeugt. Sein Atem geht schwer, als er mich fragt:

„Georgen . . . stadt, so sagten Sie? Georgenstadt? Sagten Sie so —?"

„Ja, Georgenstadt, dort bin ich daheim, dort verbringe ich den Alltag meiner Woche. Kennen Sie das Städtchen? Es ist wie viele, und an den verwinkelten Gassen stehen schiefdachig die Giebelhäuser wie vor hundert Jahren!"

Noch immer ist Ullrich Karsten nicht ruhiger. Er fragt — und Unsicherheit ist in seiner Stimme — nach einer Pause:

„Mir ist, als kenne ich den Namen Ihrer Stadt — vielleicht sind Menschen dort, die meine Bücher lesen. Ja, ich weiß es, Briefe kamen von dort zu meiner Insel."

Ich kann dem Dichter seine Worte nicht so glauben, wie er sie spricht, denn es hat ihn zu sehr gepackt, als ich den Namen meines Städtchens sagte.

Hat er irgend ein Erlebnis in dieser Stadt gehabt? Ich fühle, obwohl ich mich sinnend mit meinem schwarzen Hund beschäftige, daß seine Augen immer noch auf mich gerichtet sind. Er hat wohl noch eine Frage auf den Lippen.

Lange Zeit ist es still.

Mein Blick geht in die Sternennacht hinauf, über die Wipfel der Kiefern hinweg, die hier bis an die Brüstung reichen. Ich höre in dem Schweigen Ullrich Karstens schweren Atem.

Unvermittelt und so leise, daß ich mir Mühe geben muß, ihn zu verstehen, fragt er:

„Dann kennen Sie . . . Renate Förster?"

Der Name bleibt zwischen uns stehen, denn ich zerschlage die Stille nicht durch eine rasche Antwort.

Spät erst sage ich: „Ja, sie lebt in Georgenstadt, wie ich!"

Wieder ist Schweigen zwischen uns. Ich ahne, daß ich — ohne es zu wollen und unbewußt — durch den Namen meines Städtchens in der Dichterseele ein Erinnern geweckt habe, das wohl traurig sein muß, so unsagbar traurig, wie alles hier um den Menschen Ullrich Karsten.

Ueber die Heide geht die Nacht.

Wohl eine Stunde lang sitzen auf dem Altan dieses Hauses im See zwei Menschen schweigsam beieinander.

Die große Sehnsucht erfüllt sie beide.

Und darüber stehen stumm die Sterne.

*

Schon kommen die ersten Dämmerwolken des jungen Tages über die Heide, da gehe ich aus Ullrich Karstens Haus.

Es ist nichts mehr zwischen uns gesagt worden, seit der Dichter den Namen Renate Förster ausgesprochen hat, und doch hatte das Schweigen unser Verstehen gebunden.

Als wir uns die Hände reichen, wissen wir, daß wir Freunde sind.

Matthias ist da, und er führt mich die Treppe hinab den Weg zurück zum Strand. Er sieht übernächtigt aus und hat wohl wartend in einem Zimmer gesessen und nicht geschlafen.

Mir fällt ein, daß Thomas mich gestern abend in seinem Boot zur Insel gebracht hat und auf mich warten sollte. Als ich Matthias nach dem Fischer frage, antwortet er schlicht:

„Ich habe ihn heimgeschickt, als es Mitternacht war. Nun bringe ich Sie in unserem Boot zurück zu Ihrem Haus."

Als wir in dem breiten Kahn sitzen, in dem Nero sich müde ausgestreckt hat, richte ich wiederum das Wort an den verschlossenen Alten: „Ist Ullrich Karsten nun allein im Haus und auf seiner Insel, oder sind außer Ihnen andere da, die ihn betreuen?"

„Ich habe meine Frau geweckt. Wir sind zu zweit die einzigen, die unser Herr bei sich duldet . . ."

Fast ist es heller Tag, als ich mein Haus betrete. Glutrot ist der Himmel dort, wo Osten liegt.

Als die Sonne mit ihren ersten Strahlen mein Heidehaus grüßt, schlafe ich ein . . .

Bekenntnis eines Lebens.

Seither sind drei Tage vergangen.

Ich weiß, daß Ullrich Karsten mich zu sich rufen lassen wird, wenn es an der Zeit ist. und ich irre mich nicht.

Thomas bringt wieder die Nachricht, daß man mich im Haus auf der Insel erwartet. Wie vor Tagen, wenn die Nacht kommt, will mich der alte Fischer hinüberfahren.

*

Den Nachmittag über sitze ich vor meinem Haus, tolle mit Nero am Strand und lese.

Da erhalten wir plötzlich Besuch.

Gemessenen Schrittes und mit einer wichtigen Amtsmiene kommt ein rundliches Männlein den Weg daher, der vom Dorf zu meinem Hause führt, bleibt, als er meinen Hund sieht, stehen und schmettert mir laut entgegen:

„Ich habe Briefe für Sie! Halten Sie Ihren Hund fest, dann will ich sie Ihnen bringen."

Doch Nero kümmert sich gar nicht um ihn, sonderen schnappt nach den Hölzchen, die im Wasser schwimmen. Ich beruhige ihn mit einigen Worten.

Da der Bote aber sicher den weiten Weg zu mir heraus nicht ohne Neugierde gemacht hat, lade ich ihn ins Haus ein, was er mit eifrigem Kopfnicken und zufriedenem Brummen annimmt.

Mit rührender Einfalt meint er, als ich ihm zur Erfrischung einen Trunk vorsetze:

„Die Briefe sind alle heute gekommen! Nur für die Insel haben wir sonst soviel Post, denn unsere Bauern kriegen selten Briefe."

Auch sonst scheint er sich bei mir sehr wohl zu fühlen, und als er nach einer Stunde erhitzt vom Trunk und glücklich über das Paket Tabak, das ich ihm schenkte, davonzieht, meint er großmütig:

„Eigentlich wollte ich fragen, ob ich künftig Thomas Ihre Briefe geben darf, denn er fragt ja jeden Nachmittag bei uns nach der Inselpost. Und dann wär's ein Weg. Aber jetzt komme ich doch lieber immer selbst!"

Mein Hund sieht den Kleinen mit mißbilligendem Knurren davonschwanken.

Am Abend ist alles wie in der ersten Nacht, in der ich bei Ullrich Karsten war. Wieder sitzen wir auf dem Altan, wieder leuchtet in den Gläsern der Wein, wieder ist eine Sternennacht.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," sagt Ullrich Karsten, und in seiner Stimme ist Freude, als er mich begrüßt.

Wir sprechen nicht viel von unserem Alltag, und der Dichter beginnt, als hätten wir unser Gespräch nur auf Minuten unterbrochen:

„Ich habe Sie in jener Nacht, als Sie mir von

Georgenstadt sprachen, nach Renate Förster gefragt. In den Tagen und Nächten, die zwischen dieser Frage und heute liegen, ist an mir stärker denn sonst das Leben vorübergezogen, das mein Schicksal wurde. Ich habe mit keinem Menschen über dieses Schicksal gesprochen und die wenigen, die etwas von mir wissen, kennen nur winzige Teile meines Lebensweges."

Er sieht in die Sterne, und ich sage zu ihm:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir Vertrauen schenken, mir war gewiß, daß der Name meines Städtchens Ihnen ein Erinnern gebracht hat, und — nun darf ich's sagen — ich habe darauf gewartet, daß Sie zu mir darüber sprechen würden."

Er entgegnet auf meine Sätze nichts, sondern erzählt:

„Nicht Ullrich Karsten heiße ich . . . wenn mich die Welt auch unter diesem Namen kennt. Ich habe diesen Namen angenommen, als mein anderer, den mir mein Vater gab, vergessen sein sollte für ewig. Ich heiße Jürgen Stark. Man kennt keinen Menschen mehr, der diesen Namen trägt, die wenigen, die ihn kannten, haben ihn längst vergessen und glauben, daß er unter einem hölzernen Kreuz in Frankreichs Erde ruht."

Still höre ich zu, was mir der Dichter erzählt, und ich weiß, daß es das Bekenntnis eines Lebens ist, die Geschichte eines Einsamen, der ein großes, unendlich großes Leid trägt.

Nichts unterbricht Ullrich Karstens Erzählung.

Stunde und Stunde geht dahin.

Lange schon ist das Windlicht heruntergebrannt.

Und wieder kommt über die Kiefern der Tag.

Durch alte Gassen geht ein junger Frühling.

Das aber ist die Geschichte, die mir Jürgen Stark, den sie als Dichter Ullrich Karsten nennen, in jener Heidesommernacht erzählte:

Seither sind fast 25 lange Jahre dahingegangen . . .

Da war's Frühling in der Welt, pfauenaugenblau blühten am Wegrand die großen Blumen . . . und im jungen Morgen holperte, wie zu alter Zeit, die gelbe Extrapost durchs Thüringer Land einem verwinkelten Studentenstädtchen zu. Fröhlich stieß der alte Postillon ins blinkende Horn, ließ seinen Schimmel hügelab traben und wieder hügelan, daß es eine Freude war, strich vergnügt seinen Schnauzbart zurecht und hatte ganz helle und lachende Augen.

Und war das ein Wunder, wenn man durch diesen Frühling fahren durfte und ein so reizendes blondes Mädel im Wagen saß, wie heut' bei ihm?

Das aber hatte noch eine ganz besondere Bewandtnis.

Da war nämlich gestern abend der Wirt vom „Blauen Krug" zu ihm gelaufen und hatte ihm ausgerichtet, daß ein junges Fräulein da sei und mit ihm zu sprechen habe. Er solle nur gleich mitkommen. Es sei wohl sehr eilig.

Nur den blauen Rock mit den gelben Litzen hat er rasch überzogen, dann war er mit dem Wirt gegangen.

In der kleinen Gaststube vom „Blauen Krug" trippelte ein blondes Mädel ungeduldig auf und ab. Zuweilen blieb es neugierig vor dem Wandspiegel stehen, betrachtete sich in all seiner achtzehnjährigen Schlankheit, rückte am Kleid und am runden Hütchen und trippelte dann weiter, immer um den Eichentisch herum, auf dem fast unberührt im Glas unberührt der Wein blieb, obwohl er von dem besten war, den der Wirt im Keller fand.

Mit dem schweren Schritt seiner hohen Stiefel trat Leopold, der Postillon, in den Raum. Für einen Augenblick sah man im Spalt der Tür auch das Gesicht des Wirtes. Es war aber bald verschwunden.

„Zu dienen, mein Fräulein, Sie haben mich rufen lassen?" meinte der alte Posthalter und war nun doch ein wenig neugierig, was das Mädel von ihm wollte.

„Ja, Postillon!" so war die Antwort. „Und ich dank' auch schön, daß Sie gekommen sind! Nehmen Sie doch Platz, bitte, wir haben viel zu reden."

Mit einem Kopfnicken setzte sich Leopold schwer auf den Stuhl. Es dauerte eine Weile, bis er es bequem hatte.

Das Mädel war inzwischen zur Tür gegangen und hatte mit dem Wirt gesprochen, der nun mit Schmunzeln einen doppelten Kirsch brachte.

„Für den Herrn Oberposthalter! Bitte!" so sagte er, ehe er hinausging.

Leopold aber meinte: „Zur Gesundheit, Fräulein!" und leerte das Glas mit einem Zug.

Dann sah er erwartungsvoll das Mädel an, das nun ihm gegenüber auf dem Sofa saß.

Er sollte nicht lange warten.

„Haben Sie einmal den Alexander Förster gekannt?" fragte ihn das Mädel lächelnd.

„Den Axi, meinen Doktor! Aber freilich hab' ich den gekannt. Und gut gekannt hab' ich ihn, wo er doch immer mit mir gefahren ist, damals, und alle seine Freunde. 's waren lustige Studenten in Fuchsenberg drunten, und ohn meine Extrapost ging's halt nimmer! Das ist nun wohl schon mehr als 30 Jahre her. Er ist Geheimrat geworden, der Axi, haben sie mir erzählt, und ich bin in der Zeit vom Postillon zum Oberposthalter gestiegen. Mein Geburtstagpaketel krieg' ich Jahr um Jahr von ihm mit 'nem echten Kirsch drin und Tabak. So wie damals, als wir noch jung waren . . . tja . . . jung!"

Der Alte machte eine Pause, als sinne er. Dann meinte er: „Wir haben nämlich mitsammen Ge-

burtstag, der Axi und ich, und wir haben immer zugleich gefeiert, wenn er auch Doktor war und ein Studierter. Sein ganzes Leben lang hat er den Leopold nicht vergessen. Der Axi, mein Doktor!"

Den weißhaarigen Postillon hatte wohl das Erinnern gepackt und schon wollte er ans Erzählen, da fiel ihm ein, daß er ja eigentlich noch gar nicht wußte, was er hier sollte und was das blonde Mädel von ihm verlangte.

Und das sollte er nun erfahren.

„Alexander Förster ist mein Vater," sagte das Mädel schlicht, „und ich heiße Renate . . ."

Der weißhaarige Mann saß ohne eine Bewegung und ohne jedes Wort. Aber ein Leuchten war in seinen Augen, wie von der Sonne einer Jugend.

Endlich stand er auf, legte seine schweren Hände dem blonden Mädel auf die schmalen Schultern und sagte, mehr zu sich als zu einem anderen:

„Renate . . . Axis Tochter, Renate . . ."

Das Mädel wagte kaum zu atmen. Sie fühlte die wundersame Stimmung dieser Stunde, da ein Greis das Kind eines Freundes sah, mit dem er in toller Jugend gelebt.

Erst viel später, als der Wirt dem Oberposthalter einen neuen Doppelkirsch gebracht hatte, ging das Erzählen an.

Renate sprach von ihrem Vater, der nun ein bedeutsamer Arzt war, dessen Namen die Welt kannte, sie erzählte, wie er ihr in stillen Stunden am Kamin von seiner frohen Studentenzeit berichtet habe, vom verwinkelten Städtchen Fuchsenberg, vom Gasthof „Zum Rautenkranz" und von Leopold, dem lustigen Postillon.

Der Alte hörte still zu.

Und als Renate lächelnd sagte: „Das Lied, Herr Leopold, das man damals von Ihnen sang, das Lied kenne ich auch," da wischte er sich verlegen mit der Hand über die Augen.

Renate aber summte für sich:

„Postillon, fahr' uns ins Glück,
Noch sind wir ja so jung,
Später bleibt doch nur zurück
Die Erinnerung.

Spanne deine Schimmel ein,
Nun genug der Rast!
Wo man schenkt den besten Wein,
Bleiben wir zu Gast.

Wo man küßt den roten Mund,
Der am schönsten lacht
Hier auf unsrem Erdenrund,
Bleiben wir zur Nacht.

Postillon, fahr' uns ins Glück,
Noch sind wir ja so jung,
Später bleibt doch nur zurück
Die Erinnerung."

„Ging's nicht so, Herr Leopold?" fragte Renate, und der Alte schreckt auf, als habe er geträumt.

„Ja, grad' so ging's! Hab' nimmer geglaubt, daß ich nochmal dazukäm, es zu hören . . . 's ist schon lange her, seit wir so jung waren."

„Ich soll Ihnen die schönsten Grüße bestellen von meinem Vater, Herr Leopold, und vielleicht kommt er Sie schon bald besuchen, denn wenn ich nun in Fuchsenberg studier' . . ."

„Sie wollen in Fuchsenberg studieren, Fräulein, grad' wie der Axi?"

„Ja, grad' wie mein Vater, und ich will auch Medizinerin werden, Kinderärztin vielleicht. Das heißt, wenn ich mich nicht zu dumm anstelle."

„Aber Fräulein Renate! Und wie kommen Sie hier heraus zu uns und noch dazu am Abend? Es sind doch zwei Stunden Weg von Fuchsenberg hier heraus, und das Bähnle . . ."

„Ich war ja noch gar nicht in Fuchsenberg! Ich will ja erst hin," gab das Mädel zurück und fügte hinzu, als der Alte sie fragend ansah: „Ich bin nämlich nur bis Eisenach mit der Bahn gefahren und von dort gewandert. So hat's mein Vater mir geraten, und es war recht so. Es war ein wundervoller Tag. In Berlin kann man sich gar nicht vorstellen, wie schön die Welt ist, wenn der Frühling kommen will. Grad' so hat es mir mein Vater gesagt."

„Ich glaub's schon," gab der Postillon zurück. „Und da sind Sie wegen meiner hier ins Dorf gekommen?"

„Offen gesagt, vorgenommen habe ich mir's nicht, Herr Leopold, wenn ich Sie natürlich auch später einmal besuchen wollte. Aber als ich hierher kam, weil es Abend wurde und ich in einem Gasthaus übernachten mußte, fiel mir ein, daß Sie hier im Dorfe wohnen sollten, wie's mir Vater sagte. Ich fragte den Wirt und . . . da sind Sie!"

„Jawohl, da bin ich halt. Und morgen früh wollen Sie weiter, nach Fuchsenberg zu?"

„Ja, das will ich!"

„Und zu Fuß wollen Sie dahin?"

„Natürlich! Sie haben selbst gesagt, daß es nicht mehr als zwei Stunden sind."

Der Alte schmunzelte.

„Mehr sind's bestimmt nicht. Aber wären Sie gar zu böse, wenn ich Sie morgen mit der alten Postkutsche hinunterfahre nach Fuchsenberg? Ich tät's so gerne."

Das Mädel sah verwundert auf: „Ja, haben Sie denn noch eine Postkutsche hier? Ihre liebe, alte Extrapost, von der mein Vater mir erzählt hat? Ihn haben Sie auch immer zum Semesterbeginn ins Städtchen gefahren!"

„Schon recht. Freilich, die Extrapostkutsche und das Extrageschirr mit dem Lackleder habe ich

nicht mehr und auf dem Bock habe ich auch seit einem Jahrzehnt nimmer gesessen. Dafür bin ich Oberposthalter und habe meinen Postillon. Aber mit der Postkutsche fahren wir noch immer hier zu Land. Wie soll man denn sonst die Pakete und Briefe in die Dörfer bringen? Personen zwar sind selten bei uns Fahrgast. Aber mit dürfen sie allemal, so heißt's in der Bestimmung."

„Herr Leopold, Sie wissen gar nicht, wie glücklich ich bin. Mit der Postkutsche nach Fuchsenberg. Mit einer richtigen alten, lieben Postkutsche."

Und so hatte sich der Oberposthalter denn am anderen Morgen statt des Postillons auf den Bock geschwungen, und es ging mit den alten Beinen gar nicht so schwer, wie er's meinte. Renate war in die Kutsche gestiegen, und nun trabten die Schimmel durch den Frühling.

Das Posthorn aber klang dazu, denn blasen konnte es der Alte immer noch, weil er es an jedem Sommerabend erklingen ließ, wenn er im Garten in seiner Fliederlaube saß.

War's ein Zufall, daß ihm da eine alte Melodie in den Hornruf kam und über die sonnigen Wiesen klang?

„Postillon, fahr' uns ins Glück,
Noch sind wir ja so jung.
Später bleibt doch nur zurück
Die Erinnerung."

*

Neunmal schlug die Kirchturmuhr von Fuchsenberg.

Da fuhr Leopold, der Postillon, im gelben Wagen Renate Förster durch das Stadttor in die alten verwinkelten Gassen des Studentenstädtchens.

Neugierig sah das Mädel aus dem kleinen, blanken Fenster.

Ganz langsam ließ Leopold die Pferde gehen, und so hatte Renate Muße, alles zu betrachten.

Die spitzgiebeligen Häuschen lehnten sich aneinander, als wollten sie sich stützen, hinter den grüngestrichenen Gartenzäunen blühte der Flieder und bildete über den hölzernen Bänken vor der Tür ein schimmerndes Dach.

Hier und dort hing ein geschmiedetes Wirtsschild überm Tor, und in roter Weste und schwarzem Käppchen sah der Wirt prüfend nach dem Wetter und nach frühen Gästen.

Als man auf den Marktplatz bog, stieß Leopold so freudig ins Horn, daß die buntbemützten Studenten, die da um den Brunnen standen und sich überlegten, was wohl besser sei: pflichtgetreu und ernsthaft in die Vorlesung zu gehen oder pflichtvergessen und fröhlich durch den Frühling zu ziehen, aus ihrer lebhaften Unterhaltung aufgeschreckt wurden.

„Da läßt sich einer sein Mädel als Postpaket nachschicken!" meinte der dicke Florian, dem man nicht zu Unrecht den Beinamen „der Ewige" gegeben hatte, weil er nun schon endlos lange studierte, ohn an ein Examen zu denken. Jedes Kind kannte den drolligen Kleinen mit dem Bäuchlein, und wo er auftauchte, waren Lachen und Uebermut an der Reihe.

Auch jetzt hatte er wieder einen Einfall: „Wollen wir mal nach der Adresse sehen?" fragte er und stürmte dem Wagen hinterdrein. Die anderen folgten und im Nu hatten sie das Gefährt umringt.

Vergnügt hielt Leopold die Pferde an. Er kannte die Studenten, und geändert hatte sich in den letzten zwanzig Jahre hier nichts.

Renate aber sah ängstlich auf die lachenden Gesichter unter buntem Mützentuch.

Auf einen Ruf flogen die Kappen vom braunen, blonden und schwarzen Haar an die Brust.

Florian aber öffnete den Schlag und hielt eine feierliche Begrüßungsrede:

„Schönes, unbekanntes Fräulein! Die Ihr mit dem Frühling in unser altes Städtchen kommt, habt weder Angst noch Schrecken. Wir sind die schönsten Männer dieses Ortes und legen Euch unsere glühenden Herzen zu Füßen . . . Ihr steht fortan in dieser Stadt unter meinem Schutz und dem meiner Freunde. Ich bin der Florian . . . und wenn's wo fehlt, dann schickt nur nach mir, ich will's schon in Ordnung bringen! Wir geben Euch das festliche Geleit . . . Wohin, du Postillon, geht deine Fahrt?"

„Nach dem Gasthof ‚Zum Rautenkranz'!" antwortete Renate rasch, ehe Leopold etwas sagen konnte, und da saß Florian auch schon neben ihr im Wagen, der Tritt klappte hoch und die Tür schlug zu.

Die anderen buntbemützten Gesellen aber führten die Schimmel und umringten so lärmend die Postkutsche, daß sich hier und da ein Fenster im Hause öffnete und ein neugieriges Menschengesicht dem sonderbaren Einzug zusah.

Renate wußte nicht recht, ob sie lachen oder böse sein sollte. Da aber der gute Florian so strahlend neben ihr saß und kein häßlicher Spott hinter dem ganzen Schauspiel stand, sondern nur der Uebermut frühlingsfroher Jugend, so lächelte sie ihren rundliche Beschützer mit großen Augen an, daß der gute Florian vor Glück einen mohnroten Kopf bekam.

Weit war der Weg nicht zum „Rautenkranz", und der Wirt stand schon unter der Tür, weil er den Zug kommen hörte. Es war wirklich nicht das erstemal, daß die Fuchsenberger Studenten ein hübsches Mädel im Triumph durch die Straßen fuhren. Und ihm sollte es schon recht sein.

Vor dem Tor unter dem kupfernen Wirtshausschild hatten die Studenten Spalier gebildet. Wieder flogen die Mützen herunter, wieder hul-

digten Fuchsenbergs buntbemützte Burschen Renates Jugend. Dann zogen sie mit dem dicken Florian an der Spitze davon.

Das Problem, über das sie sich am Brunnen vor dem Rathause die Köpfe zerbrochen hatten, war nun endgültig gelöst: Man schwänzte also die Vorlesung und wanderte durch den Frühling.

*

Ein niedliches Zimmerchen mit bunten Tapeten, hellen Möbeln und lichten Gardinen, die von rosaroten Schleifen am Fensterrahmen gehalten wurden, sollte Renates Heim in Fuchsenberg sein. Mit rührender Besorgnis hatte der alte Leopold für das Töchterlein seines Jugendfreundes mit dem Wirt vom „Rautenkranz" verhandelt und alles ins Rechte gebracht. So kam es, daß Renate das schönste Zimmer im ersten Stockwerk erhielt, dessen zwei Fenster in das Frühlingsblühen des Gartens schauten und über die Bäume fort zum Burgberg sahen, auf dem im Sonnenlicht die Ruinen der einstigen Feste Fuchsenberg standen.

Um die Mittagsstunde sagte Leopold der blonden Renate Lebewohl.

„Man braucht mich nun daheim," so meinte er. „Wenn ich Zeit habe, bin ich bald wieder einmal zu Besuch hier. Aber Sie müssen auch mal zu mir kommen."

Da sagte Renate zu, schüttelte dem prächtigen Alten dankbar die Hand und winkte ihm vom Torweg mit ihrem Tüchlein nach, als sein gelber Wagen durch die Gasse davonrumpelte.

Ein ganz klein wenig traurig wollte sie werden, denn sie hatte das Gefühl der Einsamkeit ,nun ihr Betreuer sie verlassen hatte. Langsam ging sie durch die Gassen bis zum leeren Marktplatz und wandte sich dann wieder zurück zum „Rautenkranz".

Als sie in den Garten kam, wo der Wirt das Essen auftischen wollte, fand sie sich nicht allein. Am Tische unter der Linde saß hinterm Glase Rotwein ein Student, der sich lächelnd erhob, als sie näherkam.

„Sie müssen schon entschuldigen," sagte er, „ich heiße Jürgen Stark, und wir haben uns am Morgen bereits gesehen, als wir Sie festlich einholten. Ich erfahre eben von Pepus — so nennen wir den Wirt —, daß Sie hier im ‚Rautenkranz' bleiben. Ich wohne nämlich auch hier!"

Er sagte das alles mit so herzlicher Offenheit, daß Renate ihm kameradschaftlich die Hand hinstreckte und schlicht erwiderte:

„Das freut mich sehr! Ich heiße Renate Förster und will hier Medizin studieren. Zunächst aber spüre ich statt des Wissensdranges nur unmenschlichen Hunger!"

„Pepus wird sicher gleich mit der Suppe erscheinen! Wollen wir uns nicht zusammensetzen? Das heißt . . . wenn ich Ihnen nicht zu unsympathisch bin . . ."

Und da Jürgen Stark das für Renate durchaus nicht war, setzte sie sich ohne alle Umstände neben ihn.

„Dienstags gibt's hier immer Backhähnchen!" stellte Jürgen fest, „Sie kommen heute also gerade zurecht!"

Ehe Renate etwas antworten konnte, brachte Pepus, der Wirt, das Essen. Mit einem „Gute Mahlzeit!" stellte er alles auf den Tisch, dann holte er eine Karaffe Weißwein für das Mädel und ließ die beiden allein.

„Wenn's woran fehlt, müssen Sie rufen!" sagte er in seiner Behäbigkeit, „ich bin in der Gaststube!"

*

Die beiden jungen Menschen, die da im Garten des alten Wirtshauses beieinander saßen, lächelten sich an. Sie waren wohl beide zufrieden, daß der Wirt in der Gaststube zu tun hatte und sie nicht störte.

„Manchmal setzt Pepus sich einfach mit an den Tisch und erzählt Neuigkeiten," meinte Jürgen halblaut, und, obwohl dieser Satz ohne jeden Zusammenhang mit dem Geschehenen war, nickte das Mädel, als verstehe es diese Worte sehr gut.

Es war wundersam still hier unter den blühenden Zweigen. Nur die Bienen hörte man oder den leisen Ruf eines Vogels, der aus dem Mittagsschlaf schreckte. Leise bebten die Blüten unterm Pfauenaugenblau des Himmels, und es war, als sei eben der Frühling durch diesen stillen Garten gegangen und seine Hand hätte unsichtbar den Fliederzweig gestreift, von dem nun zwei Blüten wie verliebte Schmetterlinge herniedertaumelten ins junge, grüne Gras.

Jürgen Stark sah sinnend zu, dann hob er das Glas: „Lassen Sie uns anstoßen, Fräulein Renate, anstoßen auf Ihren Einzug in Fuchsenberg und auf Ihre Zukunft!"

„Wollen wir auf den Frühling trinken!" erwiderte sie schlicht, als die Gläser klangen.

Da sah er sie aus seinen dunklen Augen an, daß sie errötete und verlegen auf ihren Teller blickte.

Und nun sprachen sie lange Zeit kein Wort.

Auch ihre Augen fanden sich nicht . . .

Erst als beide voneinandergingen, sahen sie sich wieder an.

Ihre Hände blieben lange zusammen.

Und in ihren Augen war ein glückliches Leuchten.

Der Frühling aber wehte vom alten Fliederbaum einen leisen Blütenregen auf die jungen Menschen hernieder.

Eine Fiedel singt durch die blühende Nacht.

Es war Abend geworden in Fuchsenberg.

Die kleinen Läden in den Gassen hatten die Fenster erhellt, der Laternenanzünder war auf seiner Runde rasch einmal im „Rautenkranz" eingekehrt, und die Menschen saßen vor den Haustüren im Dämmern und plauderten miteinander vom Geschehen des Tages.

Der Duft des Flieders schwebte in allen Gassen, und er machte den Abend so frühlingsschwer und sehnsuchtsvoll.

Renate, die in den Nachmittagsstunden Briefe geschrieben hatte, stand unter dem Tore des Wirtshauses und atmete tief die Stimmung dieses Abends.

Es war so sonderbar in ihrer Seele, fast schien ihr die Stille der nahenden Frühlingsnacht unwirklich und sie wehrte sich mit aller Macht gegen den Zauber.

Und doch fühlte das junge Mädel die Sehnsucht im Blut, die alle Menschen erfüllt, wenn es Frühling ist, und die sie glücklich sein läßt und oft auch so tränentraurig betrübt.

Da ging sie in die Einsamkeit ihres Stübchens und weinte. Und sie wußte doch nicht, warum sie es tat . . .

*

Weit offen standen die Fenster zum Garten hin, durch den Blütenschleier blinkte hier und da ein Lichtschein, und vom Nachbarhause kam zuweilen ein lautes Wort durch die Stille zu ihr.

Mit offenen Augen träumte Renate in jener Frühlingsnacht von der Liebe . . .

Und sie merkte nicht, wie drunten im Garten unter ihrem Fenster sich leise Fuchsenbergs buntbemützte Burschen zusammenfanden und Gitarre und Fiedel stimmten, bis das Lied erklang.

Da trat sie erschrocken ans Fenster und hörte zu.

Es war das erste Ständchen, das man ihr brachte, und sie hatte kaum begriffen, daß ihr diese Nachtmusik galt, als die Studenten schon wieder davonzogen.

Es gab ja noch andere Schöne hierzuland, und auch sie sollte ein verliebtes Ständchen grüßen.

Ein Andenken aber war Renate ins Fenster geflogen, eine dunkelblaue Studentenmütze mit breitem Schild und goldener Schnur.

Im Kerzenschein suchte Renate nach dem Namen im Kappenrand, fand aber nichts als ein zusammengefaltetes Pergament. Und dieses Pergament trug ein Gedicht.

Sinnend las das Mädel die steilen, schönen Schriftzüge:

„Wenn Mensch und Mensch stumm miteinander geht
Und Schönheit sucht in herber Alltagsnot . . .
Wenn in den Seelen eine Sehnsucht steht,
Und diese Sehnsucht stärker als der Tod . . .
Wenn die Vernunft dem Fühlen gleichgestellt
Und das Verstehen bei dem Fordern ist . . .
Dann schwingt in Glockentönen alle Welt,
Und Du darfst wähnen, daß Du glücklich bist!"

*

Der dicke Florian hatte die Fiedel unter den Arm geklemmt, als Fuchsenbergs Studenten in jener Nacht durch den Frühling zogen, und er ging nun langsam mit Jürgen Stark hinterdrein.

„Du hast wohl dem Mädel eben ein Gedicht ins Zimmer gezaubert?" fragte der „Ewige" und deutete auf Jürgens kappenloses Haupt. „Junge, wenn du nicht so reich wärest, du könntest bei dem Mützenverschenken leicht Pleite gehen! Laß es nur Annelott nicht hören, sonst ist es aus . . ."

„Mag's nur aus sein, ich will's sogar so . . ."

„Jürgen, du bist wohl wieder einmal neu verliebt? Da hilft dir kein Leugnen! Hast du dich in die Renate verguckt?"

Mit einem Lächeln entgegnete der andere:

„Florian, du bist Jurist . . . ich verweigere auf diese Frage also die Aussage!"

„Ich blicke tiefer, ich weiß alles!" meinte Florian trocken, denn das war sein Lieblingswort.

Leise stimmte er im Dahinschreiten seine Fiedel.

Die anderen Studenten warteten am Marktplatz.

„Wem spielen wir denn nun auf?" fragte der mit der Gitarre.

„Los! Holen wir uns Annelottes braunlockige Schönheit ans Torwarthäuschenfenster," sagte Florian und ging eilig voran in die Gasse. Sein geübtes Ohr hatte Eusebius Höllenschlüssel kommen hören, des kleinen, verwinkelten Städtchens Nachtwächter, der nebenbei das ehrenvolle Amt hatte, auch für die genaue Zeit der Rathausuhr zu sorgen.

Höllenschlüssel stand in stetem Kampf mit den Studenten, und da sie erst kürzlich mit Hilfe eines sachgemäß angebrachten Drahtes die Uhr am Rathaus hatten dreizehnmal schlagen lassen, obwohl es erst 9 Uhr abends war, sann er auf Rache.

Wegen ruhestörenden Lärms hatte schon mancher sein Nachtlager hinterm Gitter im Rathauskeller zubringen müssen, wenn Höllenschlüssel es für richtig hielt.

So war es besser, daß die Studenten ihm aus dem Wege gingen. Sie waren verschwunden, als er nahe war.

Durch drei oder vier Quergassen führte Florian seine Freunde, sie gingen auf der schmalen Brücke über die Ute, ein kleines Flüßchen, das der Stolz der Stadt war, und kamen, immer an der Stadtmauer entlang, zum Tor.

Im Mondlicht lag drüben das kleine, von Heckenrosen umduftete Häuschen, in dem Annelotte wohnte.

Die Studenten kletterten leise über den hölzernen, niederen Zaun. Als sie im Garten standen, fragte einer von ihnen: „Was wollen wir denn deiner Schönen spielen, Jürgen?“

Statt des Gefragten antwortete Florian: „Jürgen ist nicht mehr hier, er ist vom Marktplatz heimgegangen.“ Und nach einer Pause: „Wir wollen der Annelotte mein Lieblingslied spielen:

„Was die Welt morgen bringt . . .
Ob sie uns Sorgen bringt,
Freud oder Leid . . .
Komme, was kommen mag,
Sonnenschein — Wetterschlag . . .
Heute ist heut' . . .“

Die anderen setzten die Instrumente an.

Als Student wundert man sich über nichts. Nicht einmal darüber, daß der „Ewige“ sich um das schönste Mädel bewirbt, das es im Städtchen gibt . . .

*

Auf klang die Fiedel, jauchzend schwang sich Florians frohes Werben zu dem kleinen Fenster im Dachgeschoß, wo es nun hell wurde und bald ein braunlockiger, lachender Mädchenkopf erschien:

„Schönen Dank . . . alle mitsammen . . . Habt schön gespielt und euch viel Ehre gemacht!“

„Nun, schöne Annelott, willst du nicht mit uns ziehen? Wir suchen eine Königin für diese Frühlingsnacht!“ fragte Florian.

„Das tät euch so passen!“ gab Annelotte zurück, denn sie war enttäuscht, daß es nicht Jürgen war, der diese Frage tat. Sie hatte gedacht, er wäre drunten bei den Studenten.

Da er aber nichts von sich hören ließ, wäre sie am liebsten wieder unter die warme Decke gekrochen, wenn nicht die dunkle Stimme des Vaters heraufgeklungen wäre.

Der steckte nämlich im Erdgeschoß seinen runden Kopf mit der Nachtmütze aus dem Fensterlein, verbat sich energisch die nächtliche Ruhestörung und meinte, daß er Eusebius Höllenschlüssel rufen werde, wenn die Herren nicht eiligst davongingen.

Die Studenten lachten und — blieben. Sie kannten den alten Herrn zu gut, als daß sie nicht wußten, wie er seine Worte meinte.

Er schimpfte nur wegen der Nachbarn, gleichsam um sich als ehrsamer Bürger zu zeigen, und schloß wenige Minuten später die verrostete Tür in der Stadtmauer auf, die in den blühenden Garten am Wallgraben führte, und lud die Studenten zu frohem Zechen — außerhalb der Stadt — ein.

Denn Annelottes Vater, der zwar den alten Titel „Torwart“ führte, in Wirklichkeit aber als Wächter der Parkanlagen und Stadtmauer Dienst tat, war kein Kostverächter und hatte einen guten Weinkeller, durch den er in solchen Nächten mancherlei verdiente.

*

Da saßen sie also rund um die Wallinde am breiten Tisch, Florian und seine Freunde. Die alten, festgefügten Stadtmauern ragten vor ihnen mit Wehrgang und Schießscharte, und Annelotte füllte den Wein in die Gläser.

Dabei sah sie sich unter den Studenten um. Es mochten zwanzig Burschen sein, aber Jürgen war nicht dabei.

Das tat ihr weh . . .

Da rief Florian sie an: „Annelotte, schönes Mädchen, dir gebührt der Ehrenplatz an meiner Seite! Du sollst des Frühlings holde Königin sein!“

Er zog sie zu sich nieder auf die runde Bank.

Die Gläser klangen, der Mond malte Silbersternchen in Annelottes Haar, und Florian spielte die Fiedel.

„Wo ist Jürgen?“ fragte Annelotte den „Ewigen“ später leise.

„Er wollte nicht mit zu dir . . .“ gab Florian ebenso still zurück.

Er nahm ihre Hand.

Lange sah Annelotte da zu Boden. Dann fragte sie, und ihre Stimme bebte:

„ . . . eine andere . . .? Florian, sag' mir doch — eine andere . . .?“

„Ja . . .“

Da stand das Mädel ganz langsam auf und schritt mit gesenktem Kopf in den Schatten der alten Mauern von Fuchsenberg.

Nur Florian sah ihr Kleidchen dort leuchten, die anderen lärmten und tranken und hatten nichts bemerkt.

Noch einmal setzte Florian da die Fiedel an, zum letztenmal in dieser blauen, blühenden Nacht, und er spielte das Lied seiner Liebe. Die anderen wurden stiller und lauschten dann stumm.

So hatten sie den Florian niemals spielen hören, so sehnsuchtsvoll und traurig. Er war so ganz anders, gar nicht fröhlich und übermütig wie sonst.

Das Lied verklang . . .

Als dann die anderen Burschen die Gläser hoben und wiederum die Scherzworte klangen, da ging Florian vom Tisch zu dem leuchtenden Kleidchen im Schatten der Mauer.

„Mußt nicht weinen, Annelotte . . .“, sagte er zu dem Mädel, „mußt nicht weinen. Sieh, der Jürgen ist eben ein Mensch, der anders ist als viele. Und ich ahne wohl, daß ihm die Mädels gut sind. Denn er ist ein Dichter. Ich bin sein Freund, Annelotte, und ich weiß um seine Seele mehr als andere . . . Du darfst ihn nicht kränken, auch wenn er dich stehenließ, du darfst es nicht um seines Schaffens willen.“

Annelotte sah dem Studenten in das ernste Gesicht: „Du tröstest so gut, Florian, und du kannst auch ernst sein . . . Fast glaubt man es nicht, wenn man dich kennt!"

„Nicht jeder trägt seine Seele zum Kleid . . . Man hat mir weh getan, von Jugend an, Mädel, darum zeige ich so wenig von dem, was ich fühle; darum habe ich mich noch nie verliebt . . ."

Aus großen Augen sah das Mädel ihn an.

„Armer Florian —" sagte sie nur, „armer, kleiner Florian . . . Und tust doch so, als gäbe es nirgends mehr ein Geheimnis für dich . . ."

Da legte sie ihren Arm um seinen Hals und küßte ihn.

Es war, als küsse eine Mutter ihren Jungen, und Florian hielt ganz, ganz still . . .

*

Mit wachen Augen träumte Renate in die Nacht.

Die Worte des Gedichtes klangen ihr im Ohr, und hundert Fragen stürmten auf sie ein.

Da hörte Renate im stillen Haus den Laut rascher Schritte, die über die Treppe hinauf kamen.

Ihr Herz klopfte, als wollte es springen.

Ob Jürgen mit den Studenten weitergezogen war? Ob er ein Mädel hatte? Ob . . .

Nun ging der Schritt an ihrer Tür vorüber, ganz kurz zögerte er, dann hörte Renate am Ende des Ganges das Schließen einer Tür.

Jürgen Stark war heimgekommen . . . Er war nicht mit den anderen gezogen.

Das machte sie glücklich.

Und da schlummerte sie ein . . .

Kleines Leid in großer Liebe.

Es ging Tag und Tag, ohne daß Renate und Jürgen einander begegneten.

Sie bangte freudig, wenn sie in den Garten trat, und hoffte Jürgen zu treffen, sie wartete am offenen Fenster jeden Abend lang und hörte ihn nicht heimkommen.

Und Renate hatte doch so große Sehnsucht, mit ihm zu sprechen.

Da fragte sie eines Tages Pepus, den Wirt. Ihre Worte sollten gleichmütig klingen, und doch stieg ihr die Röte in die Wangen.

„Haben Sie weiter keine Gäste im Hause, Herr Wirt? Ich dachte, hier wohnen noch mehr Studenten!"

Pepus, der eben den Brötchenkorb auf den Tisch gestellt hatte, faltete beide Hände über seiner roten Weste: „'s wohnt ein halbes Dutzend bei mir. Aber fünf davon sind seit zwei Wochen auf sogenannter Studienfahrt ins Hochgebirge, und der letzte, Jürgen Stark, den Sie ja kennen, ist seit drei Tagen wieder einmal auf und davon . . ."

„Ja, wohin ist er denn?" fragte Renate und achtete nicht mehr darauf, ob sie sich verriet.

„Er wird halt droben sitzen in seinem Burgstübchen! Da schließt er sich oft eine Woche lang ein, und wenn er wiederkommt, hat er etwas gedichtet. Ein Manuskript, wie er sagt, und das wird dann später gedruckt . . ."

„Sie meinen doch nicht, daß er droben in der Fuchsenburg-Ruine wohnt?"

„Freilich meine ich das! 's wird kaum anders sein, weil es ja immer so war, wenn er auf und davon ging. Wozu hat er denn auch von der Stadt das Turmgemäuer gemietet . . ."

Mit diesen Worten schlürfte Pepus gähnend davon. Es war gestern abend reichlich spät geworden mit dem Herrn Rechnungsrat und dem Apotheker. Diese Unterhaltung strengte unnötig an. Man sollte sich lieber noch ein wenig aufs Ohr legen.

*

Renate nahm sinnend ihr Frühstück ein. Sie wollte heute zum ersten Male ins Kolleg gehen, als Hörer vorläufig nur, bis alles in Ordnung gebracht war. Sie hatte in den ersten Tagen die Professoren besucht und die Grüße ihres Vaters überbracht. Man war ihr überall herzlich entgegengekommen und hatte versprochen, sie durch gutgemeinten Rat zu fördern, wenn es nötig war. Jetzt aber warf Renate beim Frühstück alle guten Vorsätze für den Tag über den Haufen. Sie würde ihr erstes Kolleg schwänzen . . . Und einen Morgenspaziergang machen, durch das Tor hinaus vor die trutzigen Mauern der kleinen Stadt und . . . zur Ruine der Fuchsenburg hinauf.

Als sie diesen Entschluß gefaßt hatte, sprang sie fröhlich auf und stieg so laut die Treppe hinauf, um ihr Hütchen zu holen, daß Pepus, der bereits wieder in seinem breiten Bett im Halbschlaf dämmerte, entrüstet über die Rücksichtslosigkeit seiner Gäste, die Kopfkissenzipfel in die großen Ohren steckte.

*

Man mußte immer der munter plätschernden Ute nachwandern, wenn man durchs Tor vor die Stadtmauer gekommen war; denn das kleine Flüßchen kam vom Burgberg her, den es in weitem Bogen umfloß.

Renate schritt unter den lichtgrünen Schleiern der jungen Weiden dahin, die wie Elfenkinder im Tanzkleidchen am Wasser standen und ihr einen guten Morgen zunickten, sie pflückte ein Sträußchen wilder Veilchen und steckte es ans bunte Kleid, und sie war so glücklich, wie nie zuvor in diesen letzten Tagen . . .

Aus dunklen Bäumen ragte die Fuchsenburg in den weitblauen Himmel. Der Weg war schmal, und die Tannen beschatteten ihn und machten ihn dunkel und kühl.

Rund um den Burgberg wand sich der Pfad,

der Regen hatte ihn verwaschen, und spitze Steine lugten durch den grauen Sand.

Und dann stand sie droben an den wenigen Steinstufen, die zum verfallenen Burgtor führten, um das der Efeu einen grünen Mantel gelegt hatte, als wollte er die alten Mauern schmükken, weil's ja Frühling war . . . Dann stand sie droben und schaute in den Burghof hinauf.

Wenn man so nah bei den alten Steinen war, sah man, daß doch mehr von jener Burg erhalten war, als es vom Städtchen drunten schien. Der runde Turm stand fest wie ehedem, und auch der Häuserflügel zwischen ihm und dem Tor war noch gut erhalten. Freilich, die Butzenscheibenfenster waren wohl von späteren Herren als den alten Rittern erneuert, und auch die Ausbesserungen im Mauerwerk schienen in den letzten Jahren vorgenommen zu sein.

Renate stand im Burghof neben dem Brunnen unter der mächtigen Esche, die dort ihre Aeste reckte, und blickte sich unsicher um.

Ihr war jetzt ein klein wenig bang zumute, denn sie mußte daran denken, was sie wohl sagen sollte, wenn sie mit Jürgen zusammentraf. Er durfte und . . . nein, er sollte . . . ganz bestimmt nicht denken, daß sie ihn suchte . . .

Unschlüssig sah sie in den Brunnen. Es war ein dunkeltiefer Schacht, an dessen Grund ein helles Fleckchen blinkte . . . Das blaue Spiegelbild des Himmels.

Sie nahm ein Steinchen, warf es in die Tiefe und beugte sich lauschend über den Rand. Ob es wohl drunten plätschern würde?

Da klang eine tiefe und brummende Stimme über den Burghof, daß Renate erschrocken herumfuhr. Sie konnte zunächst niemanden sehen, und sie hatte auch die Worte nicht verstanden, die von der Stimme gesprochen worden waren.

Erst als es wiederum mißmutig klang: „Was suchen Sie denn hier? He?" wußte das Mädel, woher der Ruf kam.

Aus dem untersten Lukenfenster des Turmes schaute nämlich ein sonderbares Männlein mit eingekniffenen Augen auf sie. Es hatte die Ellbogen auf die Steine gestützt, hielt mit der einen Hand seinen runden Kopf, auf dem eine komische, spitze Mütze saß, wie sie die Zauberer in den Kindermärchenbüchern aufhaben, und strich sich mit den anderen fünf Fingern den grauen, verwilderten Bart.

Wie ein Burgkobold sieht er aus, dachte Renate. Dann antwortete sie auf die Frage: „Eigentlich will ich nichts! Nur . . .

Doch ehe sie weitersprechen konnte, hatte der Sonderbare befriedigt mit dem Kopf genickt und ein „Ach so!" gebrummt.

Langsam zog er den runden Kopf einschließlich Bart zurück und warf das Fenster zu. Er tat das so ungestüm, daß der Schall noch lange im Burghof umherflatterte und wie ein eingesperrter Vogel gegen die Mauern stieß. Dann rührte sich nichts mehr auf der Fuchsenburg.

Dem blonden Mädel wurde unheimlich, sie hörte auf einmal die Einsamkeit um sich stehen, der Burgbrunnen mit der Esche schien voll verwunschenen Zaubers, und die Mauern ringsum bedrückten sie, obwohl der Sonnenschein darauf niedersah, und nicht das traumvoll-unwirkliche Licht einer Vollmondnacht . . .

Sie wandte sich und wollte zum Tor zurückschreiten.

Da stutzte sie . . .

Unter dem Torbogen stand breitbeinig, die Hände in den Taschen und lächelnd . . . Jürgen Stark.

Er trug nur Hose und halboffenes Hemd und sah Renate so jung und froh entgegen, daß sie sehr rasch ihr Bangen vor der Burg vergaß . . .

Jürgen Stark kam nun rasch auf sie zu. Er verbeugte sich ritterlich.

„Ihr irrt, mein schönes Fräulein, wenn Ihr glaubt, daß ich so rasch Euch von der Burg entlasse. Ich bin hier Burgherr, und wenn es mir gefällt, behalte ich Euch, bis das Lösegeld bezahlt . . ."

Renate Förster ging auf den fröhlichen Scherz ein:

„Ich hoffe, hoher Burgherr, daß Ihr Euch der Jungfrau, die Ihr hier gefangen, recht ritterlich und höfisch naht! So ist es Brauch an Kaiser Rudolfs Hof . . . Doch . . . wie ist's mit dem Lösegeld, was fordert Ihr von meinem armen Vater?"

„Ich fordere Lösegeld nicht von dem Vater, nein, von Euch!"

Da sahen sie sich beide in die Augen und keines wußte mehr etwas zu sagen.

Schließlich lenkte Jürgen ein: „Aber nun sagen Sie mir, wie komme ich zu dem Vergnügen, Sie hier zu sehen? Wollten Sie mich besuchen?"

Renate wurde verlegen und stotterte ein unwahrscheinliches: „Aber nein . . . ich wußte ja . . . ich meine, daß ich gar keine Ahnung hatte, Sie hier zu treffen . . . Es war nur so ein Einfall von mir . . . wissen Sie, weil ich . . . ja, weil ich doch immer die Ruine sehe, wenn ich aus meinem Fenster schaue . . ."

Jürgen meint ein wenig enttäuscht: „Da wären Sie am Ende gar nicht heraufgekommen, wenn Sie gewußt hätten, daß ich auch hier bin . . ."

„Denken Sie so schlecht von mir?" meinte sie lächelnd.

Da sah er sie nur aus großen Augen an und schwieg.

Nebeneinander gingen sie zum Brunnen zurück. Jürgen stellte den Fuß auf den gemauerten Rand.

„Sind Sie schon lange hier oben, Fräulein Renate?“

„Nein, erst seit Minuten. Aber ich bin hier so erschrocken, daß ich gleich wieder davongehen wollte. Sie haben mich dabei gerade erwischt!“

„Erschrocken? Aber worüber denn? Glauben Sie an die Gespenster alter Sagen?“

„Nein, aber fast möchte ich’s . . .“ Und sie erzählte ihm von dem wunderlichen, bärtigen Mann, der aus dem Turmfenster so böse auf sie geschaut und sich so sonderbar verabschiedet hatte.

„Er sah aus wie ein Burggnom!“ setzte sie hinzu. „Ich war entsetzt . . .“

„Na, das kann ich mir vorstellen! Aber ich will Ihnen den sogenannten Burggnom mal herbeirufen! Sie werden zwar eine andere Bezeichnung für ihn finden müssen, denn Gnome sind kleine Wesen, und mein alter Freund Hadubrand ist nicht gerade kurz . . .“

Er wandte sich zum Turm hin und rief ein lautes „Hadubrand . . . Hadubrand . . .“

Da tat sich die kleine Turmtür langsam auf, und gebückt trat ein bohnenstangenlanger Mensch in die Sonne.

Blinzelnd strich er sich den Bart zurecht, knurrte etwas Unverständliches und kam mit schweren Schritten näher.

Jürgen deutete auf ihn: „Er heißt Konrad, aber eigentlich müßte sein Name Hadubrand sein, denn so sieht er aus und drum rufe ich ihn so!“

Renate mußte ihm recht geben. Nun, hier draußen im Burghof, verlor der sonderbare Mensch an Schrecken. Er sah jetzt viel mehr arg komisch aus, dieser unwahrscheinlich lange, dürre Mann mit dem runden, bärtigen Gesicht und der seltsamen Mütze. Seine Nase glühte in einem bläulichen Rot, und man konnte mit Sicherheit vermuten, daß an diesem Farbenspiel der Alkohol die Schuld trug.

„Aber er ist wohl der Burgvogt?“ so fragte Renate.

„Wenn Sie ihn so nennen wollen, kann es niemand verwehren. In Wirklichkeit hat er ja eine ähnliche Aufgabe; denn er muß aufpassen, daß auf dem Burgberg hier, der Naturschutzgebiet ist, keine Pflanzen verschwinden. Er ist ein Biologe wie kein zweiter. Besonders eine Beerenart hat’s ihm angetan . . . Daraus braut er sich nämlich den Schnaps, der seinem Leben sozusagen den Inhalt gibt. Nicht wahr, alter Hadubrand?“

Der Gefragte verzog sein Gesicht zum Lachen.

„’s wird schon so sein . . .“ brummte er und fügte dann mit Bestimmtheit hinzu: „Nun gehe ich wieder, ich habe noch zu tun . . .“

„Sehen Sie,“ meinte Jürgen, als der Graubärtige davonschlürfte, „er ist ein Sonderling, und die Einsamkeit hat ihn sicherlich wunderlich gemacht. Wer weiß, wie ihm das Schicksal die Karten legte. Nun lebt er hier zufrieden und fast einsam mit seinem Beerenschnaps, wenn ich nicht gerade bei ihm bin. Dann betreut er mich mit rührender Aufmerksamkeit.“

„Wo arbeiten Sie denn nun?“ fragte Renate. „Kann man nicht mal Ihr Dichterstübchen sehen?“

Jürgen Stark stutzte.

Dann sagte er und tat sehr ernst dabei: „Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich hier oben meine Manuskripte schreibe? Warum haben Sie mich denn belogen, als ich Sie fragte, ob Sie mich besuchen wollten? Renate, kleine Renate . . .“ — und er drohte mit dem Finger — „wir wollen zufrieden sein, daß die Zugbrücke auf unserer Burg verschwunden ist; denn die bräche nun bestimmt ein, wenn Sie darüber hingingen. Sie kennen doch das alte deutsche Märchen?“

Renate errötete und sah zu Boden. Sekunden später aber hob sie freimütig den Kopf: „Ich habe Sie belogen, ich wußte, daß ich Sie hier treffen würde . . .“

Da sagte Jürgen Stark kein Wort mehr, nahm ganz sacht die schlanke Mädchenhand und führte Renate über den Burghof durch einen Torbogen auf den Mauerring hinaus, der die Burg umgab.

Drunten im Tal lag mit roten Ziegeldächern und spitzem Turm das alte liebe Städtchen, der Himmel wölbte sich weit, und die Sonne strahlte.

Und hier, über dem frühlingsblühenden Tal, küßte er sie.

Sie standen dann lange Zeit dicht nebeneinander und sahen zu Tal.

„Schön, wunderschön ist es hier . . .“ sagte Renate. Sie reckte die Arme glücklich und froh dem jungen Frühling entgegen.

Jürgen aber sprach leise seine Reime:

„Weißt du nicht, daß Frühling ist,
Blondes Mädel du?
Daß der Bub’ sein Mädel küßt,
Immer, immerzu!

Uns gehört die ganze Welt,
Denn ich hab dich gern!
Und wir träumen, wenn’s gefällt,
Uns zum Abendstern . . .

Weißt du nicht, daß Frühling ist,
Blondes Mädel, du!
Laß’ den Alltag, denn du bist
Mein ja immerzu . . .“

Da wandte sich Renate ihm zu, legte ihm die Arme um den Hals und suchte seine Lippen zu einem langen Kuß.

*

Dicht beieinander standen sie und sahen die Sonne, die blühende Welt und den Frühling. Und es war alles wie nur vom blauen Himmel für sie geschenkt.

Renate deutete auf den Weg, der sich vom Tal zu ihnen heraufschlängelte. Man konnte nur wenige Ausschnitte von ihm zwischen den hohen Bäumen sehen, und in einem dieser Ausschnitte sah man einen Menschen zur Burg heraufkommen. An der bunten Mütze erkannte man den Fuchsenberger Studenten.

„Florian . . ." sagte Jürgen Stark, und seine Stimme klang ungehalten, und man fühlte ihn böse werden über die Störung der wundersamen Stunde. „Florian, was will er bei mir?"

Renate fragte ein wenig ängstlich: „Wird er hierher kommen? Ich möchte doch lieber jetzt gehen . . ."

„So rasch läßt der Ritter seine Gefangene nicht von der Burg! Aber . . . er wird sie verstecken und den guten Florian sehr rasch davonjagen . . ."

Er nahm Renate bei der Hand und führte sie durch eine Türöffnung in der alten Mauer zu einem Raum, der durch kleine Schießscharten mit dem Mauerring, auf dem sie beide gestanden hatten, verbunden war. Er hatte auch noch eine schmale Pforte zum Burghof hin.

„So, Mädel," sagte Jürgen, „hier bleibst du, bis der ‚Ewige' davongegangen ist. Kannst uns ja aus den Gucklöchern da beobachten. Sollst sehen, wie rasch der Florian geht . . ."

„Was willst du ihm denn sagen?"

„Daß ich zu arbeiten habe! Darauf hört er immer!"

*

Es war wirklich der Florian, der zu Jürgen heraufkam. Renate sah ihn später neben Jürgen stehen, als sie sich auf Zehenspitzen zu den Schießscharten hinaufstreckte.

Jedes Wort, das die beiden tauschten, konnte sie verstehen.

„Was führt denn dich zu mir?" fragte Jürgen, nachdem er Florian begrüßt hatte.

Der Gefragte lachte: „Kann mir schon denken, daß es dir nicht lieb ist, in deiner Einsamkeit gestört zu werden, junger Dichter. Aber sieh, der Morgen lachte so frühlingshell, ausgeschlafen war ich, und zum Kolleg fehlte mir Lust! Da wollt' ich mal nach dir sehen. Wir haben ja seit jener fröhlichen Nacht mit der Annelott' nichts mehr gehört voneinander . . ."

Jürgen gab nur ein verlegenes „Ja . . . natürlich!" zurück. Er dachte an das blonde Mädel, das in seinem Versteck jedes Wort hören konnte.

Florian aber fuhr unbekümmert fort: „Sie ist übrigens immer noch sehr verliebt in dich, die Annelott' . . . wenn ich sie auch getröstet habe und wir gute Freunde geworden sind . . . und vielleicht noch etwas mehr. Ich habe ihr einfach gesagt, daß du wieder mal 'ne Neue hättest . . . Bei Dichtern hielte die Liebe nie lange, und auch das neue Mädel sei sicher sehr bald vergessen!"

„Florian!" So beschwörend rief Jürgen es, daß der andere ihn verwundert ansah.

„Was hast du denn? Stimmt's etwa nicht? Du hast doch gerade genug Mädchen deine Kappe mit einem Gedicht ins Fenster geworfen und ihnen den dummen Kopf verdreht . . ."

Der „Ewige" sprach zu sich allein . . .

Jürgen hatte sich jäh herumgedreht und war davongegangen.

Als er in den Mauerraum kam, da er Renate zurückgelassen hatte, fand er ihn leer.

Auf dem Steinboden neben den Schießscharten lag ihr Taschentüchlein . . .

Renate Förster aber, die blonde Renate, die ihm als ersten Mann ihre junge Liebe schenken wollte, war davongegangen . . .

Sie taugte nicht dazu, des Studenten Jürgen Starks „Neue" zu sein, die er „sicher auch bald vergessen würde . . ."

*

Jürgen stürmte über den Burghof zum Tor. Er traf das Mädel nicht, sie war wohl schon um die Wegbiegung verschwunden.

Da vergaß er jede Besinnung, lief zu Florian zurück, der immer noch verwundert an der Brüstung lehnte, und sah den Weg entlang zu Tal.

Dort . . ja, dort tauchte zwischen den Tannen ihr Kleidchen auf . . . ganz deutlich konnte er es sehen.

Da legte Jürgen die Hände an den Mund und rief: „Renate!"

Wie ein Ball rollte der Schall den Hang hinab ins Tal.

„Renate . . ."

Da zögerte das Mädel, wandte sich um und sah zur Burg hinauf.

Als aber Jürgen die Hand hob, um sie zurückzuhalten, da wandte sie sich um und schritt mit gesenktem Kopf schneller den Pfad bergab, denn zuvor.

Jürgen stützte beide Fäuste auf die steinerne Brüstung, daß sie schmerzten.

Er schien alles ringsum vergessen zu haben.

„Renate . . ." sagte er nur.

Nur: „Renate . . ." —

Da ging Florian, den sie den „Ewigen" nannten, mit einem „Ach so . . ." verlegen davon.

Postillon, fahr' uns ins Glück!

Die Tage gingen.

Jürgen Stark kam nicht ins Städtchen zurück, sondern blieb droben bei den Wolken.

Und doch waren fast drei lange Wochen vergangen, seit Renate auf der Burg war und Florian mit ungeschicktem Wort das Glück zerstörte, noch ehe es die ersten Blüten trug.

Renate lebte wie im wachen Traum. Sie hörte die Vorlesungen nur mit halben Sinnen, saß

stundenlang in ihrem Kämmerlein und weinte vor sich hin oder lief unruhevoll durch die schmalen Gassen des Städtchens. Oft bis in die tiefe Nacht hinein.

Einmal traf sie Florian.

Sie fühlte den Wunsch, stehenzubleiben und mit ihm zu sprechen. Vielleicht sagte er etwas von Jürgen. Er aber lief schuldbewußt mit ungeschicktem Gruß vorüber.

Es war geräuschvoll im „Rautenkranz" geworden, seit die anderen Studenten von ihrer Fahrt heimgekehrt waren, und Renate nahm fast alle Mahlzeiten auf ihrem Zimmer ein, weil sie allein sein wollte.

Pepus, der Wirt, kam schweigsam ihrem Wunsche nach, schüttelte aber nachdenklich und besorgt den Kopf, wenn er das Essen fast unberührt in die Küche zurücktragen mußte.

Und doch war's besonders gut von seiner Frau für Renate zubereitet.

*

Bis endlich etwas geschah, was das blonde Mädel nicht erwartet hatte.

Eines Sonntags — sie wollte gerade den „Rautenkranz" verlassen, um durch den Morgen zu wandern — fuhr mit Trari und Trara der alte Leopold vor's Haus. Er saß ganz stolz auf seinem Bock und strahlte sie so fröhlich an, daß auch ihr froher zumute wurde, und schon wollte sie fragen, was er am Sonntag in Fuchsenberg suche, und warum er selber fahre, da klappte die Tür der Postkutsche und im grauen Reisemantel betrat ein hochgewachsener Mann das Pflaster von Fuchsenberg.

Und dieser Mann war . . . Alexander Förster, Renates Vater.

Mit einem Freudenruf war sie zu ihm geeilt. Zärtlich hielt der Wissenschaftler sein blondes Töchterlein in den Armen.

Leopold aber, der alte, gute Leopold, kletterte vom hohen Bock, hängte seinen Pferden den Futterbeutel um und stand fröhlich daneben.

Kein Wort fragte Renate den Vater, sie war glücklich, daß er da war, und wollte nicht wissen, warum er kam und woher.

Alexander Förster musterte sein Töchterchen, ohne daß sie es merkte, sehr aufmerksam, und als sie später zu zweit miteinander im Garten saßen, da fragte er ganz unvermittelt:

„Nun, Renate, wie heißt er denn . . . oder willst du das deinem alten Herrn immer noch verheimlichen?"

Sie verstand ihn nicht. „Wer denn, Vater?"

Alexander Förster lächelte verständnisvoll: „Aber Mädel . . . der Jemand, dem ich es zu verdanken habe, daß ich in den letzten drei Wochen keinen einzigen Brief und nur eine arg traurige Postkarte von dir bekommen habe. Ich war doch lange genug in Fuchsenberg Student, als daß ich nicht wüßte, wann man das Briefschreiben verlernt. Freilich, daß du dich gleich in der ersten Woche verlieben würdest, hätte ich . . ."

Er unterbrach sich. Renate hatte die Hände vor das Gesicht gehoben und weinte.

„Aber Mädelchen, was hast du denn? Bist du gekränkt? Habe ich dir weh getan?"

Renate schüttelte den blonden Kopf.

Da verstand der Axi: „Also . . . unglücklich verliebt, Renate. Nun, das ist eine Krankheit, die's öfter gibt hier im Städtchen. Wir hatten früher ein Sprüchlein, das trug Wahrheit in sich: Lieb' ist Leides Anfang — Leid ist Liebes Ausgang. Das muß man halt mit sich selber abmachen oder mit dem, den es noch angeht. Alte Herren ziehen sich dabei ängstlich zurück."

Damit streichelte er den Blondkopf zärtlich und ging nachdenklich in die Gaststube, wo Leopold eben mit Pepus, dem Wirt, von den Tagen sprach, da der lustige Alexander Förster noch sein „Axi" war, der hier im Hause beim alten Pepus manche frohe Nacht verbrachte. Er wollte eben fragen, wie es dem Vater des jetzigen Wirtes ginge und ob er noch seinen Kirsch braue wie ehedem, da trat Renates Vater in den Raum.

Sie saßen dann eine Weile um den runden Tisch am Ofen, dessen Sims blankes Zinngeschirr trug, das „damals schon so alt und verbeult aussah", wie Alexander Förster lächelnd meinte, „als ich noch Student war und Axi hieß, der im ‚Rautenkranz' seinen täglichen Platz hatte."

Dann aber legte Alexander dem hinterm fünften Kirsch schon etwas traumvoll dreinschauenden Leopold die Hand auf die Schulter und sagte:

„Was meinst du, alter Freund, wollen wir nicht ein ganz klein wenig Erinnern feiern am heutigen Tag? Mir steht der Sinn nach einer stummen Zwiesprache mit liebvertrauten Dingen hier im alten Städtchen, das unsere Jugend sah. Laß uns bummeln gehen . . . bummeln, wie einst so oft!"

Zustimmend nickte der Oberposthalter da, und Arm in Arm schritten die beiden alten Freunde übers holprige Gassenpflaster von dannen . . .

*

Renate war allein im Garten zurückgeblieben. Wohl eine halbe Stunde saß sie sinnend auf der Bank, sie sah nicht, wie ihr Vater und Leopold aus dem Hause auf die Gasse traten, und doch war der Flurgang ihr gerade gegenüber, und alle Türen standen auf, sie hörte nicht, was der Wirt mit seiner Frau besprach, und doch waren die Küchenfenster zum Garten weit offen.

Dem blonden Mädel gingen die Worte nach, die ihr der Vater gesagt hatte, wissend und gütig, wie er immer zu ihr war:

„Also . . . unglücklich verliebt? Das muß man

halt mit sich selber abmachen oder mit dem, den es noch angeht . . . Alte Herren ziehen sich da ängstlich zurück . . ."

Da sah sie jäh auf, errötete tief und senkte sofort den Kopf wieder.

Aus einem Fenster zum Garten hin hatte Jürgen Stark einen kurzen Blick heruntergeworfen, war aber sofort zurückgetreten und hatte die Scheiben geschlossen, als er sie sah.

Er mußte in dieser Stunde erst von der Burg herabgekommen sein, denn Renate hatte ihn nirgends vorher gesehen.

Sie wollte glücklich sein, daß er nun wieder in ihrer Nähe war, und doch konnte sie es nicht.

Wie ein dunkler Schleier lagen Florians Worte auf ihrer Seele, und ein Name klang ihr im Ohr, der ihr wehe tat, sehr wehe: Annelotte!

Wer war jene Annelotte, von der die beiden Studenten auf der Burg gesprochen hatten, wie stand Jürgen zu ihr und . . . hatte er ihr auch . . . Gedichte geschrieben . . . und liebte er diese Annelotte?

Alle diese Fragen beantwortete das Mädel sich nicht. Sie konnte es ja kaum. Und doch fühlte sie hinter dem Leid, das ihr das Wesen um jenes andere Mädchen in Jürgens Leben gebracht hatte, ihre tiefe Liebe zu ihm. Und sie wußte, daß sie ihm alles vergessen, alles verzeihen würde . . . wenn er sie darum bäte.

Aber Jürgen kam nicht, um zu bitten, nicht einmal an das Fenster trat er, um ihr zuzulächeln. Er blieb unsichtbar.

Jürgen Stark wollte wohl nichts mehr von ihr wissen . . .

So dachte Renate und ging schließlich ganz langsam und zögernd, als erwarte sie einen fröhlichen Ruf, die Treppen hinauf zu ihrem Stübchen.

Und . . . seltsam . . . sie wußte nicht, wie es kam, im Flurgang summte sie plötzlich ein Liedchen vor sich hin, irgend eine Melodie, die ihr in den Sinn kam.

Es wurde ihr nicht bewußt, aber sie wollte ihn hören lassen, daß sie da sei . . . daß er ja nur die Tür zu öffnen brauchte und alles, alles gut wäre.

Aber Jürgen Stark öffnete die Tür nicht.

Er lag auf dem Sofa in seinem Zimmer, blies ärgerlich komische Rauchfiguren in die Luft und war mit aller Welt unzufrieden.

Mit sich selber freilich am meisten. Denn er hatte von den acht Tagen „Burgruhe", wie er jene vierteljährliche Woche des Schaffens nannte, ein Manuskriptbuch . . . leer mit heimgebracht.

Es war nichts zustande gekommen droben.

Keine einzige Zeile . . . gar nichts!

Er hatte Renate die heimliche Flucht nicht verziehen, er war ihr gram, daß sie ihm so häßlich mißtraute, er war mit Florian böse, der doch all das Unglück mit seinen leichtsinnigen Worten heraufbeschwor, und er ärgerte sich über sich selbst, daß er eben das Fenster zugeworfen hatte, ohne Renate zu grüßen.

Da — er lauschte — jetzt kam sie eben herauf, deutlich hörte er ihren Schritt auf der Treppe . . . und nun . . . hörte er auch ihre Stimme.

Sie trällerte ein Lied, ein frohes und nichtsnutziges Liedchen . . .

Und das tat ihm weh.

Sie schien die Enttäuschung rasch überwunden zu haben, so dachte er. Sie hatte wohl kaum noch ein Erinnern an ihn.

Freilich, ein Wunder war's kaum!

Küßte man ein Mädel wie die Renate, dann bedeutete das wohl mehr als sonst.

Und wie schön hatte er sich alles vorgestellt.

Durch den Frühling wollte er wandern, und sie an seiner Seite, Gedichte und Reime wollter er ihr schreiben, und jedes Wort, das er erträumte, jeder Satz, den er formte, sollte für sie, ganz allein für sie sein.

Das war nun vorüber.

Aus!

Eine Renate Förster vergaß nicht so leicht.

Und ein Jürgen Stark lief keinem Mädel hinterdrein, sei er auch noch so verliebt.

Er warf sich auf die Seite, daß das mit rotem Plüsch bezogene Sofa erschrocken knarrte, und versuchte zu schlafen.

Aber dazu kam er nicht.

Wie bunte, große Kreise drehten sich die dummen Gedanken um ihn, hundert Fragen, auf die er keine Antwort wußte.

*

Sie hatten ganz vergessen, daß sie fast dreißig Jahre älter geworden waren, der Axi und der Leopold, und als sie Arm in Arm durch die Gassen bummelten, da sprachen sie von Menschen und Dingen der vergangenen Zeit, als sei dies alles gestern erst geschehen.

Auf dem Marktplatz standen sie wohl eine Viertelstunde lang, ehe sie über die Utebrücke zum Stadttor wanderten, zum Wall und seinen alten Linden, die so manches verliebte Märchen zu erzählen wußten.

Von damals . . . ja, von damals . . .

Sie standen da, die beiden Menschen, auf deren Haar ein arbeitsreiches Leben den silbernen Schimmer gelegt hatte, sie standen da, und jede Frage, jeder Satz, den sie sprachen, trug den gleichen Beginn: „Weißt du's noch . . .?"

Besonders der Axi, der nun seit Jahrzehnten wieder zum ersten Male in Fuchsenberg weilte, fühlte das Erinnern in sich und war redselig und mitteilsam.

„Wenn ich noch dran denke," so erzählte er, „weißt du noch, Leopold, die kleine, braunlockige Henriette? Ihr Vater war Torwart drüben und

lud uns ein, wenn wir außerhalb der Stadtmauer singen und trinken wollten."

„Ja, ja, ich weiß," gab der Leopold zurück, „und die kleine Henriette kenne ich noch ganz genau. Nun ist sie schon tot . . . Ich bin damals selbst hinter ihrem Sarg gegangen . . . zehn Jahre sind's wohl her."

Ein Schweigen kam.

Und die beiden Freunde merkten, daß auch sie nicht mehr so stürmisch jung waren wie einst, daß sie auch ihres Lebens Gipfel überschritten hatten und neben Henriettes schmalem Grab noch Raum war für andere stumme Efeuhügel.

Sie setzten sich auf eine Bank, die rund um die älteste Linde ging, um den Verlobungsbaum, wie man sie nannte, seit es in Fuchsenberg Studenten gab.

Unvermittelt brach Alexander Förster das Schweigen. „Und Sophie . . . Leopold . . . die lustige, blonde Sophie? Hast du von ihr noch mal was gehört?"

„Sie lebt noch, Axi, lebt noch hier in Fuchsenberg!"

„Dann wollen wir sie besuchen, Leopold, oder . . . geht es nicht, meinst du, daß es nicht geht?"

Leopold nickte beruhigend: „Nichts leichter als das! Die Sophie hat nämlich den Bäckersohn vom Markt geheiratet . . . damals . . . und steht noch heute jeden Tag im Laden. Wir brauchen uns nur eine Katersemmel zu kaufen, dann kannst du sie sprechen."

„Die Sophie . . . meine kleine Sophie mit den Sternchenaugen! Weißt du, Leopold, wie wir in die Berge gefahren sind, Sonntag, schon ganz früh am Morgen? Heimlich habe ich sie von daheim entführt, und du hast an der Ute mit dem Wagen auf uns gewartet. Sie hatte . . . warte mal . . . ich glaube, sie hatte ein . . . ja, sie hatte ein blaues Kleidchen an. Stimmt's?"

Ganz jung und wie ein verliebter Zwanzigjähriger saß der Alexander da, sprang plötzlich auf und ging suchend um den Stamm des Baumes herum.

Leopold lachte: „Axi . . . was willst du denn? Bist ja ganz aus dem Häuschen. Sag' doch, was suchst du da?"

Der Gefragte setzte seinen Fuß auf die Bank: „Du mußt mich nicht auslachen, Leopold, hörst du? Ich habe so oft mit der Sophie hier gesessen an dieser Stelle, auf dieser Bank, und hier haben wir auch unsere Namen in die Rinde geschnitzt. Ein Herzchen habe ich noch darum geritzt und das, Leopold, das suche ich jetzt! Es tät mich freuen, wenn ich's widerfände."

Und weiter suchte Alexander Förster im Gewirr der alten Rinde. Es hatten sich viele verliebte Pärchen hier mit ihrem Namen eingegraben und es war schwer, sich zurechtzufinden.

„Die Linde ist in den Jahrzehnten gewachsen, Axi," meinte Leopold, der ebenfalls aufgestanden war, „und manches wird dabei verwachsen sein. Such' nicht vergebens."

„Mir ist, als wüßte ich die Stelle noch ganz genau . . . hier rechts ist's wohl gewesen, aber . . . ja, Leopold, ja . . . hier ist es . . . und man kann es fast noch lesen . . . komm und sieh dir's an."

Leopold sah zwar in der alten Rinde nicht viel, aber er brummte zustimmend. Was sollte er dem Freunde die Freude nehmen?

„Hier ist es ganz deutlich!" meinte Alexander und zog mit dem Finger die Buchstaben nach. „Ein AF, das heißt Alexander Förster und daneben ein SW, das ist Sophie Wagner . . ."

Sinnend sah er auf die verwachsenen Zeichen.

War's nicht, als sei für Sekunden wieder jene blaue Nacht, da Sophie ihm unter dieser Linde ihre ersten Küsse schenkte? War's nicht, als hörte er ihre Stimme, dicht, ganz dicht an seinem Ohr: Axi, ich liebe dich . . . weißt du's schon?

Alexander Förster fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Vorbei . . . für immer vorbei!

Man war halt nur einmal jung im Leben und dann lange, sehr lange . . . alt.

„Axi, ich lieb dich doch . . . weißt du's schon?"

Wie ein Abschiednehmen klang es Alexander Förster im Ohr.

„Sophie . . . kleine, verliebte, dumme Sophie mit den Sternchenaugen und dem Stupsnäschen . . ."

Er sagte es ganz leise und strich noch einmal mit der Hand über die borkige Rinde.

Das war sein Lebewohl.

Er wußte ja, niemals mehr kam er hierher zurück. Niemals . . .

Leopold war schon vorangegangen. Langsam schritt Alexander hinterdrein.

Sie wollten ja Sophie besuchen, die kleine Sophie mit den Sternchenaugen.

*

Florian saß im Lehnstuhl und hatte die Beine auf den Tisch gelegt.

Das tat er immer, wenn er so recht zufrieden mit sich war. Er blies dann die kleine Stube, die ihm Witwe Purschke in der Schlägelgasse zu günstigem Preis einschließlich Morgenkaffee und Licht vermietet hatte, voll Zigarettenrauch und saß da im Nebel und sann.

Es wird ewig unergründlich bleiben, worüber der „Ewige" in solchen Stunden sann, denn er war still und einsam dabei und riß sofort die Fenster weit auf, daß der Zigarettenrauch entweiche, wenn jemand an die Tür klopfte.

Nur Grabsch, sein Hund, eine rundliche Bulldogge mit roten Augen, die bösartiger in die Welt sahen, als das Tier war, nur Grabsch hätte

Auskunft geben können über die Selbstgespräche seines Herrn.

Der Hund aber sagte nichts, erstens mal konnte er ja nicht sprechen und zweitens hielt er mit Florian zusammen wie Pech und Schwefel. Der Herr ließ auf den Hund nichts kommen und — umgekehrt war's ebenso.

Grabsch, der auch heute wieder unterm Lehnstuhl lag, sprang hervor und schlug an. Gleich darauf klopfte es dreimal an die Tür. Florian stand langsam vom Stuhl auf, öffnete das Fenster und schlürfte dann in seinen grünen Pantoffeln zur Tür, um zu öffnen. Den bellenden Grabsch hatte er mit einer Handbewegung still gemacht.

Draußen stand Pepus, der Wirt, im Sonntagsstaat.

Florian musterte ihn nicht gerade freundlich: „Seit wann kommst du auch am Sonntag, Schulden zu kassieren?"

„Will ich ja gar nicht, will ich ja gar nicht!" entgegnete der Wirt und zog die Tür hinter sich zu. Er holte ein Paketchen aus der Tasche und wickelte es auf. Es waren Knochen für Grabsch, die der Hund mit grunzendem Wohlbehagen zermalmte.

Pepus wußte nur zu gut, daß der Weg zu Florians Herz über den Magen seiner Bulldogge ging, denn der „Ewige" liebte das Tier und war auf den bärbeißigen Burschen stolz, wie eine Mutter auf ihr Kind.

Wer sich mit Grabsch gut stand, konnte auf die Freundlichkeit des Herrn rechnen.

Das also wußte Pepus.

Und so brachte er später, nachdem sie beide geraume Zeit auf den Hund niedergesehen hatten, der seine Knochen knackte, das Anliegen vor, das ihn hierhergeführt hatte.

„Weißt du, Florian, mir ist da etwas eingefallen, das wollte ich dir mitteilen. Hör' zu."

Florian hatte sich wieder in den Lehnstuhl gesetzt und die Beine auf den Tisch geschoben. Er zog bedächtig an seiner kalten Zigarre und hörte zu, wie der Wirt berichtete:

„Da sind zwei alte Fuchsenberger Studenten ins Städtchen gekommen, das heißt, eigentlich nur einer, denn der ihn begleitet, ist der Posthalter von Teichingen, der Leopold, weißt du, der schon mal den Postwagen allein hierher gefahren hat . . . Also, der hat den Geheimrat gebracht . . . einstmals waren sie recht gut Freund miteinander."

Nur mit halbem Ohr schien Florian zu lauschen. Er meinte fragend, ohne die Zigarre aus dem Munde zu nehmen: „Na und . . .? Was kümmert mich dein Geheimrat?"

„Er wohnt bei mir, und weil er gar so viel erzählt hat von seiner Studentenzeit, hab' ich gemeint, es könnte nichts schaden, wenn du mit den anderen dem alten Herrn ein wenig Ehre antätest . . . Wir wär's mit einer Einladung am Abend in meinen Garten? Es blüht überall, das Wetter wird klar sein und ihr wolltet schon lange die übliche Bowle brauen. Heute, Florian, so wahr ich Pepus heiße, ist ein Tag, an dem die Bowle für Fuchsenbergs Burschen bestimmt keinen Pfennig kostet, wenn du es richtig anstellst."

„Bist ein Geschäftemacher, Pepus! Ich weiß alles, ich blicke tiefer!" war zunächst Florians Entgegnung, als der Wirt seine Worte beendet hatte. Nach einer Pause fuhr der Student fort:

„Gut! Der Einfall ist nicht schlecht. Bereiten wir dem alten Herrn also ein fröhliches Fest! Wenn er für die Bowle aufkommt, soll es an den Fuchsenbergern nicht liegen. Ich schicke ihm zwei schneidige Burschen in Wichs pünktlich drei Stunden vorher, ihn einzuladen, und dann holen wir ihn mit Jubel herunter zu uns. Mache die Bowle gut, Pepus, du weißt, wir trinken in jedem Frühling nur eine, aber die muß es in sich haben."

„Florian, du kennst mich! Uebrigens . . . der Jürgen ist auch wieder da!"

„So, so . . ."

Der Wirt erhob sich, nicht ohne freundlich auf Grabsch zu sehen, der zusammengerollt wie ein lebender Rollmops und satt neben dem Lehnstuhl lag.

„Ein lieber Kerl ist das!"

Florian brummte zwar nur ein „Wollt' ich schon meinen!", aber man sah, daß er sich darüber freute.

Jedenfalls schob er, als sich die Tür geschlossen hatte, sein Bein wieder selbstzufrieden auf den Tisch, brannte sich den Zigarrenstummel an, stand dann nochmal auf, um das Fenster zu schließen, und versank bald wieder in seine sonntäglichen Vormittagsträume.

Der Rauch der Zigarre füllte das kleine Studentenstübchen wieder mit silbernem Nebel: Grabsch schlief und schnarchte ganz leise dabei, und Florian faltete die Hände über seinem rundlichen Bäuchlein und sagte nur ein langgezogenes „Tja . . . tja . . ."

Dann war auch er eingeschlafen und schnarchte leise, wie Grabsch, sein Hund!

Während dies geschah, waren Leopold und Alexander bis zum Marktplatz zurückgegangen. Sie hatten nicht sehr viel mehr miteinander gesprochen, und erst, als sie am Brunnen standen, sagte der Posthalter: „Da drüben ist's, Axi . . ."

Und dann gingen sie hinüber zu dem kleinen Laden.

Alexander zögerte kurz, ehe er die drei steinernen Stufen zur Tür hinaufging, da aber hatte Leopold schon die Klinke heruntergedrückt und die Ladenglocke machte ihr lärmendes Linge . . . länge . . .

Es war ein Bäckerladen, wie man sie so oft in

kleinen Städten findet, mit weißen Tischen und Regalen, auf denen die Bleche mit den Kuchen standen. Das kleine Schaufenster, in dem an rotem Faden Schaumbrezeln über einer Schokoladentorte hingen, hatte an der Rückwand weißgestärkte Gardinen auf gelben Messingstangen. Vor dem Ladentisch aber stand ein Tischchen mit einer Marmorplatte und zwei Stühle daneben.

Und weil eben dieses Marmortischchen da war, hing an der Ladentür ein schiefes Pappschild, das trug die stolze Aufschlift: Konditorei und Kaffee.

Die beiden Männer mußten einige Zeit warten, ehe sich jemand zeigte. Ein junges Mädchen fragte sie schließlich nach seinem Begehr, und Alexander kaufte einiges Gebäck und sah sich unruhig um.

Leopold aber fragte unumwunden: „Wo ist denn die Meisterin?"

Das Mädel sah kaum auf: „Sie ist vor einer halben Stunde fortgegangen. Ich glaube, zu ihrer Tochter. Soll ich etwas bestellen?"

An Leopolds Statt verneinte Alexander und dann gingen sie davon.

Draußen sagte der Axi: „Es ist furchtbar! Wenn ich mir denke, daß da in diesem Laden die Sophie von damals ihr Leben verbracht hat! Entsetzlich! Und sie war doch so jung und so froh . . . Weißt du, Leopold, fast freue ich mich nun, daß wir ihr nicht begegneten. Sicher hätte mich das Wiedersehen enttäuscht . . ."

„Das glaube ich wohl!" meinte Leopold, der die ganze Sache leichter nahm. „Das glaube ich wohl . . . aber wenn du dennoch Sehnsucht hast, Axi . . . dort drüben, gerade am Marktbrunnen, kommt sie, die Frau Meisterin. Schau nur recht hin. Gar zu viel ist nicht geblieben von deiner Sophie."

Der andere war stehengeblieben und blickte hinüber. Da trippelte ein ältliches, rundliches Frauchen dahin, stützte sich ab und zu leicht auf ihren Schirm und verschwand schließlich, langsam die drei Stufen nehmend, in der Tür zum Bäckerladen.

Das war die Sophie . . .

Alexander Förster stand noch lange Zeit und blickte ernst vor sich hin. —

*

Als es Abend war, feierten Fuchsenbergs junge Studenten Axi, ihren alten Herrn. Die lange Tafel hatte Pepus in den Garten gestellt, die Bowle war gebraut und Alexander in festlichem Zug eingeholt. Nun saß er am Ehrenplatz neben dem „Ewigen", die frohen Lieder waren verklungen und die Buntlaternen schon fast niedergebrannt. Es war eine Frühlingsnacht wie nie zuvor.

Leopold, der alte gute Leopold, den man natürlich ebenfalls eingeladen hatte, erzählte seine Erinnerungen, die so lustig waren, daß die ihm Nahesitzenden aus dem Lachen nicht herauskamen, und auch dem Axi ging manches Scherzwort über die Lippen.

Zuweilen sah er hinauf zu dem Fensterlein, hinter dem er Renate wußte, und oft meinte er ihr Gesicht an der Scheibe zu sehen.

War hier im frohen Kreise der, den sie liebte und um den sie geweint hatte? Musternd sah Alexander Förster von einem zum anderen. Es waren hübsche Burschen mit frohen Augen, einer so wie der andere, und jung waren alle . . . Wer mochte es nun sein?

Musik unterbrach sein Sinnen. Florian hatte die Fiedel herbeigebracht und spielte seine Lieder. Sie klangen alle ein wenig sehnsuchtsvoll, seit er um Annelotte vom Torwarthäuschen warb, denn manche Nacht klangen dieselben Melodien am Stadttor auf.

Ganz zart . . . und so leise, daß nur das Mädel sie hörte, dem sie galten.

„Ich hätte niemals gedacht, daß ihr so große Künstler in euren Reihen habt. Mein Kompliment, Florian!" sagte Alexander, als das Lied verklungen war.

Der Angeredete wehrte ab: „So schön spiele ich nicht, aber das mit den Künstlern stimmt. Jedenfalls haben wir einen Dichter bei uns, dem man schon jetzt seine Manuskripte mit Freuden druckt. Wenn der so weiter arbeitet . . ."

„Kann man diesem Manne mit der berühmten Zukunft nicht mal gegenübertreten? Wer ist es denn von euch . . . los . . . aufstehen, ohne falsche Scheu . . ."

Der alte Herr rief es. Aber Florian zuckte die Schultern: „Er ist heute nicht bei uns, alter Herr, obwohl man ihn sonst immer fröhlich sah, wenn wir die Bowle hatten. Hat . . . Liebeskummer, der Junge."

Florian schwieg, als hätte er schon zuviel gesagt. Und nun war er es, der Renates Fenster rasch musterte. Man sollte den alten Herrn nicht stutzig machen, dachte er; sicher ahnte er gar nicht, daß sein Mädel drauf und dran gewesen war, sich bis über beide Ohren blödsinnig zu verlieben. Man machte dem Mädel vielleicht Aerger.

Aber der Axi hatte helle Augen und wache Ohren, und so dumm war er auch nicht, daß ihm des „Ewigen" plötzliches Schweigen entgangen wäre.

So sagte er beiläufig und hatte doch seine Absicht dabei:

„Das mit dem Liebeskummer ist wohl immer noch Landplage hier zu Fuchsenberg? Wir konnten zu meiner Zeit überhaupt nicht davon loskommen . . . Und meine Renate hat es scheinbar auch erwischt; schon nach den ersten acht Tagen sind die Briefe ausgeblieben . . . Grad so wie

damals bei meinem Vater . . . stimmt's, Leopold?"

Er hob das Glas und trank dem alten Freunde zu. Der nickte stumm, aber selig.

Florian schmunzelte vergnügt. Der Alexander Förster war doch ein alter Herr mit junger Seele, ein prachtvoller Vater, der sein Mädel verstand, weil er ja selbst in diesem Städtchen studiert hatte und alles, alles kannte.

Und weil das nun eben so war, nahm Florian sich ein Herz, der Wein half ihm zur Kühnheit, und er beschloß in dieser Stunde, noch all das Leid gutzumachen, das er — freilich ohne es zu wollen — den beiden Menschen damals auf der Burg gebracht hatte.

Dem Jürgen und der Renate . . .

Er glaubte es schlau anzufangen, der „Ewige", als er zum Axi sagte: „Weißt du . . . daß deine Tochter dir . . . nichts geschrieben hat und so . . . ist nicht verwunderlich . . . weil natürlich . . . na ja, es ist nämlich genau so . . . wie bei unserem Dichter, wie bei Jürgen Stark . . . Verstehst du das . . .?"

Obwohl Florian gar nicht glaubte, daß er sich klar und deutlich ausgedrückt habe, meinte der Alexander sogleich: „Selbstverständlich, Florian, ich verstehe alles! Da ist also mein Mädel in jenen Dichter verliebt und, wie du meinst, umgekehrt auch . . . Wie ist denn die Sache nun? Komm, ich geb' 'ne Flasche vom Besten, wir setzen uns drüben auf ein Viertelstündchen unter den Flieder. Dann kannst du mir alles erzählen, ja?"

Florian schlug eine Flasche vom Besten grundsätzlich nie ab, und darum erzählte er auch, was er wußte.

So aber konnte es nur in Fuchsenberg sein:

Da tollten buntbemützte Jungen im blühenden Garten bei einer Bowle zur Maiennacht, sangen und tranken und waren froh . . . und seitab unterm Flieder beim „Besten" saß ein alter Herr und ließ sich vom „Ewigen" die Liebesgeschichte erzählen, die sein Töchterlein erlebt hatte . . .

Dieses blonde Töchterlein aber lag seit einer Stunde droben im Himmelbettchen, weinte große Tränen und zerbiß vor Schmerz ihr winziges Taschentuch.

Denn sie dachte an Jürgen . . .

Und der? Er saß nur wenige Schritte über den Flurgang entfernt auf dem Sofa in seinem dunklen Stübchen, hatte den Kopf in die Hände gestützt und schalt die ganze Welt ein Trauertal, seine Dichtungen dumme Machwerke und kam sich selbst sehr unnütz vor.

Liebe und Leid . . . Frohsinn und Tränen . . . Maienzeit im verwinkelten Fuchsenberg an der kleinen, munteren Ute. —

*

Als die Bowlengläser leer waren und die Sonne schon rosenrot und schüchtern über die Dächer sah, zogen die Studenten heim. Alexander Först drückte dem Florian, mit dem er lange ernstha gesprochen hatte, die Hand und sagte: „Ich dan dir, mein Junge! Bist ein feiner Kerl! W wollen die Sache schon mitsammen in Ordnu bringen. Es hat sich zwar viel gewandelt Fuchsenberg, wenn man nach 30 Jahren ein M del mit Sternchenaugen sucht, aber mit der Lie ist das alles wohl beim alten geblieben. U das ist gut so, Florian, denn sonst würden w Aelteren uns ja überhaupt nicht mehr zurec finden in dieser sonderbaren Welt. Es blei wie wir's besprochen haben, Florian . . . Ich dan dir schön und . . . schlafe gut!"

Die anderen Studenten waren schon gegange und so zog Florian allein heim. Er trug d Fiedel unterm Arm und zupfte leise an d Saiten.

War es da ein Wunder, daß seine Schritte ni über den Marktplatz, sondern über die Utebrü ans Stadttor wollten?

Und so geschah es, daß die braune Annelott die ein erster, vorwitziger Sonnenstrahl aus de Schlafe geweckt hatte, zum ersten Male in ihre jungen Leben an einem Montag Morgenständche erhielt.

Das aber gefiel ihr so gut, daß sie sich ankleide und zu dem Spielmann hinuntereilte, der vo Mauerwerk verdeckt und für alle anderen unsich bar an der alten Stadtmauer lehnte und i beglückt entgegensah.

Der einzige, der später unzufrieden schien, da war der Herr Torwart selber. Denn obwohl e höchste Zeit zum Morgenkaffee war, weil se Dienst schon um ½6 Uhr begann, ließ sich Anne lotte nicht blicken, und als er dann ärgerlich davo ging, glaubte er an der alten Mauer Geräusc gehört zu haben, die eine sonderbare Aehnlic keit mit Küssen hatten . . .

Aber er sah sich nicht danach um.

Na ja, als seine Henriette noch so jung wi Annelotte gewesen war, hatte er's ja nicht ander getan.

's war halt Maien in Fuchsenberg . . .

Da mußten die Alten schon mal auf den Mon tagmorgenkaffee verzichten. Den würde er nu im „Rautenkranz" einnehmen, denn er hatte dor sowieso zu tun.

*

Die Ratsuhr schlug sechsmal.

Hell schwangen sich die Klänge in den Morgen und man glaubte ihnen nachschauen zu könne wie den Turmschwalben, so greifbar schienen sie.

Vor dem „Rautenkranz" traf der Torwart tro der frühen Stunde schon allerlei Lärm.

Da schirrte nämlich der Hausknecht die Pferd an die gelbe Postkutsche, während Leopold, de Herr Oberposthalter, auf wankenden Füßen un

dicht an den auch eben nicht sehr sicher stehenden Pepus gelehnt stand und mit lauter Stimme ein Lied in den Morgen sang:

„Postillon . . . fahr' uns ins Glück . . .
Nun sind wir . . schon alt . . .
Niemals kommt zu uns zurück . . .
Die . . . Erinnerung . . .
Ja, ja . . . ja und ja . . .
Ja . . . die Erinnerung . . ."

Unter dem kupfernen Wirtshausschild der Tür aber stand der Axi und hielt sich die Seiten vor Lachen.

Als Leopold nun versuchte, den hohen Bock zu erklimmen und dem Wirt immer wieder in die kurzen Arme sank, wandte Alexander sich zurück und rief halblaut etwas in den Flur:

Da wollte Leopold, der eben hilflos lächelnd zu seinem Jugendfreund hinübergesehen hatte, den Mund schier offenlassen vor Verwunderung: denn aus der Tür trat, wie herbeigezaubert, blankwach und munter . . . sein eigener, junger Postillon.

„Was willst . . . du denn . . . hier?" fragte der Oberposthalter erstaunt und rieb sich die müden Augen.

„Wenn Sie gestatten . . . mit Verlaub . . . den Herrn Oberposthalter heimfahren!"

„Ja . . . ich weiß doch . . ." Leopold begriff noch nicht, „. . . aber ich denk', du bist daheim in Teichingen . . .?"

Der Postillon nahm stramme Haltung an: „Bin gestern nachmittag mit einem Pferdegespann zum Dienst nach Fuchsenberg gekommen. Man sagte mir, Herr Oberposthalter hätten es so gewünscht!"

Da verstand Leopold auf einmal alles, nickte vergnügt und ging schweren Schrittes zu Alexander hin, der schweigend lächelnd zugehört hatte.

„Hast du das in Ordnung gebracht . . . Axi . . .? Wie immer, Axi . . . Hast wieder dran gedacht . . . du . . . danke . . . dankeschön . . "

Der Gefragte klopfte dem anderen auf die Schulter: „Sicher hab' ich dran gedacht, Leopold, an dein Schwipserl . . . Bin doch nicht umsonst dein Freund gewesen und bin es heute noch . . . Da ich nun selbst zu steif dazu geworden bin, doch — wie früher — in deiner eigenen Postkutsche heimzufahren, hab ich dir den Postillon holen lassen . . . Und nun, Glück auf zur Fahrt!"

Dann half er dem Freund in den Wagen, der junge Postillon bestieg den Bock, und bald ratterte die Kutsche davon.

Aus dem offenen Wagenfenster hörte der Torwart, der auf der anderen Gassenseite dem Geschehen zugesehen hatte, noch einmal ein halblautes Singen.

Wenn er recht gelauscht hätte, wären ihm auch die Worte verständlich geworden:

„Postillon . . . fahr' uns ins Glück . . .
Nun sind wir . . . schon alt . . .
Niemals kommt zu uns zurück . . .
Die Erinnerung . . .
Ja, ja . . . ja und ja . . .
Ja . . . die Erinnerung . . ."

Der Weg durch Wiesen und Wald.

Drei Tage blieb Alexander Förster bei seiner Tochter Renate in Fuchsenberg.

Er machte mit ihr Spaziergänge, um sie abzulenken, schenkte ihr sorgsam gewählte Bücher und sprach mit ihr von allen Dingen, nur nicht über das, was er von Florian wußte.

Und so war Renates Bangen, der Vater könnte mit ihr die Burgruine ersteigen wollen, völlig umsonst.

Der Axi wußte, was er seinem Mädel damit angetan hätte. Er war oft mit Florian zusammen, und eines Tages gingen sie gemeinsam auf Stunden aus dem Haus, ohne Renate einzuladen, mitzukommen.

Es war seltsam, daß Minuten, nachdem die beiden Männer den „Rautenkranz" verlassen hatten, auch Jürgen Stark auf die Gasse trat und die gleiche Richtung einschlug.

Davon aber wußte Renate nichts.

*

So nahm Alexander Förster denn eines Tages Abschied von der kleinen Stadt. Er mußte heim nach Berlin, wo man schon ungeduldig auf ihn wartete. Renate sollte mit ihm im Wagen bis zu Leopolds Dorf fahren, dort wollte er dem Freunde und ihr Lebewohl sagen, ehe er ins Bähnle stieg.

Und es geschah, wie man es besprochen hatte.

Sie standen im kleinen Garten von Leopolds Haus.

Wieder und wieder ergriff der Oberposthalter Axis Hand, wieder und wieder sah er ihm in die Augen.

Würden sich die beiden Freunde einer frohen Jugend noch einmal wiedersehen in dieser Welt?

Und dann war der Axi zum Bahnhof davongefahren, und Renate wanderte von Leopolds Haus am frühen Nachmittag die zwei Wegstunden zurück nach Fuchsenberg. Sie hatte den Wagen abgeschlagen, es lockte der Lenz zum Wandern.

Der Vater wollte nun, da sie lief, nicht, daß sie mit zu dem etwas abgelegenen Bahnhof kam. „Wirst schon müde sein, wenn du von hier heimmarschierst, Mädel; Abschiedstränen mochte ich noch nie . . ." hatte er gesagt und sie sehr sonderbar dabei angesehen.

Neben der Fahrstraße zwischen Wiesen und Wäldern schlängelte sich der Fußsteig dahin, und

Renate wanderte ihn fröhlicher, als sie in den Tagen zuvor gewesen war. Sie hatte einige Augenblicke lang den Gedanken gefühlt, ihren Vater zu bitten, sie mit heim zu nehmen, da aber war ihr jäh bewußt geworden, daß sie es so weit von Jürgen nicht aushielte vor Sehnsucht, und sie war nur glücklich, daß sie noch hier war und ihn zuweilen sah. Und ein ganz klein wenig Hoffen war in ihr, daß alles wieder gut werden könnte.

Sie blieb stehen und sah sich um. Hier verließ der Steig die Straßenseite und wandte sich durch einen Wald hügelab direkt auf Fuchsenberg zu. Der Fahrweg lief erst noch zu einigen nahen Dörfern, um dann wieder auf den Steig zu treffen, der es eiliger zu haben schien und querfeldein führte.

Als sie zurückblickte, nach dort, woher sie gekommen war, erkannte sie zwischen den Wiesen einen Wanderer, der rasch näherkam.

Eine bunte Kappe leuchtete aus dem hellen Grün des jungen Grases.

Ein lachender Ruf klang hinüber, eine Hand winkte . . .

Und dann hörte das Mädel ein glückliches „Renate!"

Das war Jürgen Starks Stimme, das war er selber, der mit der bunten Mütze näherkam und nun schwer atmend, aber mit strahlenden Augen, vor ihr stand und ihr beide Hände entgegenstreckte, als sei gar nichts Trauriges gewesen zwischen ihnen.

Und wieder sagte er, leiser als zuvor: „Renate!", und es war wie ein Bitten.

Da legte das Mädel seinen Kopf an des Mannes Schulter und alles wurde gut . . .

*

Viel später — und die Zeit von da bis nun dünkte ihnen eine Ewigkeit des Glückes — fragte Renate: „Wie kommst du auf diesen Weg, Jürgen? Hat dich das Schicksal geführt . . .?"

„Aber das weißt du doch, Mädel!"

„Nein, du . . . ich würde dich bestimmt nicht mit dummen Fragen ärgern."

„Dein Vater hat mir doch gesagt, du wartest auf mich hier auf diesem Wege nach Fuchsenberg zu. Da bin ich einfach hinterdreingestürmt."

„Mein Vater?" Renate sah den Studenten fassungslos an. „Jürgen, was hat denn mein Vater mit all dem zu tun? Kennst du ihn denn? Ich begreife das nicht."

„Er hat mir sorgar einen Brief an dich mitgegeben, hier Renate, vielleicht erklärt er dir das Rätsel.."

Auch Jürgen Stark war betroffen. Renate wußte von nichts? Und der Alexander Förster hatte doch . . .

Da hatte Renate den Brief schon geöffnet und zog Jürgen näher.

In dem Schreiben standen die Worte:

„Wie ich Euch beide kenne, lest Ihr nun diesen Brief gemeinsam! Wenn Ihr aber auf großartige Erklärungen hofft, muß ich Euch enttäuschen. Ich habe lediglich als alter und auch in . . . na ja, in solchen Dingen erfahrener Fuchsenberger Student der Vorsehung etwas nachgeholfen. Wahrscheinlich wäre es ja doch bald so gekommen. Im übrigen bedankt Euch bei Florian, der den Hauptanteil an der Friedensstiftung hat. Er wollte seine Schuld damit abtragen. Und das ist ihm hoffentlich geglückt! Wenn Ihr zwei nun aber wieder auseinandergeht und vor Liebeskummer schier sterben wollt, dann müßt Ihr Euch schon alleine helfen. Florian und ich haben's einmal getan, und nie wieder! So grüßt Euch (ich schau nicht zu, wenn Ihr Euch jetzt küßt!) —

Der Axi."

„Er schaut nicht zu, hat er geschrieben," sagte Jürgen, als sie zu Ende gelesen hatten, und küßte Renate.

Freilich, ihnen war so manches noch gar nicht klar, aber was schadete es. Sie hatten ja einander und ihre Liebe fragte nach nichts anderem.

*

In Fuchsenberg brannten die Laternen, als sie durch's Stadttor kamen.

Im Garten vom „Rautenkranz" saß der Florian, als habe er auf sie gewartet, hatte einige Flaschen kaltstellen lassen und drei Gläser auf den Tisch und meinte: „Das ist der Abschiedsgruß von Axi! Von deinem prachtvollen Vater, Renate. Ja, schau nur dumm, Mädel. Dein Vater hat mir erlaubt, ‚Du' zu dir zu sagen! Und du sagst hübsch artig ‚Onkel Florian' zu mir, willst du?"

Ehe Renate antworten konnte, tat es Jürgen: „Wenn du auf den Bruderschaftskuß verzichten willst, ‚Onkel Florian', haben wir durchaus nichts dagegen!"

Lachend setzte man sich nieder, und als der Wein in den Gläsern war, hob der „Ewige" an zu erklären:

„Ich weiß, daß ihr neugierig seid, und darum will ich erschöpfend berichten, wie alles kam!"

*

Der weinselige Florian hatte also an jenem Abend im Garten den Axi in alles eingeweiht, was geschehen war. Viel zu sagen war eigentlich nicht, denn Renates Vater ahnte mancherlei und alles andere reimte er sich zusammen. Er hatte den „Ewigen" sehr eingehend nach Jürgen Stark befragt, wer er sei und was er treibe, und Florian hatte mit Lob nicht gespart. Dann hatte der Axi gemeint:

„Weißt du, Florian, ich kenne mein Mädel. Wenn wir nicht helfen, bläst sie Trübsal länger

als ein Jahr. Zu Fuchsenberg gehören nun mal der Lenz und die Studenten und die Liebe. Lenz ist es gerade, im Dezember braucht man sich nicht zu verlieben. Na, und dem Jürgen kann ich's nicht verdenken, daß er sich weigert, hinterdreinzulaufen, nachdem Renate ihm ausgekniffen ist. Ich würd's genau so machen, ganz genau so! Eigentlich sollte man die Finger davonlassen. Es ist noch niemals was Gutes 'rausgekommen beim Friedenstiften. Da dich die Sache aber gar zu sehr drückt, wollen wir dem Schicksal ruhig vorgreifen. Kannst mir morgen helfen, Florian, oder übermorgen!"

Am nächsten Tage hatte Alexander, der ja sowieso Besuche bei den Professoren machte, noch viel Anerkennendes über den jungen Dichter erfahren und recht zufrieden geschmunzelt, als er mit Florian zusammentraf. Dann hatte er Jürgen durch Florian zu einem Abendessen im „Löwen" gebeten, zu dem auch einige Professoren erschienen waren. Dabei konnte Jürgen Stark nicht absagen, ohne Verwunderung zu erregen.

Er kam auch, und Alexander hatte Muße, ihn zu beobachten. Der Jürgen gefiel ihm. Und die traurigen Augen würde sein Mädel schon **wieder** zum Lachen bringen.

Er hatte dann noch einige Zeit mit dem jungen Dichter gesprochen und natürlich ganz so getan, als wisse er von der Liebe zwischen ihm und Renate nichts.

Da verlor Jürgen rasch seine Scheu. Und Alexander Förster wußte nach diesem Abend, daß er diesem jungen Menschen vertrauen konnte wie seiner Renate.

Alles andere war dann von Florian erledigt worden. Der hatte nämlich heute früh ausgerichtet, Jürgen Stark sollte unverzüglich mit der vor der Tür haltenden Kutsche zu Alexander Förster nach dem Bahnhof Teichingen kommen. Es sei sehr wichtig!

Als Jürgen in Teichingen aus dem Wagen stieg, fuhr gerade das Bähnle ein. Axi gab dem Studenten rasch den Brief und sagte eilig dazu: „Fahre nicht, sondern lauf zurück nach Fuchsenberg, mein Junge, meine Renate tut's auch und wartet schon sehnsüchtig am Wegweiser auf dich, weil's allein so langweilig und einsam ist. Gib ihr den Brief von mir. Rechts dort den Fußweg zu Tal ist sie gegangen. In einer halben Stunde holst du sie ein."

Dabei war der Zug davongefahren.

Jürgen hatte nicht gefragt, was er denn eigentlich in Teichingen sollte, sondern war davongestürmt, bis er Renate traf.

*

Das also war das Geheimnis, und als nun alles geklärt war, trübte keine Frage mehr die Freude.

Lange sahen sich Jürgen und sein Mädel an. Als sie sich zurückfanden, war Florian längst leise davongegangen.

Drei bunte Lichter leuchteten im Garten. Das waren die einzigen Augen ringsum.

Und alle Sterne sahen lächelnd auf das Glück.

Hinterm Flieder aber klang jetzt eine Fiedel auf, leise und zart war die Melodie und wie von Mondenstrahl erdacht.

Florian spielte.

Florian spielte für die beiden verliebten jungen Menschen das sehnsuchtsvolle Lied, mit dem er Nacht um Nacht um des Torwarts braune Annelotte geworben hatte.

Renate und Jürgen wußten nicht, daß sein Spiel ein heiliges Geschenk an sie war. Denn diese Melodie hatte Florian selbst geschrieben und niemand hatte sie seither gehört als die Annelotte im Haus mit den Heckenrosen an des Städtchens alter, halbverfallener Mauer.

Ein Sommer mit langen Tagen, langen Gräsern.

Aus dem blauen Frühling war mit den Wochen ein gelber, reifer Sommer geworden, die meisten Studenten hatten in den Sommerferien Fuchsenberg verlassen und wanderten nun irgendwo durch die nahen Berge, tollten durch große Städte oder saßen daheim an des alten Herrn solidem Familientisch und büffelten.

Jürgen hatte mit Renate besprochen, die freien Sommertage in Fuchsenberg zu verbringen.

„Du lebst dich hier rasch ein, es ist wunderschön in der Umgebung und wir bleiben auf alle Fälle beieinander und durch keine lange Eisenbahnfahrt getrennt. Du, ich könnte es ja gar nicht aushalten, wenn ich dich in Berlin wüßte, während ich vor Sehnsucht vergehe. Wir werden deinem Vater schreiben, er soll seine geplante Sommerreise nach Fuchsenberg verlegen."

„Das wird er nicht tun!" gab Renate zurück.

„Warum denn nicht?" wollte Jürgen wissen.

„Weil er in seinem Leben noch niemals eine Sommerreise gemacht hat. Er arbeitet in den Monaten, die andere im Gebirge oder an der See verbringen. Nun ist alles darauf eingestellt, daß er im Winter Erholungsurlaub nimmt. Ich glaube kaum, daß er sich noch ändern wird!"

„Nein, Renate, das wollen wir ihm auch gar nicht zumuten! Aber ich glaube doch, daß er dir erlaubt, in Fuchsenberg zu bleiben. Wenigstens für einige Zeit. Vierzehn Tage würde ich allenfalls mit schwerem Herzen für eine Berliner Reise erlauben, aber mehr nicht!"

Das Mädel lehnte sich an ihn. „Ich will ja selbst gar nicht von dir fort, Jürgen, am liebsten möchte ich immer bei dir sein. Immer und immer!"

„Wenn es das Schicksal will, sollst du das auch,

Mädelchen. Sieh, mein Studium will ich in Ehren zu Ende bringen, obwohl ich einen Beruf zum Geldverdienen nicht brauche. Mein Vater hat mir ein Erbe hinterlassen, das mich unabhängig macht. Aber ich will nicht als „reicher Mann“ oder „vagabundierender Dichter“ durch's Leben laufen. Und wenn ich das Examen gemacht habe, Mädel, dann soll Hochzeit sein!“

Er nahm sie in seine Arme und sie sah ihm offen und groß in die Augen, als sie sagte:

„Ja, Jürgen, dann soll Hochzeit sein!“

*

Alexander Förster war nicht ganz einverstanden, daß sein Töchterlein nur vierzehn Tage zu ihm kommen wollte und machte den väterlichen Vorschlag, daß, wie er schrieb, die „beiden in Frage kommenden Männer sich die kostbare Ferienzeit teilen sollten.“ In der ersten Hälfte sollte Renate in Fuchsenberg bleiben und in der zweiten in Berlin.

So wurde es in den Briefen verabredet.

*

Wie ein wundersamer Traum waren die Tage in Fuchsenberg für Renate und Jürgen dahingegangen. Sie waren über die Hügel in die Nachbardörfer gewandert, hatten beim Oberposthalter Leopold in Teichingen Schinkenstullen und Käsebrote gegessen, hatten an den Ufern der Ute im Grase gelegen und den Weißwölkchen am Himmel nachgesehen, und sie trugen das Erleben so mancher Stunde auf Jürgens Burg in sich, auf der sie oft Hand in Hand saßen, bis die Abendröte auf Fuchsenbergs Giebeldächer einen goldenen Schleier legte und Hadubrand, bedächtig sich den Bart zausend, höflich aufmerksam machte, „daß der Heimweg bergab und flußseits in der Dunkelheit mit Gefahren verbunden sei, die man nicht suchen sollte“.

Dann lachten die beiden jungen verliebten Menschen, hielten einander bei den Händen und gingen zu Tal.

Und nun waren jene Sommertage vorüber, morgen fuhr Renate nach Berlin.

Abschiednehmend saßen sie beide auf der Brüstung der Fuchsenburg, an der Stelle, wo sie einander die ersten Küsse geschenkt hatten und Jürgen dann mit Florian das unglückliche Gespräch führte.

Sie hatten lange kein Wort miteinander gesprochen, ihnen war so unsagbar bange vor dem Lebewohl, und wenn es auch nur ein Abschiednehmen für kurze Zeit sein sollte, so dünkte es sie doch, als sagten sie einander Lebewohl für's ganze Leben.

Renate hatte ihr blondes Köpfchen an Jürgens Schulter gelehnt, ihre Hand ruhte in der seinen und er hatte seinen Arm um sie gelegt.

Endlich sprach Jürgen: „Renate, du sollst nicht ohne ein Zeichen der Treue von mir davonfahren. Sieh, ein Spielmann mag zur Ritterzeit seiner Minne, der geliebten, einen güldenen Reif um den Arm gelegt haben, um ihr seine Liebe zu bekunden. Ich tu's mit einem goldenen Kettenband.“

Er nahm ein breites, goldenes Armband aus seiner Tasche und legte es ihr um die schmale Hand.

„Und ich,“ sagte Renate, „steck' dir dieses Ringlein an den Finger. Er trägt einen Stein, der so rot leuchtet wie meine Liebe ist. Nimm ihn von mir als Treuezeichen für die kurze Zeit, da wir uns trennen.“

Sie küßten sich . . .

Jäh hielt Jürgen das Mädel plötzlich fest, sah ihr in die Augen und fragte: „Wirst du in Berlin mit anderen Männern zusammen sein? Wirst du ausgehen, Renate, zu Tanz und Theater und Spiel? Ach du, ich gönne dich ja keinem anderen. Weißt du das nicht? Ich kann ja nicht sehen, wenn du mit anderen fröhlich bist. So eifersüchtig bin ich. Du, Renate!“

Das Mädel tat die Gegenfrage: „Und ich, Jürgen? Weißt du nicht, daß es mir ebenso geht?“

Hadubrand, der Bärtige, ließ seine mahnende Stimme ertönen.

Wenn sie beide noch ins Tal wollten, dann müßten sie sich beeilen. Keine halbe Stunde bliebe es noch hell!

Da standen der Student und sein Mädel auf und gingen Hand in Hand davon.

Kopfschüttelnd kraute Hadubrand seinen Bart, schloß dann das Burgtor mit einem Balken und schlürfte in sein Gemäuer.

Wer aber durch die schmalen Fenster gesehen hätte, würde ihn im Kerzenschein am Holztisch erblickt haben. Dort goß er sich aus einer blauen Flasche grünes Getränk in eine Porzellantasse ohne Henkel. Je öfter er diese Porzellantasse leerte, um so glückseliger strahlte sein braunes Fältchengesicht unter der sonderbaren Zaubermütze.

*

Und dann war Renate Förster abgefahren.

Jürgen Stark blieb allein in Fuchsenberg und schrieb einsam seine Manuskripte. Er kam kaum von der Burg ins Tal hinab. Hadubrand machte alle Besorgungen und holte die Post vom Amt. Eines Tages kam der sonst so ruhige Sonderling arg aufgeregt zur Ruine zurück.

Jürgen ahnte, daß etwas Besonderes vorgefallen sein mußte, und wollte schon fragen, da hob der Alte selbst an zu berichten:

„Wir werden sehr bald von der Burg müssen, Herr. 's sieht ganz danach aus. Ganz Fuchsenberg ist aufgeregt. Man spricht ja schon seit Tagen davon. Ich hab's nie ganz ernst genommen,

aber nun . . . tja, tja . . . 's war ja 70—71 auch so . . . da bin ich Sergeant geworden damals, ich . . ."

Jürgen verstand von den Worten des Alten nicht viel:

„Was gibt's denn im Städtchen? Warum ist man in Fuchsenberg aufgeregt? Wer sagt, daß wir von der Burg müssen?"

Hadubrand war auf einmal so merkwürdig still geworden: „Es wird Krieg geben, Herr, Krieg."

Der aber lachte: „Die Gerüchte gehen schon lange um! Daran glaube ich nicht mehr. Sie haben ja alle Angst vor uns. Wer will uns denn angreifen?"

„In Fuchsenberg drunten haben sie am ‚Stadtboten' ein Extrablatt angeschlagen. Gestern abend schon. Die ganze Nacht haben die Männer auf Nachricht gewartet."

„Laß dir nichts weismachen, Hadubrand."

„Den Pepus hab' ich auch getroffen, er hat Nachricht von Florian, der heute nacht hier ankommt. 's ist wegen der Studenten."

Jetzt wurde Jürgen doch nachdenklich. Florian, das wußte er, unterbrach seine Ferien nicht ohne wichtigen Grund.

Er schalt sich jetzt, daß er sich hier oben so um gar nichts gekümmert hatte und weltfremd geblieben war wie ein Junge. Noch in dieser Stunde wollte er nach Fuchsenberg.

Sollte es Ernst werden?

Und wenn, dann wurde er drunten ebenso gebraucht wie der Florian!

Vor dem Hause des „Stadtboten" am Markt zu Fuchsenberg drängten sich die Menschen. Sie sprachen erregt miteinander, starrten auf die weißen Extrablattbogen, die in noch feuchter schwarzer Schrift die letzten Meldungen verkündeten, oder schritten wartend auf und ab.

Jürgen traf Matthias, den Hausknecht vom „Rautenkranz".

„Ja, ja, Herr Jürgen, da werden wir wohl den bunten Rock wieder anziehen müssen. Bin ja als Unteroffizier abgegangen. Nur meine Frau ist nicht damit einverstanden, wegen der Kinder, wissen Sie. Wenn ich unverheiratet wäre, wie Sie, ohne Frau . . ."

Jürgen mußte bei diesen Worten plötzlich an Renate denken. Ohne Frau, sagte der Hausknecht, war nicht Renate seine Frau, auch ohne daß sie den Ring am Finger trug?

Renate . . .

Sie glaubte wohl auch nicht an den Krieg, sie hatte ihm nichts geschrieben in ihrem letzten Brief. Und sie war doch in Berlin. Sie mußte . . .

Da fiel ihm ein, daß er Hadubrand ja heute gar nicht nach Renates Brief gefragt hatte, weil er so eilig davongegangen war. Ob sie heute etwas schrieb?

Der alte pensionierte Rechnungsrat, der die beiden Giebelstübchen des Hauses schräg gegenüber dem Kirchturm bewohnte, sprach ihn nun an:

„Was halten Sie davon, Herr Stark? Man müßte es der Welt zeigen, daß wir Soldaten haben. Vorwärts, feste druff! Wie der alte Blücher immer gesagt. Nur keene Bange nicht. Hahaha, wir sind ja zu alt dazu geworden, aber ihr, junges Blut, zeigt mal, was ihr könnt."

Jürgen sah auf das Ordensbändchen, das der alte Rat im Knopfloch trug, und erwiderte ernst:

„Herr Rat, ich glaube, wir Jungen wissen alle, was wir zu tun haben, wenn das Vaterland ruft!"

Da nickte der andere still, lächelte ein wenig, legte die Hand wie zum militärischen Gruß an den Hut und schritt, auf den Stock gestützt, davon.

Es schien Jürgen so, als setzte der Rat seine müden Beine im Rhythmus einer unhörbaren Marschmusik.

Es zieht das Volk das blinkende Schwert.

Am nächsten Tage, es war der 1. August 1914, klebte Eusebius Höllenschlüssel in seiner Eigenschaft als Amtsdiener den roten Mobilmachungsbefehl an die Rathaustür.

Deutschland stand vor dem Krieg!

Man erkannte das sonst so stille Fuchsenberg kaum wieder. Die Menschen drängten auf den Straßen, man wußte von keiner Nacht mehr.

Begeisterte Lieder klangen in den Gassen und auf dem Markt, die Menge vor dem „Stadtboten" war noch viel zahlreicher als an den Tagen zuvor, und überall erzählten die Veteranen der Jahre 1870—71 von den Franzosen und vom Krieg . . .

Florian, der fast zugleich mit der Kriegsbotschaft eingetroffen war, hatte Jürgen aufgesucht.

Er sagte nach kurzem Gruße nichts anderes als: „Na, Jürgen?"

Da antwortete ihm der andere: „Wir gehen freiwillig!"

In dieser Sekunde waren aus den beiden frohen Fuchsenberger Studenten zwei ernste Männer geworden, die ihr Leben dem großen Vaterlande in die Hände gaben, nun, da es in Not war.

In dieser Sekunde wurden sie Soldaten!

Jürgen hatte an Renate geschrieben:

„Das Vaterland braucht uns, die wir seine Jugend und seine Zukunft sind. Wir dürfen nicht zurückstehen, Renate, keiner von uns Studenten, es sei denn, er ist ehrlos. Wir müssen die ersten sein, wenn es gilt, deutsches Land und deutsches Volk zu schützen. Dem Mutigen hilft Gott, Renate! Das ist unser aller Glaube, und er gibt uns die Kraft, den Kugeln der Feinde entgegenzugehen. Wir glauben, daß alles rasch vorüber sein wird und bald die deutsche Fahne sieghaft weht . . . Wir glauben, daß wir bald heimkehren werden, um in wenigen Wochen vor uns selbst

stolz bekennen zu können: Ich war mit dabei, als das Vaterland rief, ich war mit dabei! Nur Feiglinge warten, bis man sie holt. Alle deutschen Studenten melden sich freiwillig zum Kriegsdienst . . ."

Renate hatte ihm geantwortet:

„Du, mein Jürgen! Wenn ich doch bei Dir sein könnte . . . Du! Nun, da das Vaterland ruft, glaube ich Dir: Du mußt dem Rufe folgen . . . ich kenne Dich, und ich fühle mit Dir! Ich will für Dich beten, Jürgen . . . Du wirst gesund und ohne Schaden heimkommen. Als Sieger heimkommen! Gott wird uns helfen."

*

Züge mit Truppentransporten und Kriegsmaterial rollten über die Schienen . . .

Endlos . . .

Freiwillige fuhren zu den Garnisonen, in denen sie hofften, angenommen zu werden.

Krieg! Krieg!

Bei den Schienensträngen, auf den Brücken und auf den Bahnhöfen standen die Menschen und winkten den Truppen zu. Manches gutgemeinte Paketchen mit Liebesgaben flog zum Fenster hinein und wurde kameradschaftlich verteilt.

Es rollten die Züge . . .

Tag und Nacht durch das weite deutsche Land.

Auch wenn es dunkel war und die Lampen auf den Bahnhöfen brannten, erwartete man die Wagen.

Fahnen wehten überall, und begeistert sangen die deutschen Menschen, schicksalsverbunden und einig in den Stunden der Not, das Lied „Die Wacht am Rhein".

*

So fuhr auch Jürgen Stark als einer der ersten von seinen Kameraden nach Berlin, von dem es hieß, daß noch Freiwillige angenommen würden. Fünf Stunden hatte er dort noch Zeit, wenn der Zug den Fahrplan einhielt, dann wollte er sich gleich morgens 7 Uhr in der Kaserne melden.

Diese fünf Stunden sollten Renate und ihm ganz gehören. Kein anderer durfte dieses Beisammensein stören, das vielleicht das letzte dieser beiden Menschen war. Darum hatte er auch alle Dinge, die ihn persönlich angingen, von Fuchsenberg aus schriftlich geregelt, hatte alle Entscheidungen und Entschlüsse dem alten Rechtsanwalt seines Vaters übergeben, der ihn schon als Kind auf dem Arm getragen hatte und sein Vermögen verwaltete.

Er hatte an Renate geschrieben, und nun würde sie ihn auf dem Bahnhof erwarten, obwohl der Zug kurz nach Mitternacht erst in Berlin eintreffen sollte.

Immer wieder sah Jürgen auf die Uhr. Er wünschte, sie möchte schneller gehen, und bangte doch darum, daß die Stunden mit Renate zu rasch vorüber seien . . .

Mit fast zweistündiger Verspätung kam der Zug vor Berlin an. Auf dem Vorortbahnhof war ein Lärm und ein Gewühl, ein hastendes Laufen und Drängen, aus dem heraus Nachricht zu hören war, daß der Zug hier freie Einfahrt abwarten müsse. Genaues war nicht zu erfahren.

Jürgen Stark entschloß sich, den Zug zu verlassen, um nicht ungewiß warten zu müssen. Ihn drängte es zu Renate, die nun schon mehr als zwei Stunden auf dem Ankunftsbahnhof in Berlin auf ihn wartete.

Auf dem Bahnhofsvorplatz war er trotz der Hunderte von Menschen übersichtlicher, die Massen verloren sich auf der Weite des Platzes, und man fühlte freier . . .

Gelb brannten die Gaslaternen im Morgendämmern.

Jürgen wandte sich um und sah die Zeiger über die erleuchtete Bahnhofsuhr gehen. Sein Gesicht wurde bleich . . . Es war 3 Uhr morgens!

Jürgen Stark stand da, sah die Zeiger der Uhr weitergehen, dachte daran, daß er sich um 7 Uhr in der Kaserne melden wollte, dachte an Renate . . . an Renate . . .

Er konnte sich kaum noch zwingen, ruhig zu denken, die eilende Zeit brachte ihn zur Verzweiflung.

Fünf Stunden Zeit hätte er gehabt, wenn der Zug fahrplanmäßig eingefahren wäre. Dann waren es durch die Verspätung nur noch drei Stunden gewesen . . . und es wurde weniger . . . weniger . . .

In plötzlichem Entschluß rief er einen vorüberfahrenden Droschkenkutscher an, bot ihm das zweifache des Fahrgeldes, wenn er schnell fahre . . .

„Wohin denn . . . junger Mann, wohin denn?" fragte der Mann vom Bock.

Da sagte ihm Jürgen den Namen des Bahnhofes, wo Renate auf ihn wartete.

Es war 4 Uhr geworden, als der Wagen am Ziel war. Jürgen stieg aus und bezahlte mit einem Goldstück. Da zog der Mann auf dem Bock den hohen Hut . . .

*

Vor dem Bahnhof ging im grauen Mantel ein Mädel wartend auf und ab.

Das war Renate.

Jürgen schloß sie ohne Worte in seine Arme, sie küßten sich und kümmerten sich nicht um die Vorübergehenden.

„Du . . . ich wußte es ja, daß du kommen würdest . . . ich wußte es ja."

„Mädelchen, du hast so lange warten müssen. Ich bin auf dem Vorortbahnhof ausgestiegen, wo der Zug auf Einfahrt wartete, und dann

hierher gefahren, um schneller bei dir zu sein! Du . . ."

„Ich bin hier seit Mitternacht . . . Jürgen . . . aber ich hätte auf dich gewartet, und sei es wieder Mitternacht geworden. Du, ich hab' dich ja so lieb!"

„Hat dich dein Vater gehen lassen . . . es war doch Nacht, Mädel?"

„Er hat mich bis hierher gebracht, dann ist er gegangen. Seine Gedanken sind bei dir, sagte er, und wenn du Zeit hast . . . er wartet im Café an der Sedanstraße."

Erst jetzt merkten sie, daß sie sich immer noch umschlungen hatten und den Bürgersteig sperrten. Er nahm sein Köfferchen auf und führte sie davon.

Die Gaststätten hatten alle noch offen, sie waren überfüllt, und der Lärm der Gespräche drang bis auf die Straße.

Man sah auch hier wieder überall die Fahnen des Reiches, Soldaten marschierten vorüber, Artillerie zog zum Bahnhof.

„Um 7 Uhr muß ich in der Kaserne sein, Renate, ich werde einen Wagen nehmen, und du fährst mit mir."

Ein tonloses „Ja . . ." war die Antwort.

In ihren Augen standen die Tränen, die sie um seinetwillen verbarg. Sie wollte tapfer sein, so tapfer, weil sie ja sein Mädel war . . .

*

Die Sonne kam.

Die beiden Menschen hatten sich auf eine Bank an einer Promenade gesetzt.

Glutrot war der Himmel gen Osten . . .

Klang nicht von irgendwo das alte Soldatenlied herüber? Das Lied vom Morgenrot?

„Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad,
Ich und mancher Kamerad . . ."

*

Eine Uhr schlug fünf.

Beide zählten die Schläge und wagten doch nicht vom Abschied zu sprechen. Sie verschwiegen das Wort, als könne dadurch das Schicksal aufgehalten werden.

„Du wirst mich nicht vergessen, Renate?" fragte Jürgen.

Sie schmiegte sich an ihn.

„Nein, Jürgen . . . nein, nein!"

Zärtlich strich er ihr übers Blondhaar, und sein Antlitz war wie in Stein gegraben, als er langsam antwortete: „Ich werde wiederkommen, Renate, und wir werden siegreich sein!"

Als er dieses sprach, kamen hell und golden die ersten Sonnenstrahlen und hüllten die beiden Menschen auf der Bank in ihr versöhnendes, wärmendes Licht, als wollten sie in diesem Leid verstehend Tröster sein.

Und es waren Millionen, die in dieser Stunde im Abschiedsschmerz so beieinandersaßen wie Jürgen und Renate.

Es waren Millionen . . .

Väter und Mütter und Mann und Frau . . . und Junge und Mädel . . .

Es wehten vom Maste die Fahnen des Reiches.

Es zog das Volk das blinkende Schwert.

Es ging deutsche Jugend, die Heimat zu schützen.

Irgendwo im Niemandsland.

Und dann war sie draußen, und der Donner der Geschütze zählte Tage, Wochen, Monate und Jahre . . .

Jahre . . .

Auf den Meldungen stand nun der März 1917.

*

Es war eine stille Nacht an der Front.

Der Franzose war verdächtig ruhig, zuweilen erhellten Leuchtkugeln das zerschossene Feld zwischen den Gräben, und wenn sie an ihren seidenen Fallschirmen herniederpendelten, gaben sie dem Stacheldraht zuckende Lichter . . .

Dann fielen jedesmal ein paar Schüsse von drüben und fuhren manchmal in die Sandsäcke, wie Mäuse in den Haferschober. Die Artillerie schwieg hüben und drüben.

*

Sturmtruppführer Leutnant Stark ging fröstelnd durch den ersten Kampfgraben.

Mann bei Mann drängte sich da an die Grabenwand.

Seine Kerls!

Leutnant Stark sah auf den Leuchtzeiger seiner Armbanduhr.

„Noch zehn Minuten . . . langsam fertigmachen!" sagte er zu seiner verwegenen Schar.

Sein Blick fiel auf einen seiner Getreuen.

Es war Matthias, der einst zu Fuchsenberg im „Rautenkranz" Hausdiener und der nun der Kamerad von damals bei Jürgen war.

„Na, dann woll'n wir mal, Matthias . . ."

„Jawohl, Herr Leutnant . . . wir waren schon drüben am feindlichen Draht und haben eine gestreckte Ladung druntergeschoben. Kein Mensch hat was gemerkt."

„Na, dann ist ja alles in Ordnung!" antwortete Leutnant Stark seinem Getreuen aus Fuchsenberg.

Mein Gott . . . Fuchsenberg und der Rautenkranz . . .

Eine Ewigkeit lag dazwischen . . . man dachte an jene Tage wie an ein Kindermärchen, das die Großmutter erzählte . . . Gab es denn so etwas wirklich einmal? Man kannte doch nur den Graben und den Stacheldraht, das Gewitter der

einschlagenden Granaten, den Hunger . . . den Tod und . . . Renates Briefe.

Hatte man nicht immer diesen Stahlhelm getragen, hing denn nicht seit ewig diese Gasmaske an ihrem Riemen?

Leutnant Stark sah auf den Leuchtzeiger seiner Armbanduhr.

„Noch fünf Minuten . . ."

Fünf Minuten noch, dann hieß es alle Sinne zusammennehmen für seine Leute, fünf Minuten noch, dann mußten sie hinaus aus dem schützenden Graben und wie die Wildkatzen übers zerschossene Feld.

Kaum hundert Meter lag der Franzose ab. Wenn man da nicht auf der Hut war . . . hatte nicht umsonst die besten Scharfschützen auf Nachtwache gestellt, der Franzmann . . .

Man mußte hinüber in den feindlichen Graben! Die Division braucht Gefangene. Sie muß wissen, welche Truppen gegenüberliegen in den feindlichen Gräben. Und die Division soll ihre Gefangenen haben!

Es ist noch keine Stunde her, da stand der junge Sturmtruppenführer Stark vor dem das Bataillon führenden Hauptmann auf dem Gefechtsstand, die Hand an der Mütze, von der der rote Mützenstreifen leuchtete, den die Männer des Sturmtrupps nicht mit einem grauen Bande verdecken. . .

„Also, Stark, dann ist alles klar: Auf jeden Fall bringen Sie einen Gefangenen mit! Und wenn es nicht möglich ist, irgend etwas, aus dem wir ersehen können, wer uns hier gegenüberliegt, einen Waffenrock, eine Achselklappe. Die Division will wissen, wer hier jetzt abgelöst hat."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Fest sah der junge Offizier seinen Vorgesetzten an.

„Sonst noch eine Frage?"

„Nein, Herr Hauptmann!"

„Und . . . wünschen Sie . . . irgend jemand . . . besonders benachrichtigt zu wissen, wenn . . ."

„Ich werde wiederkommen!"

„Recht so, Stark! Also dann: Hals- und Beinbruch!"

*

Leutnant Stark sah auf den Leuchtzeiger seiner Armbanduhr.

Tastete automatisch die Uniform ab . . . lockerte den Revolver, fuhr mit der Hand zwischen Wange und Helmriemen.

Dann sah er nach links zu Matthias. Auch der stand bereit.

Von drüben ging zischend eine Leuchtkugel in die Nacht.

Noch einmal prüfte Jürgen in ihrem Licht das zerfetzte Erdreich vor dem Graben.

Neben ihm standen zusammengedrängt die Männer. Am Koppel hatten sie nur, statt des Seitengewehres, den kurzen Dolch der Stoßtruppler, daneben die Pistole, über die Nacken der Männer hingen Sandsäcke, aus denen die Stiele der Handgranaten mit ihren Blechkapseln herausschauten. Dort ließ einer die Drahtschere schnappen, dort wieder hatte ein anderer eine Zeltbahn umgehängt — man konnte ja nicht wissen, ob sie nicht einen verwundeten Kameraden zurücktransportieren half, und dort warf sich einer einen langen Strick um die Schulter.

„Folgen!"

Leutnant Stark schob sich auf Deckung und schlich durch die Gasse, die scharfe Drahtscheren durch das Gewirr des Stacheldrahtes bahnten.

Seine Männer folgten lautlos. Ihnen war es nichts Neues, draußen zu liegen im Niemandsland.

Gebückt huschten Schatten feindwärts und lagen stocksteif, wenn eine Leuchtkugel für Sekunden oder Minuten mit ihrem Schein über das Gelände geisterte. Aufatmend lag die Schar dann zwanzig Meter vor dem französischen Drahtverhau. Mann bei Mann, in einer Reihenfolge, die genau festgelegt worden war.

Jeder weiß, was er zu tun hatte. Tagelang hatte man dies Unternehmen „Fuchsenberg" durchgesprochen und an einer markierten Stellung geübt.

Unternehmen „Fuchsenberg"! Der junge Stoßtruppenführer hatte der Gewaltpatrouille diesen Namen gegeben.

Noch einmal gingen ihm seine Anweisungen durch den Kopf: „5.10 Uhr deutsches Artilleriefeuer auf den ersten feindlichen Graben. Unsere gestreckten Ladungen reißen mit gewaltiger Explosion eine breite Gasse in den feindlichen Draht. Zwei Minuten später verlegt die Artillerie ihr Feuer auf den zweiten französischen Graben. Dann dringt das Unternehmen ‚Fuchsenberg' in den feindlichen Graben ein und macht Gefangene."

Auf seine Männer konnte sich Leutnant Stark verlassen. Das wußte der Sturmtruppführer. Also . . .

Noch hingen die Augen am Leuchtzifferblatt. 5.10 Uhr! „Jetzt!"

Am Horizont flackerte das Mündungsfeuer der Geschütze auf, fauchend kamen die Mienen über die Köpfe der Männer im Niemandsland.

Das Unternehmen „Fuchsenberg" begann.

Leutnant Stark reißt an der Schnur, die hinführt zu den gestreckten Ladungen, die deutsche Pioniere unter das feindliche Drahtverhau geschoben hatten.

Eine Explosion erschüttert den Boden.

Leutnant Stark sprang auf und raste hinein in das Krachen und Splittern. Seine Männer ihm nach.

Flinke Hände schraubten die Verschlußkapseln von den Handgranaten. Eine breite Gasse hatte die Explosion in den feindlichen Draht gerissen. Mit dem Heuwagen könnte man durchfahren, durchzuckte es Stark.

Ach was, Heuwagen! Durch!

Drahtgewirr wollte ihn festhalten, griff mit spitzen Stacheln nach seinem Uniformrock. Fetzen flogen . . .

Durch . . .

Ein Sprung, und Leutnant Stark stand im französischen Graben. Aber schon setzten seine Männer ihm nach.

„Drei Mann riegeln nach rechts ab! Drei Mann rollen den ersten Graben nach links mit Handgranaten auf! Alle anderen folgen!"

Die helle Stimme des Stoßtruppführers ging unter in dem Bersten und Krachen, als er jetzt in den feindlichen Laufgraben einbog, der hinüberführte zum zweiten Kampfgraben.

Leutnant Stark kannte sich aus! Immer wieder hatte er das feindliche Grabensystem auf Fliegeraufnahmen studiert — jetzt mußte gleich der Verbindungsgraben kommen, in dem einige Unterstände lagen, die gesprengt werden mußten.

Gleich . . . Mein Gott, was ist das?

Ist denn plötzlich die Hölle ausgebrochen? Vor und hinter ihnen, neben ihnen auf der Deckung Einschläge über Einschläge . . .

Handgranaten?

Ausgeschlossen . . .

Ein Blick auf die Leuchtuhr überzeugt Leutnant Stark: 5.11 Uhr! Eine Minute hatte das Ganze gedauert bislang . . .

Leutnant Stark lag mit seinen Männern im eigenen Artilleriefeuer !

So schnell waren sie vorgedrungen, so schneidig preschte ihr Angriff vor, daß sie gar nicht mehr daran dachten, daß die Artillerie ja erst zwei Minuten auf den ersten Kampfgraben trommelte, ehe sie das Feuer vorverlegte und den zweiten Graben verriegelte.

Jetzt hieß es ausharren — 60 bange Sekunden ausharren. Die Köpfe duckten sich hinter die Grabenwand, immer wieder stahl sich das Auge zum Leuchtzifferblatt.

Da . . . jetzt . . . die Granaten fauchten weiter, jetzt lag das Feuer weiter hinten.

Leuchtkugeln fuhren hernieder. Leutnant Stark kannte dieses Zeichen: Der Franzose forderte Sperrfeuer an!

Weiter geht's!

Da . . . plötzlich waren sie da. Um eine Schulterwehr herum kamen sie . . .

Achtung! —

Eiskalt war der junge Offizier, als er jetzt die Handgranate abzog. Er konnte sogar noch in Gedanken mitzählen: „Einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig . . ." Berstend krachte sie genau über den Köpfen des Trupps Franzosen.

„Herr!" Leutnant Stark wandte sich zu dem Mann hinter ihm. Es war Matthias, der ihm jetzt die nächste Handgranate abriß und zureichte.

Wieder ein kurzes Zählen, wieder flog der Holzstiel mit dem Blechtopf dem Gegner zu, und wieder fegte sie über ihren Köpfen auseinander.

Und dann stürmten die Männer herum um die Schulterwehr und waren auf einmal mitten zwischen den Gegnern. Junge Fäuste packten zu und zerrten sich einen heraus, und einen zweiten, und wandten sich mit ihnen zurück.

Stark war stolz auf seine Männer, denen er jetzt den Rückzug deckte. Immer wieder reichte ihm Matthias die Handgranaten zu, die der Leutnant hinüberschleuderte . . .

Da — blutigrote Sonnen tanzten plötzlich vor den Augen Jürgen Starks — ein Krachen und Bersten — der junge Offizier nahm es nicht mehr wahr . . .

Eine feindliche Handgranate war hineingefahren in den Stapel von Handgranaten, die Matthias wurfbereit aufgestapelt hatte, um sie seinem Leutnant zuzureichen, alle explodierten sie mit jähem Krach . . . Um Jürgen Stark wurde es Nacht . . .

*

Um 7.20 Uhr gab der Hauptmann die Meldung an die Division: „Unternehmen Fuchsenberg geglückt. Zwei Gefangene. Leutnant Stark und ein Mann werden vermißt."

Grau kam der Morgen. Es begann zu regnen, die Männer standen im Wasser der Gräben.

Nahmen Haltung an.

Der Hauptmann ging vorüber.

„Habt euch brav gehalten! Werden morgen abgelöst! Wir brauchen alle Ruhe!"

Einer fragte: „Und unser Leutnant, Herr Hauptmann?"

Der Gefragte kniff die schmalen Lippen ein.

„Vermißt . . . und bei dieser Hölle heute nacht . . . gefallen!"

Er wandte sich rasch und ging davon. Wollte die Bewegung nicht zeigen, die er in sich fühlte.

Und er sah nicht, wie die Feldgrauen ernst den Helm herunternahmen wie zum Gebet.

„Vermißt . . . und bei dieser Hölle heute nacht . . . gefallen!"

*

In Berlin brach Tage später ein blondes Mädel vor Schmerz ohnmächtig zusammen.

Das war, als die Briefträgerin ihr zwei Briefe zurückbrachte, die über der Anschrift an den Leutnant Jürgen Stark mit Blaustift die kurzen Worte geschrieben trugen:

„Vermißt!" und „Gefallen!"

Zwischen Traum und Wachen.

Als Jürgen die Augen aufschlug, war es Nacht um ihn. Es roch scharf nach Karbol und es war unwahrscheinlich warm und still.

Träumte er?

War das der Tod?

Er konnte nur schwer atmen, aber seine Gedanken waren plötzlich so hellwach, daß sie ihm in den Schläfen schmerzten.

Er wollte sich mit der Hand über die Stirn fahren. Da fühlte er, daß ihm dies unmöglich war.

Er konnte sich nicht bewegen ... wie Blei lagen seine Glieder fest. Nicht einmal den Kopf konnte er wenden ... keinen Fuß, keinen Finger ...

Ganz kühl aber überlegte er. Er zwang sich zum Erinnern.

Was war geschehen?

Mit Matthias hatte er im französischen Graben gelegen ... ja, mit Matthias und den anderen.

Aber da waren ja keine Kameraden mehr ...

Er fiel in einen fiebrigen Halbschlaf. —

Es war noch immer Nacht um ihn, als er zum zweiten Male erwachte.

Oder war es schon wieder Nacht?

Jürgen packte in der warmen Stille ein Angstgefühl; er spürte sein Herz im Körper hämmern und glaubte ersticken zu müssen.

Nur mit Mühe hob er die Brust zum Atmen.

Sonst konnte er sich nicht bewegen.

Wenn er nun keine Luft mehr bekam ... wenn ihm keiner half ... er erstickte ja ... er erstickte ja ... erstickte ...

Im letzten Bewußtsein wollte er schreien, ganz laut schreien ...

Aber es wurde nur ein dunkles Stöhnen.

Sekunden später flammte irgendwo ein Licht auf. Es war nur ein ganz fahler Schein.

Das waren ... Leuchtkugeln ...

Wie zu einem Ring schloß sich dieser Gedanke um Jürgen. Er kehrte immer wieder ...

Da beugte sich ein Schatten über sein Lager.

Eine weiche Hand legte sich kühl auf die brennende Stirn, beruhigend, und in so selbstverständlicher Güte.

Eine dunkle Frauenstimme fragte sanft:

“Comment allez-vous?”

Jürgen hörte die Frage, aber antwortete nicht.

Französisch, dachte er nur, das ist Französisch und ich bin jetzt also bei den Franzosen. Sie fragt, wie es mir geht.

Als ihm dies klar war, wurde es stumm um ihn. Es war wie eine seelische Ohnmacht.

Und wieder fragte sanft die dunkle Stimme der Frau, deren Schatten er nur sah in dem abgedämpften Licht:

“Avez-vous la poitrine très oppressée?”

Automatisch, wie in der Schulklasse, übersetzte Jürgen: „Wird Ihnen ... das Atmen ... sehr schwer?“

Er wollte nicken, aber sein Kopf ließ sich nicht bewegen. Sein Körper war wie gelähmt.

So stöhnte er nur ein heiseres: „Ja ... oui ...“

“Vous devez vous menager, vous devez garder le lit ...” sagte die Stimme, und Jürgen übersetzte wieder wie eine Schulaufgabe: „Sie müssen sich schonen, Sie müssen das Bett hüten ...“

Eine Zeit verstrich. Die Frau hatte die Hand von Jürgens Stirn genommen. Aber er sah ihren Schatten noch neben sich stehen. Man müßte sie fragen, wo ich bin, dachte er und suchte nach den Vokabeln.

“Comment ... s'appelle ... cette maison?” Der Schatten bewegte sich leicht, beugte sich zu ihm nieder und sagte leise:

“Je regrette de ne pas pouvoir vous le dire!”

„Ich kann es Ihnen leider nicht sagen!“

Jürgens Atem ging wieder schwerer. Seine Lippen waren heiß und trocken. Er wollte trinken und übersetzte zögernd: “Je voudrais boire quelque chose ...”

Da flößte sie ihm durch ein Glasröhrchen kalten Tee ein.

Dann verlöschte das Licht wieder. Der Schatten verschwand, Jürgen war allein.

Die Gedanken quälten ihn nicht lange.

Auch sein Herzschlag ging nun ruhiger.

Lichter flimmerten vor seinen Augen.

Leuchtkugeln ... das sind Leuchtkugeln ...

So dachte er, dann versank er erneut in das tiefe Meer der Bewußtlosigkeit.

Und fühlte nicht, wie eine Viertelstunde später der französische Arzt an sein Bett trat ...

*

Nur mühsam gewann Jürgen, den man aus dem französischen Lazarett hinter der Front weiter zurück in ein Krankenhaus gebracht hatte, das Leben zurück.

Er konnte sich auch nach Wochen noch kaum bewegen, die Füße lagen wie tot, und aus den Armen wich die Lähmung nur nach und nach.

Immer wieder lag er tagelang ohne Bewußtsein, sprach dann im Fieber laut von Renate und rief nach Matthias.

Er wußte nicht, daß der Getreue mit zwei Schüssen im Körper wenige Säle weiter im Gips lag.

Jürgen hatte jedes Zeitmaß verloren, er wollte, wenn es ihm besser ging, mehrfach an Renate schreiben, fand aber nicht die Kraft dazu, und immer, wenn er eine der Schwestern, die ihn still und aufmerksam pflegten, ansprach: “Je dois écrire une lettre ...” — „Ich muß einen Brief schreiben ...“ kam die gleiche Antwort: “Adres-

MURINE für Ihre Augen

Ein canadisches Produkt.

Verwenden Sie Murine, um schnell und sicher Hilfe zu bringen, wenn die Augen überreizt sind durch Sonnenglanz, Wind, Staub und Kälte.

Lassen Sie einige Tropfen Murine jeden Abend und Morgen in die Augen laufen, um diese rein und gesund zu machen und zu erhalten.

Brauchen Sie Murine bei müden Augen
Wenn die Augen rot sind
Bei überreizten Augen
Und wenn die Augen jucken

Lindernd Reinigend Erfrischend

Zuerst zusammengestellt im Jahre 1895, wird Murine heute noch hergestellt unter der Leitung von Dr. G. W. McFatrich, einem prominenten Chicagoer Augenspezialisten, der Murine in seiner Privatpraxis brauchte, ehe er es dem allgemeinen Publikum offerierte. Dies Mittel war ein Erfolg vom ersten Anbeginn und wird heute von Millionen Männern und Frauen in der ganzen Welt gebraucht.

Die Wichtigkeit richtiger Augenbehandlung wird von dem allgemeinen Publikum täglich mehr anerkannt. Aber wegen der großen Empfindlichkeit der Augen muß man sehr vorsichtig sein in der Auswahl eines Augenwassers. Murine wird fast allgemein gewählt, weil es so gutes Ansehen bei Augenärzten hat und weil es seit über 40 Jahren die Probe der Zeit bestanden hat.



Murine enthält kein Kokain, Morphin, Alkohol, Belladonna oder andere schädliche Bestandteile. Murine ist **alkalinisch,** keine Säure und kann darum sicher und ohne Angst gebraucht werden für die Augen von Babies wie für die Augen von Erwachsenen.

Murine ist leicht zu brauchen mit dem sanitären Tropfer, der in jedem Päckchen ist und der auch zum Verschließen des Fläschchens gebraucht wird. Da der Tropfer sich auf die Weise stetig in der Flüssigkeit befindet, so wird er vollkommen rein und sauber gehalten.

Murine ist zu haben bei Drogisten, Optometristen und bei allgemeinen Händlern.

THE MURINE CO., INC., TORONTO, ONTARIO

sez-vous au médecin!" — Fragen Sie den Arzt danach!"

Und der schwarzhaarige, sympathische Arzt beschwichtigte und tröstete: "Plus tard, mon ami, dans huit jours . . ." — „Später, mein Freund, in acht Tagen."

Jürgen aber lag dann wieder ohne Bewußtsein.

Der Frühling war gekommen.

*

Im Garten vor dem Krankenhause blühten die Bäume. Jürgen konnte sie von seinem Bett aus sehen und auch den blauen Himmel, der darüber lag. Es ging ihm besser.

Freilich, er konnte ohne Stütze nicht sitzen und seine Beine gehorchten ihm nicht, aber die Arme konnte er bewegen wie ein Gesunder und seine Augen waren wieder klar.

Er sah den weißen Wolken nach und stellte sich vor, daß auch Renate sie sehen mußte und ihre Blicke sich begegnen würden, wenn sie hinaufschaute.

Man hatte ihm auf seine Fragen erklärt, daß man nach Deutschland Mitteilung gegeben habe, Leutnant Jürgen Stark sei schwerverletzt in französische Gefangenschaft geraten, befinde sich aber auf dem Wege der Gesundung.

So hoffte er, daß auch sein Regiment Nachricht erhalten habe und die Post mit dieser Erklärung versah, wenn sie nach Berlin zurückging.

Heute trat der Arzt lächelnd an Jürgens Bett: "On vous a demandé, monsieur" — „Es hat jemand nach Ihnen gefragt!" sagte er bedeutungsvoll.

Der Leutnant sah ihn fragend an.

Da aber kam, schwer auf zwei Stöcken gestützt und von der Schwester geleitet . . . Matthias ins Zimmer.

„Herr Leutnant . . . Herr Leutnant . . ." Das waren die einzigen Worte, die der Brave hervorbrachte. Später erst berichtete er: „Ich habe ja schon so lange mit Ihnen sprechen wollen, aber der Doktor hat es nie erlaubt . . . Endlich . . . weil es Ihnen besser geht! 's wird Frühling, Herr Leutnant, Frühling! Und wir werden wieder gesund!"

Jürgen lächelte glücklich.

„Ich weiß gar nicht mehr, wie alles kam, Matthias. Nur daß wir beisammen lagen, allein, ohne Kameraden, in einem Erdloch, das ist mir noch in Erinnerung . . ."

„Kann ich mir denken, Herr Leutnant, kann ich mir denken. Ich habe ja schon gedacht, die elende Granate hätte Sie mausetot gemacht, so haben Sie neben mir gelegen. War alles voll Blut . . . Aber unsere Kameraden haben vorher doch noch die Gefangenen geholt . . ."

„Und du bist auch verwundet worden?"

„Das kam später, als die Franzosen über uns weggingen . . . Wird schon wieder in Ordnung gehen, wenn der Arzt auch sagt, es kann Monate dauern."

„Wie kamen wir denn in französische Hände?"

„Schneller, als wir dachten . . ."

Die Schwester kam und machte ein Zeichen.

„Ja, so . . ." sagte Matthias, „ . . . Herr Leutnant, ich muß nun wieder gehen. Aber morgen komme ich wieder, wenn Sie wollen!"

„Ich danke dir, Matthias!"

Der wies die Worte mit einem entrüsteten „Aber Herr Leutnant!" zurück und humpelte aus dem Zimmer.

Ein Brief kommt an.

Monate wurden zu Jahren.

Millionen deutscher Helden lagen unter den schlichten hölzernen Kreuzen im zerschossenen Land, unzählige deutscher Frauen waren Witwen, Millionen deutscher Kinder Waisen geworden.

Dann endlich war der Krieg zu Ende.

Ein unglückliches Volk verfiel dem Haß seiner Feinde.

Renate konnte es einfach nicht fassen: War darum vier Jahre lang Krieg und Leid und Not gewesen? Hatten darum deutsche Soldaten gekämpft und gelitten? War darum . . . Jürgen in den Tod gegangen?

Das blonde Mädel war noch schmaler geworden. In ihrem Antlitz las man das tiefe Leid, und ihr frohes Lachen hatte sie verlernt, seit die Briefe aus dem Felde zurückgekommen waren und auch der Kompanieführer ihr auf ein Schreiben in behutsamen Worten mitgeteilt hatte, daß „Leutnant Stark mutig und tapfer und als Soldat seine Pflicht erfüllt hat. Seine Männer haben ihn trotz ärgsten Feuers am nächsten Tage in den Granattrichtern gesucht. Sie haben ihn nicht gefunden. Das Gelände war von dem Trommelfeuer zerhämmert . . . Er lebt in den Herzen aller Kameraden als ein Vorgesetzter, wie er sein soll: Gütig, verstehend und doch stark im Führen . . ."

Gefallen fürs Vaterland? Vermißt?

Renate blickte zu dem kleinen Bilde hin, das ihr Jürgen aus dem Felde geschickt hatte. Da stand er lachend in der knapp sitzenden Leutnantsuniform, hatte die Hände in die Seiten gestemmt und beugte sich zu einem Kätzchen herab, das Matthias in irgend einem zerschossenen Dorf aufgefunden hatte.

„Du . . . Jürgen . . .", kam es leise über die Mädchenlippen, „du mein . . . Jürgen!"

Und sie mußte weinen.

Manchmal glaubte Renate fast daran, daß Jürgen noch lebe, irgendwo in der Gefangenschaft, von wo sie keine Mitteilung erhalten konnte.

Sie hatte versucht, von den verschiedensten Stellen etwas über Jürgens Schicksal zu er-

fahren, und ihr Vater Alexander Förster, der als Oberstabsarzt in Berlin den Befehl über mehrere Krankenhäuser und Lazarette führte, half ihr mit allem Können.

Aber es war nicht viel gewesen, was die Berichte ergaben. Es hieß immer gleichlautend, daß Leutnant Jürgen Stark und der Unteroffizier Matthias Pechner bei einer gewaltsamen Erkundung in der feindlichen Stellung verwundet worden seien und seither vermißt würden.

Es war leer in Renate, nur von Fuchsenberg träumte sie. Sie hatte auch einmal an Pepus, den Wirt, geschrieben, der ihr mitteilte, daß man vor Tagen den alten Leopold zu Grabe getragen hatte.

Der gute alte Leopold und seine liebe Postkutsche . . .

War's nicht so, als sei mit ihm und seinem gelben Wagen die letzte Romantik aus der Welt gefahren?

Renate dachte oft an jene schöne Fuchsenberger Zeit, an den Frühling bei der Ute, an den bärtigen Hadubrand und an jene Nacht, da Jürgen ihr mit der Kappe sein erstes Gedicht geschenkt hatte.

In ihrem kleinen Schreibtisch lag bei Jürgens Briefen, die sie wie ein Heiligtum hütete, das gefaltete Blatt:

„Wenn Mensch und Mensch stumm miteinander geht,
Und Schönheit sucht in herber Alltagsnot . . .
Wenn in den Seelen eine Sehnsucht steht,
Und diese Sehnsucht stärker als der Tod . . .
Wenn die Vernunft dem Fühlen gleichgestellt
Und das Verzeihen bei dem Fordern ist . . .
Dann schwingt in Glockentönen alle Welt,
Und Du darfst wähnen, daß Du glücklich bist."

*

Matthias rollte Jürgen Starks Stuhl durch die hohe Tür hinaus auf die Terrasse des Schweizer Sanatoriums.

Der Kranke nickte nur und sagte dann zu seinem Betreuer: „Du kannst mich ruhig allein lassen, Matthias . . . Die Sonne tut mir gut."

Der andere ging ohne ein Wort. Er wußte es nun schon, daß es keinen Zweck hatte, Jürgen etwas zu entgegnen, denn er blieb ernst und stumm und kein Lächeln fand sich mehr in seinen Zügen.

Der einstige Hausdiener vom „Rautenkranz" zu Fuchsenberg hatte bei Jürgen bleiben können, und er war der einzige, den der Kranke seit jener furchtbaren Stunde um sich duldete.

Jene furchtbare Stunde . . .

Niemals würde Matthias sie in seinem Leben vergessen, niemals . . .

Es war noch in dem französischen Lazarett.

Da war, als Matthias bei seinem Leutnant weilte, der im Rollstuhl am Fenster saß, der schwarzhaarige Arzt in das Zimmer getreten.

„Wann lassen Sie mich endlich wieder laufen, Doktor?" hatte Jürgen lächelnd gefragt.

Und der Arzt hatte nur die Schultern hochgezogen und dann sehr, sehr ernst französisch mit dem Leutnant gesprochen.

Matthias hatte nichts von alledem verstanden.

Bis plötzlich Jürgen aufgeschrien hatte wie ein Tier, seinen kranken Körper im Rollstuhl aufrichten wollte und es doch nicht konnte und dann — unheimlich ruhig geworden — den Kopf zurücklehnte und die Augen schloß.

Tagelang blieb er stumm. Er sprach kein Wort. Nicht zum Arzt, nicht zu den Schwestern und nicht zu Matthias.

Und in diesen Tagen, da er ganz einsam, ganz in sich gekehrt war, wandelte sich Jürgen Stark, der zukunftsfrohe Leutnant, der junge Student, der Dichter eines Fuchsenberger Frühlings, zu einem Menschen ohne Lachen.

Zu einem Menschen, der tot sein wollte, auch wenn er noch lebte.

So stark war die Wandlung, daß Matthias oft glaubte, wirklich mit einem anderen Menschen beisammen zu sein . . .

Nur mühsam ahnte der Getreue, woher dieser seelische Zusammenbruch kam.

Bis Jürgen zu ihm eines Tages die herben Sätze sprach: „Ich werde niemals mehr besser werden, Matthias; der Arzt hat mir gesagt, daß meine Beine gelähmt sein werden mein Leben lang! . . . Ich bitte dich, bei mir zu bleiben, auch wenn der Krieg zu Ende geht. Wir werden wahrscheinlich in die Schweiz gebracht werden. Deine Frau und die Kinder sollen die einzigen sein, die außer meinem guten, alten Rechtsanwalt wissen, daß Jürgen Stark noch lebt . . . Für alle anderen will ich tot sein . . . Für alle, Matthias! Für meine Kameraden, für Florian und . . . meine Freunde, wenn sie noch leben . . . und für . . . Renate Förster! Ich werde den Namen wechseln, Matthias, keiner wird erfahren, daß dieser Krüppel hier ein Jürgen Stark war, der einst zu Fuchsenberg studierte und . . . um Renate Förster freite . . . Ich muß tot sein . . . muß aus dieser Welt gehen . . . für ewig! Ich bin Offizier und fliehe nicht vor dem Schicksal durch feigen Selbstmord. Unter einem anderen Namen will ich das zerbrochene Leben zu Ende führen . . . Lange währt es wohl nimmer . . ."

Im tiefsten erschüttert, obwohl er all die Gründe zu diesem furchtbaren Entschluß seines Leutnants nicht verstand, versuchte Matthias, mit einem Lächeln zu trösten.

Da aber sah ihn Jürgen so leidvoll und ernst aus seinen tiefen Augen an, daß der andere nur ein leises „Ja . . ." hervorbrachte und von dannen ging, seine Tränen zu verbergen.

Es war Frühling 1918 geworden.

Die Sonne schien vom Blauhimmel, die Schmetterlinge taumelten in den Vorgärten auf und nieder, als hätte es niemals ein Leid gegeben in dieser frühlingsfrohen Welt.

An diesem Tage brachte der Postbote einen Brief für Renate Förster, den das Mädel mit tiefem Erblassen in die Hände nahm; denn es war die Handschrift Jürgen Starks.

Mit fliegendem Atem, keiner Ueberlegung mehr mächtig, öffnete Renate das Schreiben. Es war wirklich ein Brief von Jürgen.

Sie fiel in einen Sessel und stützte die Hände auf den Tisch. Sie mußte einen Halt haben, sonst konnte sie die Zeilen nicht entziffern.

Denn ihre Arme zitterten . . .

Und Renate Förster las seit langem zum erstenmal wieder die Worte des Mannes, dem ihre Liebe ewig gehörte.

*

Als Alexander Förster in den Mittagsstunden nach Hause kam, sah ihm Renate nicht wie sonst vom Erkerfenster aus entgegen.

Der Arzt ging rascher als sonst durch das schmale Gartentürchen, eine Unruhe war in ihm, die er kaum kannte.

Als er in das Zimmer seiner Tochter trat, fand er Renate wie leblos auf dem Teppich liegen. Ihre Hand hielt Jürgens Brief.

Alexanders kundige Augen hatten bald erkannt, daß es sich zwar um eine sehr schwere Ohnmacht, sonst aber um nichts Besorgniserregendes handelte.

Behutsam bemühte er sich um sein Mädel.

Die Bewußtlosigkeit ging in einen tiefen Schlaf über . . .

Da las auch Alexander Förster den Brief aus der Schweiz.

Den Brief des totgesagten Jürgen Stark.

Und als er zu Ende gelesen hatte, standen in den Augen des alten Arztes die Tränen.

„Arme Renate!“ sagte er zärtlich. „Mein armes, armes Kind . . .“

Denn Jürgen Stark schrieb:

„Renate!

Ich kann und darf Dich niemals wiedersehen! Erspare mir um unseres Verstehens willen jede Erklärung. Es muß unsere Liebe zu Ende sein . . . Versuche mich zu vergessen . . . Du bist jung, Renate. Und ich . . . weile, wenn Du diesen Brief erhältst, nicht mehr unter den Lebenden. Ich habe Dich geliebt wie keinen Menschen auf dieser Welt. Ich liebe Dich bis zum letzten Schlag meines Herzens. Unser Frühling in Fuchsenberg, unsere junge Liebe, Renate, ist für mich Inhalt jeder Stunde gewesen, die seither kam. Unsere Liebe wird auch Inbegriff meines Sterbens sein . . . Leb' wohl, Renate, lasse mich Dich zum letzten Male mein Mädelchen heißen . . . Lebe wohl . . . und werde glücklich! Glaube an meine Liebe, auch wenn ich Dich freigebe und Dich von Deinem Treuwort entbinde, das Du mir gabst, als wir schieden.

Laß mir Dein Ringlein als letztes Zeichen! Du aber trage meinen Reif nicht mehr . . . Vergiß mich, Renate, vergiß mich!

Das Leben gehört den Lebenden.

Das Leben ist schön . . . ich gehöre nicht mehr zu ihm.

Darum gebe ich Dich frei. Weil Du leben sollst.

So grüßt Dich zum letzten Male in glutender Liebe Dein Jürgen.“

*

Unter dem Namen Ullrich Karsten zog Jürgen Stark dann, als der Krieg zu Ende war, mit Matthias in das Schweizer Sanatorium. Aus Fuchsenberg war später die Frau des wackeren Kameraden mit ihren Kindern gekommen, glücklich und voll Wiedersehensfreude . . . Matthias lebte . . . ihr Mann lebte . . .

Matthias hatte seiner Frau ausdrücklich verboten, auch nur ein Wort davon zu sagen, daß sein Leutnant noch lebe. Sie folgte der Weisung und blieb stumm.

*

An das alles dachte Matthias jetzt, als er seinen Herrn allein ließ.

Und Jürgen, den man nun Ullrich Karsten nannte? Auch er sann über die letzten Monate nach.

Was hatte er gelitten, seit ihm der Arzt die furchtbare Wahrheit sagte . . .

An seine Jugend hatte er gedacht, an seine Liebe zu Renate . . .

Wie Feuerbrand hatte es sich in sein Hirn gefressen, daß er nun ein Krüppel bleiben müsse, den jeder bemitleide.

Und Renate . . . seine Renate?

Er hatte ihr aus der Gefangenschaft nicht geschrieben, ehe er nicht genau wußte, wie es ihm ergehen würde, ehe ihm der Arzt die Wahrheit gesagt hatte, die entsetzliche Wahrheit.

Hätte er sie an sich fesseln sollen, ihr junges, frohes, lachendes Leben durch sein zerstörtes Dasein mit zerbrechen?

Er wußte, daß sie zu ihm geeilt wäre, daß sie ewig bei ihm bleiben wollte . . . ewig . . .

Bei ihm, dem Krüppel . . .

Aber ob sie später nicht doch dem Schicksal gram war, ob nicht nur Mitleid und . . . Pflicht sie später hielten?

Nein, er durfte dieses Opfer um seiner Liebe willen nicht annehmen, er hatte einen Ausweg finden müssen . . . er mußte sie freigeben.

Sie können sich auf FRUIT-A-TIVES verlassen

Sie beheben Verstopfung, Kopfschmerzen, Unverdaulichkeit; Biliosität, Müdigkeitsgefühl; sie reinigen Ihre Nieren, beseitigen Rheumatismus und machen den meisten anderen gewöhnlichen Krankheiten ein Ende.

Fruit-a-tives ist keine gewöhnliche Patentmedizin, sondern die wissenschaftliche Verordnung eines berühmten canadischen Arztes. Das Mittel ist hergestellt aus Fruchtsäften, Kräutern und Stärkungsmitteln — und es ist jetzt das am meisten verkaufte Heilmittel seiner Art in Canada.

Ursprünglich hergestellt mit der Absicht, daß Aerzte es anwenden sollten, wird es seit einigen Jahren in Tablettenform fabriziert und für den allgemeinen Gebrauch des Publikums auf den Markt gebracht.

Fruit-a-tives wirkt auf die Leber, indem es dieselbe reinigt, stimuliert und stärkt; ferner hat es auch eine Wirkung auf den Magen, den Darm, die Nieren und die Haut. Es wirkt auf das System, indem es alle diese Organe zusammen arbeiten läßt, sodaß jedes seinen vollen Teil der Arbeit natürlich und vollkommen tut bei der Verdauung Ihrer Nahrung, beim Herausziehen der Nährwerte und bei der Ausscheidung der Abfallstoffe. Es gibt, wie wir glauben, nichts Besseres für Sie. Es ist bestimmt ein Mittel, das Sie brauchen können mit der vollen Zuversicht, daß Ihre Gesundheit dadurch gefördert wird.

Nur weil Fruit-a-tives solch hervorragende Heilwirkung hat, gibt es so viele Menschen, die sagen, daß es ihnen Besserung, Wohlbefinden und bleibende gute Gesundheit verschafft hat, nachdem viele andere Medizinen fehlgeschlagen haben.

Versuchen Sie Fruit-a-tives und beobachten dann, welch einen Unterschied sie herbeiführen werden in Ihrer Gesundheit und Ihrem Lebensmut.



Halten Sie Ihre Leber tätig!

Und Sie werden sich wunderbar fühlen — Niemals Kopfschmerzen, nie müde, krank, verstopft.

Ihre Leber ist das größte Organ in Ihrem Körper und nebst dem Herzen das wichtigste. Sie tut viererlei. Sie liefert das natürliche Laxiermittel des Körpers, gibt Ihrem Blut die richtige Nahrung, hilft den Nieren und dem Magen, beliefert die Muskeln, Gewebe und Drüsen mit Energie. Sie können sich nicht wohl fühlen, wenn Ihre Leber nicht gesund ist. Das System wird vergiftet und Sie fühlen sich elend. „Fruit-a-tives" machen Ihre Leber schnell gesund. Sie fühlen sich bald wie eine neue Person. Die Formel eines berühmten Arztes — Früchte und Kräuter — hat Tausenden perfekte Gesundheit gegeben.

Ueberall in Drug-Stores und allgemeinen Läden erhältlich—25c und 50c per Schachtel

Hergestellt nur nach der geheimen Formel der

FRUITATIVES PRODUCTS LIMITED - OTTAWA, ONT.



Das junge Mädel hatte an des frohen Jürgen Starks Seite gehört . . . niemals an die des schicksalgezeichneten Ullrich Karsten, des Krüppels.

In den Stunden des seelischen Kampfes war Jürgens Entschluß stählern geworden . . . .

Er wollte sein Schicksal tragen.

Aber er wollte Renate verschonen, dieses Schicksal an seiner Seite zu erleben.

Die Worte des französischen Arztes waren so verstehend: „Sie werden nicht vollkommen gesund werden, Herr Leutnant . . . aber Sie sind Offizier und werden es zu tragen wissen."

Tagelang hatte der junge Mensch mit sich gerungen.

Als es vorüber war, hatte er mit der Ruhe, die alle tragen, denen kein Hoffen mehr gehört, seine Entscheidung getroffen.

Wie gut war es, daß sein alter Rechtsanwalt noch lebte, der dann später — gebunden durch seine Schweigepflicht — alles in Ordnung bringen konnte, was es für Jürgen Stark in Deutschland zu tun gab.

Er bereitete auch die Namensänderung in der Schweiz vor, überwies Geld und kümmerte sich in väterlicher Besorgtheit um alles.

Ohne zu fragen warum . . .

Jürgen Stark = Ullrich Karsten wußte, was er dem Alten verdankte.

Der Abtransport von Frankreich in die Schweiz war nach erst endlos erscheinenden Formalitäten mit den Behörden dann doch verhältnismäßig rasch vonstatten gegangen.

Der Kranke hatte seinen Entschluß, Renate in dem Glauben zu lassen, er sei gefallen, nach Wochen geändert.

Ihn verfolgten Nacht um Nacht die Bilder seiner Phantasie, er sah sie wartend die heimkehrenden Offiziere mustern, er glaubte sie in der Ferne wachen zu fühlen, wie er in diesen Stunden.

Er wußte, daß sie, von Ungewißheit gequält, auf ihn warten würde . . . immer wieder warten, ob er nicht doch noch käme . . . so wie viele heimkehrten aus dem großen, blutigen Krieg.

Sie wird ein Lebenlang auf dich warten . . .

Sie hat es dir ja an jenem letzten Morgen geschworen . . .

Ganz deutlich stand plötzlich wieder jenes Morgenrot vor ihm . . .

Damals . . . als der Krieg begann . . .

*

In dieser Stunde schrieb Jürgen Stark den Brief, mit dem er Renate Förster freigab . . .

Und erst, als er das Schreiben in den Händen des Mädels wußte, war er wieder ruhiger . . .

Sie sollte leben . . .

Ihr frohes, junges Leben leben . . .

. . . Aus Tag wird Jahr; und Jahr um Jahr ist Leben.

Renate Förster lag schwerkrank im Fieber.

Der Abschiedsbrief Jürgen Starks hatte ihre zerrütteten Nerven völlig versagen lassen, und es traten Tage ein, in denen ihr Vater um das Leben seines blonden Töchterleins bangen mußte.

Nach Wochen war das Fieber endlich überwunden.

Renate lag mit wachen Augen, in denen immer noch das große, ernste Fragen stand, auf ihrem Lager.

Warum hatte Jürgen diesen Brief geschrieben? Warum gab er ihr das Treuewort zurück?

Wie große, graue Gespenster umstanden sie die Gedanken. Er hatte eine andere kennengelernt, eine, die besser zu ihm paßt . . . er will die Frau nicht allein lassen, die ihn vielleicht bei einer Verwundung als Krankenschwester aufopfernd pflegte . . . er . . . er . . .

Und Renate grübelte und sann . . . und fand doch nicht den wahren Grund!

*

Es ist seit ewig so auf der Welt, und es wird bis in die Ewigkeit bleiben: Der Alltag kommt und geht mit dem Gleichmut einer Gewohnheit, und er kümmert sich nicht um die Seele, die da leidet und im Weh vergehen will . . .

So unfaßbar war es für das blonde Mädel, daß nun alles so weitergehen sollte wie bisher, daß der Vater sich in die Klinik begab und am Mittag heimkam, daß der Bäckerjunge Brot brachte und die Botenfrau die Zeitung ablieferte.

Und doch zog auch sie der Alltag wieder in seinen grauen Bann; aber sie erfüllte ihre kleinen Pflichten unsagbar müde und ohne Lust.

Alexander Förster ließ sie gewähren. Er wußte ja um das Leid, das sie trug, und er hütete sich, daran zu rühren.

Er führte sie nicht in die Theater oder ins Konzert, um sie zu zerstreuen, er ahnte, daß sie die Menschen in den Sälen bedrückt hätten. Aber er fuhr mit ihr im offenen Wagen durch den Sommer und ließ an einem versteckten märkischen Heidekrug halten. Dort saßen sie unter der alten Linde vorm Tor.

Dann traf ihn ein dankbares Lächeln aus Renates Augen, und er legte mit ruhigem Verstehen seine gütige Hand auf ihren schlanken Arm.

Alexander Förster hatte, ohne daß Renate davon wußte, an die verschiedensten Stellen geschrieben, an die Behörden jener Stadt, deren Namen der Poststempel von Jürgen Starks Brief zeigte.

Es kamen Antworten, die Nachforschungen gingen weiter, und dann kam ein Punkt, an dem

die Spur aufhörte und nichts mehr zu erfahren war.

*

Und doch lebte Jürgen, lebte in einem Sanatorium als Ullrich Karsten.

Sein alter Rechtsanwalt hatte die weite Reise nicht gescheut, um ihn zu sehen. Als er ins Zimmer trat, kam ein freudiges Licht in die Augen des Mannes, der ihn im Rollstuhl erwartete.

Und was sie sprachen, war ernst, aber voller Herzlichkeit.

Später, als der 70jährige Jurist nach Tagen heimfuhr und Matthias ihn zum Bahnhof geleitete, sagte er: „'s ist ein Elend auf dieser Welt, Matthias! Und das Schicksal straft immer diejenigen, die es nicht verdienen, gestraft zu sein . . . Ich wollte, die Franzosenkugel hätte uns den Jürgen ganz genommen . . . dann wäre er jetzt tot! Aber das Leben, das er nun lebt, ist tausendmal schlimmer, als der Tod es sein kann . . ."

*

Ullrich Karsten — und so hieß Jürgen Stark von nun an für alle — hatte den greisen Rechtsanwalt gebeten, ihm, wenn es möglich war, von Renate zu schreiben. Was sie tat, wo sie war und wie es ihr ging. Und der väterliche Freund, der im tiefsten Herzen wußte, wie sehr er dem Kranken sein Los erleichterte, wenn er nach dessen Wunsch berichtete, schickte in jedem Monat einen umfangreichen Brief. Das Schreiben traf stets pünktlich am 10. eines jeden Monats ein, und Ullrich Karsten erwartete es mit Ungeduld.

So las er, wie in einem Buche, von Renates Krankheit, von ihren Fahrten durch den Sommer, erfuhr später davon, daß sie ihr Studium wieder aufgenommen habe und in Berlin die Vorlesungen besuchte.

Sie wollte Kinderärztin werden . . .

Das alles berichtete der Rechtsanwalt, dem es natürlich durch seinen Beruf ein leichtes war, diese Dinge zu erfahren, ohne mit Alexander Förster oder Renate persönlich bekannt zu sein.

*

Aus Tagen wurde ein Jahr; und aus Jahr um Jahr wurde Ullrich Karstens neues Leben . . .

Sie hatten das Sanatorium verlassen, in einem kleinen Haus in den Schweizer Bergen wohnten sie nun, Ullrich Karsten, Matthias und seine Frau. Die Kinder der beiden waren des Kranken liebste Zerstreuung, und er mußte hart mit sich kämpfen, daß er sie später davonließ, einen Beruf zu lernen.

Es wurde stiller im Haus, und Ullrich, der etwas lebhafter geworden war, saß wieder lange Stunden und sann . . .

Und wieder kam ein Frühling . . .

„Jetzt blühen in Fuchsenberg die Bäume an der Ute," sagte Ullrich Karsten eines Tages so unvermittelt zu Matthias, der ihn im Stuhl durch den Garten rollte, daß der andere jäh stehenblieb.

Noch niemals hatte der Kranke von Fuchsenberg gesprochen seither.

Doch schon sprach Ullrich weiter: „Sehnst du dich nach dem Frühling in Deutschland, Matthias?"

Als der Gefragte etwas verlegen abwehrte, setzte der Mann im Rollstuhl seine Rede fort: „Gib es doch nur zu, alter Freund . . . Gib es doch nur zu. Ich sehne mich ja selbst nach Deutschland . . . nach unserer Heimat . . . Matthias . . . Wir wollen nicht länger in der Fremde sein . . . Matthias. Ich will in Deutschland sterben!"

Mit einem „Nach Deutschland, Herr . . . nach Deutschland . . . ich habe es Ihnen nie gesagt . . . aber ich möchte auch heim . . ." ergriff Matthias Ullrich Karstens herabhängende Hand.

Der aber lächelte zum ersten Male seit langen Jahren glücklich vor sich hin.

Heim . . . heim nach Deutschland . . .

Aber es sollte noch Monate währen, ehe die zwei Menschen die Heimaterde betraten, für die sie vier Jahre lang heldenmütig kämpften.

Der alte Rechtsanwalt war sanft ins Jenseits hinübergeschlummert, so, wie er es sich immer gewünscht hatte, und ehe Ullrich Karsten dem Neffen Vertrauen schenkte, der nun des Onkels Praxis übernahm, vergingen lange Wochen . . .

*

An einem herbstlichen Spätnachmittag, es dämmerte schon, fuhr langsam ein geschlossener Wagen mit schwarzen Pferden auf dem Weg zwischen den Kiefern von der Bahnstation dem blauen, märkischen Heidesee zu.

Ein paar neugierige Dorfbuben liefen lärmend hinterdrein und standen dann dabei, als der geheimnisvolle Wagen am Seeufer hielt. Ein Mann stieg heraus, blickte sich suchend um und verschwand dann zu des alten Thomas' Fischerhütte hin, mit dem er bald darauf zurückkam.

„Sie haben mich kürzlich, als die Bauarbeiten beendet waren, in einem großen Fährkahn übergesetzt. Den brauchen wir heute wieder!" meinte der Fremde zu dem alten Fischer.

Der nickte zustimmend: „'s ist schon in Ordnung, Herr Rechtsanwalt!"

Langsam stakte er später sein Boot von der seitab liegenden Bucht an den Steg.

Und was nun geschah, erzählten die Dorfjungen nicht nur ihren Eltern, sondern am nächsten Morgen in der Schule auch dem Herrn Lehrer, der freilich an dem Fall weit weniger Interesse hatte als die Verwandtschaft und dies auch dadurch zum Ausdruck brachte, daß er die Rechenstunde nicht auf eine Minute unterbrach.

Und dabei war es für die Jungen so sonderbar gewesen: aus der schwarzen Kutsche war noch **ein**

zweiter Mann und eine Frau gestiegen, die sich gemeinsam mit dem anderen an dem Wagen zu schaffen machten.

Was sie taten, konnten neugierige Augen nicht sehen, plötzlich aber ließ sich die Rückwand des geschlossenen Wagens zurückklappen und bildete nun eine Rampe, über die man langsam einen Menschen im Rollstuhl auf die Erde fuhr.

Alles andere ging sehr schnell vonstatten.

Der Rollstuhl wurde in den breiten Fischerkahn gehoben, die anderen stiegen ebenfalls ein, und Thomas fuhr sie zu der Insel hinüber, die einst der Dorfjugend zum Robinsonspielen diente, nun aber seit Monaten, wie der Lehrer ihnen einschärfte, zum Betreten verboten war.

Die Jungen hatten sie auch nicht betreten seither, aber vom Kahn aus doch ausgekundschaftet, daß viele Hände das alte, verfallene Schloß abrissen und neu errichteten. Die Handwerker kamen von der gegenüberliegenden Seite des Sees und wohnten im Heidekrug und beim Bachmüller, der sonst auch immer Sommergäste hatte . . .

Mehr erfuhr man nicht.

*

So kehrte im Dämmern jenes herbstlichen Abends Jürgen Stark als Ullrich Karsten heim.

Auf der einsamen Insel im blauen märkischen Heidesee wollte er seinen Träumen leben, dem Erinnern an das frühlingsfrohe Glück, das ihm einst die Welt versprach.

Ihn kümmerte die Gegenwart nicht mehr.

Die kleinen Sorgen trug Matthias Pechner, der Diener und seine treue Frau, und die wichtigen Geschäfte erledigte der Rechtsanwalt, der rasch Verstehen zeigte und Ullrich Karstens Vertrauen errang.

Nur in eine Pflicht hatte Ullrich den jungen Juristen nicht eingeweiht. Er hatte ihm nichts von den Briefen gesagt, in denen er bislang so viel von Renates Leben erfahren hatte. Er hatte ihn nicht gebeten, auch weiterhin Erkundigungen einzuholen. Zuerst scheute er sich, so rücksichtslos seine Seele zu offenbaren, und dann kam ihm eines Nachts die Einsicht, daß er Renate ja freigegeben hatte und kein Recht besaß, sie beobachten zu lassen.

Und auch dieses Opfer brachte der kranke Einsame . . . er versagte sich das letzte Glück, das ihm von allem noch geblieben war.

Nun wußte er nichts mehr von Renate Förster.

*

Graue Tage folgten einander.

Der Herbstwind ließ den See höhergehen, man hörte seine Wellen im Haus, und die Kiefern beugten sich im Sturm.

Fast immer saß Ullrich Karsten im Turmstübchen am Fenster, von dort konnte er auf den See schauen und die Dächer des Dorfes sehen.

Eine Stille war wieder über ihn gekommen, aber es war die Stille einer Erwartung.

Denn Ullrich Karsten lauschte nach innen, lauschte auf das Schweigen seiner Seele.

Bis er dann eines Tages zu Matthias sagte:

„Besorge Manuskriptpapier und alles, was ich brauche, wie damals in Fuchsenberg, Matthias . . . Ich will . . . wieder schreiben . . . wieder . . . Dichter sein!“

So eilig hatte der alte Matthias es noch nie mit seinen Besorgungen gehabt wie an diesem Tage. Er ließ sich von einem Bauern nach der Kreisstadt fahren und holte alles, was sein Herr brauchte.

Wie oft war er in Fuchsenberg für Jürgen Stark zum Buchhändler gegangen . . .

*

Ullrich Karsten schrieb seinen ersten Roman.

Er schaffte mit einem verträumten Lächeln der Erinnerung. Er war glücklich . . .

Denn was er niederschrieb, war seine Liebe, denn was er spiegelte, war Fuchsenberg und alle Menschen, die dort einst gelebt: Renate Förster und der Florian, Pepus der Wirt und Torwarts Annelotte, der alte Leopold und . . . Jürgen Stark.

Alle Namen ließ er anders klingen, und auch das Städtchen trug den dichten Schleier der Unkenntlichkeit.

Und dennoch war's der Fuchsenberger Frühling . . .

Und dennoch war es seine große Liebe . . .

In drei Wochen, in noch nicht einem Monat, war das Manuskript geschrieben. Da las es Ullrich Karsten dem Matthias vor. Dem kamen beim Gedanken an jene Zeit die Tränen in die Augen . . . Er fand kein Wort . . . So wundersam war das, was Ullrich schrieb, man hatte den Glauben, es mitzuerleben . . . mit dabei zu sein.

Zwei Monate später erschien das Buch im Druck.

Und wieder drei Monate später ein zweites und dann ein drittes . . . Alle trugen das Erinnern an Fuchsenberg.

Der Verlag, mit dem Ullrich Karsten zu einem sehr günstigen Vertrag gekommen war, wußte ebensowenig von dem Geheimnis des Dichters, dessen Bücher so starken Anklang fanden, wie alle seine Leser.

Der dringenden Bitte des Dichters, ihn persönlich unbekannt zu lassen, hatte man entsprochen.

Kein Bild gab es von dem berühmten Ullrich Karsten, keiner hatte ihn je gesehen und niemand wußte, wo sein Haus stand.

Viele Leser wandten sich mit Fragen an den Verlag: wie alt der Dichter sei und ob man eine Adresse haben könnte, an ihn zu schreiben. Alle diese Anfragen wurden abschlägig beschieden. Es gab für den Leser nur eine Möglichkeit: Die

Briefe für Ullrich Karsten an den Verlag zu schicken, daß er sie ihm zuleite.

Viele taten es.

Keiner erhielt ein Antwortschreiben mit Ullrich Karstens Namenszug.

Immer ließ er den Verlag die Fragen beantworten.

*

Ullrich Karsten schrieb weiter seine Manuskripte.

Immer stärker wandte er sich nach innen. Sein äußeres Leben war wie ein Scheindasein, er verbrachte es still und einsam.

Aber in seiner Seele blühte es tausendfach, und er lebte im Reich seiner Träume, wie in einer Welt der Wirklichkeit.

„Ich weiß nicht, wer Sie sind . . . noch wo Sie schaffen . . ."

Dr. med. Renate Förster, die seit dem Tode ihres Vaters als Aerztin des Kinderheims nach Georgenstadt gekommen war, kaufte beim Buchhändler am Markt Bilderbücher und Märchenbände für ihre kleinen Patienten.

Der Winter stand vor der Tür, man mußte die Kleinen langsam auf Weihnachten vorbereiten, und da reichten die vorhandenen, arg zerschlissenen Bücher aus den großen Spielkisten nicht aus.

Der Buchhändler, der seit Jahren diese Weihnachtssendung zusammenstellte, half bei der Auswahl und gab manchen Rat.

„Nun möchte ich noch zehn Schwarze-Peter-Spiele," sagte Renate, „und dann bin ich zufriedengestellt!"

Der Händler sah sie über seine Brille an und meinte: „Die schicke ich Ihnen mit den übrigen Sachen morgen zu. Ich habe den ganzen Spielkram umgeräumt wegen der großen Weihnachtswerbung für Ullrich Karsten und finde mich da augenblicklich nicht zurecht." Er deutete mit der Hand auf die gegenüberliegende Wand, an der ein breiter Tisch sonst seine „Spielwarenabteilung" darstellte. Heute hatte er dort kunstgerecht Werbeplakate für Ullrich Karsten, den deutschen Dichter, und alle seine bisher erschienenen Bücher aufgebaut.

„Ich habe bislang noch niemals etwas von Karsten gelesen, meine Buben und Mädel lassen mir keine Ruhe zum Buch. Aber man hört und liest ja überall von ihm. Ist er wirklich ein Großer?" So fragte Renate den Buchhändler und trat näher an den Tisch heran.

Ein Werbezettel leuchtete ihr entgegen. Er zeigte eine bunte Studentenmütze und einen Fliederzweig.

Es war das Titelblatt zu „Studenten".

Studenten . . .

So eine Mütze hat Jürgen damals auch getragen, dachte Renate, und im Erinnern überhörte sie fast die Antwort des Buchhändlers.

„Es ist so sonderbar mit seinen Büchern. Wenn man sie liest, dann fühlt man sich plötzlich selbst angesprochen. All das Leid, das er schildert, all das Glück, das er erleben läßt, ist wie eigenes Leid und Glück, so stark, so suggestiv wirken seine Worte . . . Er schreibt viel von Frühling, er schreibt von der Liebe im Mai, von Studenten, blonden Mädeln und der Postkutsche . . . er schreibt vom Glück, und doch fühlt man überall die Träne, die ihm im Augenwinkel blinkt . . ."

Renate Förster hatte einen Band aufgeschlagen und fragte beim Durchblättern weiter: „Was ist er denn für ein Mensch? Man sagt, keiner kenne ihn . . ."

„Das stimmt, Fräulein Doktor, auch der Verlag will ihn angeblich nie gesehen haben. So steht es in den Zeitungen. Freilich, ich halte es für einen Reklametrick . . . Vielleicht ist's der Verlagsdirektor selber!"

„Schon möglich . . ." Renate sagte es abwesend, denn sie hatte sich in einige Seiten des Buches „Studenten" vertieft und las sie aufmerksam.

Zuerst war es wohl nur Interesse, dann aber ergriff sie Ullrich Karstens geschriebenes Wort; sie hätte sich am liebsten niedergesetzt und das Buch von Anfang bis Ende gelesen.

Da das unmöglich war, behielt sie das Buch in der Hand und sagte dem Buchhändler: „Schicken Sie mir alle Ullrich-Karsten-Bücher, die Sie haben . . . Dieses hier nehme ich gleich mit! Die Sendung geht auf meine persönliche Rechnung."

*

Am gleichen Abend, als die Jungen und Mädel in ihren Nachthemden im Bett lagen und Renate mit der Oberschwester den letzten Rundgang durch die Schlafsäle gemacht hatte, nahm sie wieder Ullrich Karstens Werk in die Hände.

Sie sah lange auf den Titel mit der Mütze unter dem Fliederzweig.

„Studenten."

Und dann begann Renate Förster die Worte zu lesen, von denen sie nicht wußte, daß Jürgen Stark sie geschrieben hatte, Jürgen Stark, der nun Ullrich Karsten, der Dichter, hieß und ein Krüppel war.

Und als sie las, trat stärker als bisher in der Erinnerung der Frühling in Fuchsenberg wieder in ihr Leben, sie glaubte alles wieder um sich zu sehen, den „Rautenkranz", die Postkutsche, Florian und die Ute und . . . Jürgen!

Wie im Fieber las sie.

Und sie brach am Schlusse über dem Buch zusammen und weinte . . . weinte bitterlich.

All das Leid, ihr Leben, all das schicksalsschwere Dulden, das sie in sich trug und das sie so ernst machte, brach in dieser Stunde hervor, da ein

anderer, stärkerer diese Gefühle durch seine Worte zum Klingen brachte.

Es war nicht Fuchsenberg und Renate Förster, deren Leid da im Buche stand, aber es war doch das gleiche, tiefe Leid einer jungen Liebe im frühlingsfrohen Mai.

Renate las in den folgenden Tagen und Nächten alle Bücher, die Ullrich Karstens Namen auf der Titelseite trugen; las sie alle.

Und sie fühlte sich von dem Dichterwort sonderbar angesprochen, ja, sie stand fast suggestiv unter seinem Bann und sträubte sich nicht gegen dieses Unerklärliche.

Alle Welt sah sie nun mit Ullrich Karstens Augen, jeden Sonnenstrahl, jede Stille nahm sie mit seinen Worten in sich auf.

Diese Bindung wurde stark und stärker, sie glich einem restlosen Verstehen zweier Menschen, und doch verstand Renate es nicht zu deuten, dennoch zog sie aus diesem rätselvollen Miteinanderschwingen nicht den letzten Schluß, dennoch kam ihr nicht in den Sinn, daß es Jürgen Starks Seele war, die Ullrich Karstens Bücher barg . . .

*

Der einsame Dichter, der auf der Insel im Heidesee von seiner Liebe träumte, ahnte nicht, wie nah ihm seine Renate seelisch war.

Bis er eines Tages aus dem stillen Schaffenwollen, das in ihm stark geworden war, jäh aufgeschreckt wurde und sich Nacht um Nacht in neuen Kämpfen fand.

Das war, als der Verlag ihm mit anderen Lesebriefen an den geheimnisvollen Ullrich Karsten auch ein Schreiben sandte, das als Unterschrift einen Namen trug, der dem Dichter wie ein Glutstrom durch die Adern schlug.

Es war der Name . . . Renate Förster.

*

Und doch war das nichts Wunderliches.

Es gab für Renate keine Frage und keine Ueberlegung. Sie schrieb an den Dichter dieser Bücher so wie viele Menschen an ihn schrieben . . . Sie bat den Verlag, ihren Brief weiterzuleiten und dem geheimnisvollen Verfasser zuzustellen, den niemand kannte und von dem man nicht wußte, ob er in Berlin oder in einer Berghütte seine Romane ersann.

Ihr Brief barg keine Frage, auf die es zu antworten galt, es waren Dankesworte an Ullrich Karsten, den Dichter.

Renate Förster schrieb:

„Ich weiß nicht, Ullrich Karsten, ob Sie diesen Brief einmal in Ihren Händen halten werden . . .

Es ist auch noch nicht unbedingt für mich, ob ich ihn an Sie sende. Aber es ist mir Bedürfnis, an Sie, den Dichter, zu schreiben. Und wenn Sie dieses Schreiben wirklich zugestellt erhalten, dann lächeln Sie Geheimnisvoller nicht über die Frau, deren Seele Ihren Büchern so seltsam verbunden ist.

Durch einen Zufall, einen glücklichen Zufall — ich suchte für meine kleinen Patienten Märchenbücher aus — fand ich das Buch mit dem Fliederzweig überm bunten Mützentuch . . . Ihr Werk ‚Studenten'.

Ich las es und . . . las alle Ihre Bücher.

Vielleicht fühlen viele Ihrer Leser so wie ich, vielleicht ist es gar keine Besonderheit, Ullrich Karsten, daß mich Ihre Bücher so im Tiefsten packen wie selbst erlebt . . .

Ich weiß das nicht!

Und weiß auch nicht, ob Sie tausend solcher Briefe bekommen und schon darüber lächeln . . .

Nein, lächeln würden Sie nicht! Wenn Sie so sind, wie Ihre Bücher erzählen.

Aber es ist Ihnen dann wohl schon vertraut, was ich schreibe, und Sie können kaum noch begreifen, wie tief Sie mich mit Ihrem dichterischen Schaffen bannen.

So schreibe ich Ihnen trotz allem.

Und danke Ihnen für das Leben, das Sie mir so geschenkt.

Denn es ist ein Leben, in das mich Ihre Bücher führen, ein Leben, das ich einst gelebt mit all dem Glück und all dem Leid einer großen Liebe.

Dieses Leben hat das Schicksal mir zertrümmert.

Sie lassen es in meiner Seele neu erstehen. Als Erinnern zwar nur und wie in Pastell gemalt, so zart . . . aber es ist doch da . . . Und ich fühle mich glücklicher, seit ich Ihre Bücher las . . .

Eine Kinderärztin, Ullrich Karsten, ist kein Dichter, und wenn sie einst auch an der Seite eines Dichters durch den Fuchsenberger Frühling wanderte, der so sehr Ihrem Buche ‚Studenten' gleicht, so setzt sie die Worte doch ohne Geschick und im Gefühl unendlich wirr.

Das verzeihen Sie mir!

Wer Sie auch sein mögen, Ullrich Karsten, wo Sie auch schaffen . . . ich danke Ihnen!

Renate Förster.

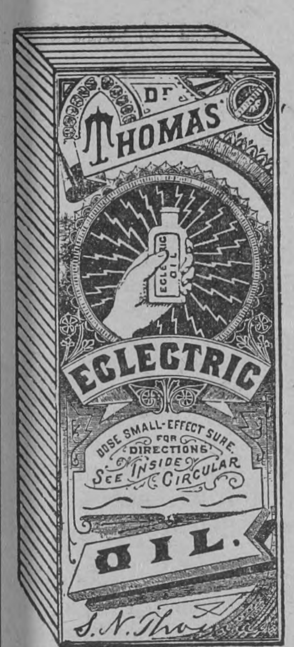
*

Hundert Gedanken standen um den Dichter, als ihn dieser Brief in seiner Inseleinsamkeit erreichte.

Wie ein Stern war in sein stummes Leiden plötzlich für Sekunden ein Hoffen gefallen und jäh verflammt, wie es erglomm . . .

Er fühlte das schicksalhafte Wunder, das ihn mit Renate wieder zusammenführte, er hätte beten wollen, so fromm war ihm in diesen Sekunden zumute vor dem Unfaßbaren.

Oder war es kein Wunder, dieser Weg der bei-



Dr. Thomas'

ECLECTRIC OIL

Wirksam in allen Familien gebraucht gegen Husten, Erkältungen; um Schnittwunden, Brandwunden, Geschwüre und Quetschungen zu heilen; zur Hilfe bei rheumatischen Schmerzen, wehem Hals, Muskel-Anstrengungen und Zerrungen.

Unerreicht gut in seiner Heilwirkung bei Geflügel, wenn es an Roup, Erkältungen und verwandten Krankheiten leidet, bei Geschwüren, Fleischwunden usw.

Von großem Nutzen in der Behandlung von Pferden und Vieh bei Kolik, Rotze, Scours, Sweeney, Curbs, Wundreiben, Corks, Rißwunden, Gargets, schlimmen Zitzen usw.

In Canada verkauft für über 60 Jahre.

Alleinige Eigentümer:

NORTHROP & LYMAN COMPANY, LIMITED
TORONTO, CANADA

KELLOGG'S ASTHMA RELIEF



Ein äußerst wirksames Mittel zur Linderung von Asthma und Heufieber. Die heilenden Dünste von brennenden Kräutern beseitigen schnell das Gefühl des Erstickens, indem sie die Luftkanäle reinigen und die gereizten Schleimhäute lindern. Wirkt sicher und bestimmt, Es ist nicht nötig, ruhelose, schlaflose Nächte zu verbringen. Versuchen Sie es und überzeugen sich.

Seit über vierzig Jahren im Gebrauch. Zwei Größen: 25c und $1.00.
Hergestellt von



NORTHROP & LYMAN COMPANY, LIMITED
TORONTO, CANADA

Wird verkauft von Ihrem nächsten Händler. Wenn Ihr Händler Sie damit nicht versehen kann, dann können Sie es bestellen, indem Sie in Ihrer eigenen Sprache schreiben an: Ukrainian Booksellers and Publishers Ltd., 660 Main Str., Winnipeg, Man.

den Menschen zueinander, trotz Krieg und Leid, trotz Einsamkeit und Namenswandel?

War's nicht ein Wunder?

Ullrich Karsten rang Nacht um Nacht mit sich: Sollte er an Renate, an sein Mädelchen schreiben, daß er ja Jürgen sei, ihr Jürgen aus Fuchsenbergs fröhlicher Zeit? Sollte er sie herkommen lassen auf die Insel im See?

Oder . . . sollte er stark bleiben, sollte er Ullrich Karsten heißen für ewig und ausgelöscht sein lassen, was Jürgen Stark vor Jahren einst erlebte?

Eine Woche lag seine Seele im Kampf.

Dann hatte er sich entschieden, Renate fremd zu bleiben, fremd für ewig.

Er wollte ihr die Ruhe nicht nehmen und das Glück, das ihr seine Bücher brachten.

Er wollte sie nicht noch mehr weinen lassen . . .

So schrieb ihr Jürgen Stark seinen Gruß als Ullrich Karsten zurück. Der Verlag nahm den kurzen Brief in die Schreibmaschine und sandte ihn an Renate. Wie man es immer mit des Dichters Briefen tat.

Sie aber war beglückt, daß ihr der Dichter schrieb, und sie fühlte sich ihm dadurch noch näher und noch mehr verbunden.

Nach Monaten, als ein neues Karstenbuch im Druck erschien, schrieb sie wieder an den Dichter, sprach von dem Eindruck, den das Werk auf sie gemacht habe, und sagte manche Wahrheit in ihren Zeilen, die Ullrich Karsten wohl verstand.

So ging und kam Brief um Brief.

Renate schrieb, Ullrich antwortete, und umgekehrt.

Niemals hatte Renate den Wunsch geäußert, mit dem Dichter persönlich bekannt zu werden.

Und das beruhigte Ullrich Karsten.

Sie schien es gar nicht zu interessieren, wie der verehrte Dichter aussah, denn obwohl er von ihr auf seine Bitte ein Bild erhalten hatte, das sie mit ihren kleinen Genesenden im Park des Kinderheims zeigte, war kein Wort von ihr gefallen, ein Bild des Dichters zu haben.

Es war für Renate ja eine Seelenkameradschaft, und sie fragte gar nicht danach, wie der Mann aussah, dem diese Seele gehörte.

Sie trug in ihrem Herzen das unverlöschbare Bild ihres Jürgen.

Strahlend und unvergleichbar als ihre Idealgestalt des Mannes.

Da fand kein anderer mehr Platz . . . Keiner . . . keiner . . .

Auch nicht Ullrich Karsten.

*

Sie wurden in ihren Briefen rasch verstehende Freunde miteinander, Renate Förster und Ullrich Karsten, sie schrieb ihm ihre kleinen Sorgen und der Dichter tröstete mit Weltweisheit und Güte . . .

Und ließ nicht fühlen, daß ihm das Herz dabei zerspringen wollte.

Das einsame Herz Ullrich Karstens, des Dichters, das doch Jürgen Stark gehören wollte, dem jungen, frohen Jürgen Stark, der einst zu Fuchsenberg Renate Förster liebte . . .

*

So war die Geschichte, die der einsame Dichter mir und meinem Hund erzählte, als wir in jener blauen Nacht auf der Insel im Heidesee waren . . .

Hast du's vergessen, mein Leser, daß uns Thomas, der Fischer, hinüberfuhr zu jenem rätselhaften Hause, daß uns Matthias grüßte und uns zu Ullrich Karsten führte. Zu . . . Jürgen Stark.

Hat dich das Leid, das Schicksal so gebannt, daß du nichts mehr von Ullrich Karstens Frage weißt, der mich nach Georgenstadt fragte und nach Renate Förster?

Nun finde dich zurück, der du wie ich in dieser Nacht dem Wort gelauscht, das von Ullrich Karstens zerbrochenem Leben sprach, von Fuchsenberg, vom Krieg. Nun finde dich zurück!

Denn noch ist alles, wie's vor Stunden war.

Auf dem Altan vom Haus im See sitzt schweigend wieder Ullrich Karsten, mein schwarzer Hund steht mir zur Seite und hat den Kopf auf meine Knie gelegt.

Und es ist still um uns, so still.

Nur die Uhr vom Dorf schlägt wieder, aber ich zähle ihre Schläge nicht.

Es ist mir, als klängen die Worte des Dichters noch, als seien sie mitten in dieser Heidenacht stehengeblieben, wie wartende Gestalten.

*

Der Einsame spricht nach einer langen Pause weiter: „Nun wissen Sie, warum es mich bewegte, als Sie von Georgenstadt sprachen, warum ich nach Renate Förster fragte . . . warum ich Ihnen, dem Fremden, so alles . . . alles erzählen mußte."

„Ich danke Ihnen, Ullrich Karsten!" so antworte ich, „ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir schenkten. Und nun lassen Sie mich mit meinem Hund von Ihrer Insel gehen. Was Sie erzählen, hält mich tief im Bann. Verzeihen Sie, wenn mir jedes Wort unendlich Mühe macht. Erst wenn ich wiederkomme, lassen Sie mich sprechen!"

„Ich verstehe," meint der Dichter leise, „o . . . ich verstehe Sie ja."

Da reiche ich ihm meine Hand und verlasse mit Nero das einsame Haus.

Im Kahn, den der alte Matthias hinübersteuert, zu meinem kleinen hölzernen Haus am Ufer, kühle ich mit Wasser meine glühende Stirn.

Und immer, wenn ich Matthias ansehe, muß ich daran denken, daß er ja all das miterlebte,

was mir der Dichter in dieser Nacht erzählte, daß er ja einst in Fuchsenberg zum „Rautenkranz“ gehörte, und Leopold kannte, den Posthalter. Und auch Renate . . .

Es ist wie eine große Frage.

Die Tage gehen und ich bin noch nicht wieder über den See zur Insel gefahren. Ich fühle, daß Ullrich Karsten in seiner Einsamkeit bleiben will und ich sehne mich auch nach der Ruhe des Alleinseins.

Mir gehen viele Gedanken nach, und all das Geschehen um Ullrich Karstens Leben steht wie eine große Frage vor mir, auf die es wohl eine Antwort gibt, nur, daß man diese Antwort nicht fand.

So ungelöst, so unerfüllt ist dieses Einsamen Leben, obwohl alles sich zum Ringe schließen will und das Schicksal den Kreis fügte, der Jürgen und Renate wieder nahe brachte.

Ein einziges Teilchen dieses Lebensringes fehlt noch, dann wäre er geschlossen.

Und ich weiß, daß dieses letzte Schließen niemals das Schicksal tun will. Es hat alles gefügt, es hat alles wohl geleitet und fast ein Wunder vollbracht.

Nun soll der Mensch den letzten Weg allein gehen.

Nun muß Ullrich Karsten, zu dem die Briefe Renate Försters ins Haus kommen, sich zu der Frau bekennen, die er liebt. Nun muß Ullrich Karsten wieder Jürgen Stark werden . . .

So will es das Schicksal.

Und dennoch wird der Einsame auf der Insel niemals diesen Schritt tun. Er hat Jahr um Jahr mit sich gerungen, er hat das Leid getragen Tag und Nacht.

Ich weiß, daß sein Entschluß klar und unantastbar ist.

Niemals wird er vor Renate sein Geheimnis enthüllen.

Niemals . . . es sei denn, man zwingt ihn.

Und wenn man ihn zwingt, wird er glücklich sein.

*

Drei Nächte wache ich, schlafe kaum und sitze mit meinem schwarzen Nero vor meinem Haus.

Ich sehe in die Nacht und sinne und wäge.

Dann gebe ich Thomas, dem Fischer, einen Brief an Ullrich Karsten mit zur Insel.

Ich schreibe, daß ich für Tage verreisen muß. Wenn ich in die Heide zurückkomme, will ich ihn besuchen.

*

Ahnst du, mein Leser, daß ich mit meinem Hund kaum zweimal zehn Stunden später auf dem kleinen, seitab der Stadt gelegenen Bahnhof Fuchsenberg an der Ute aus dem Bimmelbähnle steige?

Und ahnst du auch, warum es mich dorthin zog, in jenes kleine Studentenstädtchen, das du an meiner Seite nun durchschreiten sollst?

Es hat sich viel gewandelt in dem alten Städtchen, doch wie einst stehen seine Giebelhäuser schiefdachig an allen Gassen, der Marktplatz sieht mit arg verwundertem Gesicht auf unsere Zeit, die sogar hier nach Fuchsenberg . . . Automobile schickte.

Ich frage mich, indeß mein schwarzer Hund mir voranspringt, im Stillen nach dem Grund meines Hierseins, grüble, warum es mich hierherzog und was ich hier suche.

Hat mich Ullrich Karstens Erzählung neugierig gemacht?

Nein, dazu waren seine Worte zu ernst!

Suche ich hier nach Erklärung für sein erschütterndes Schicksal?

Nein . . .

Ich will hier, wo Jürgen Starks Liebe begann, den Schlüssel finden, der zum Ende führt.

*

Noch ist mir selbst alles unklar, noch ahne ich nicht, wo dieser Schlüssel zu finden ist, aber ich hoffe hier in Fuchsenberg Menschen zu finden, die damals mit Jürgen Stark beisammen waren. Und sei's nur Pepus, der Wirt vom „Rautenkranz“.

Denn das weiß ich: Wenn ich Ullrich Karsten glücklich machen will, wenn er zu Renate Förster zurückfinden soll, dann muß er sich zurück zum Jürgen Stark wandeln, muß wieder — ohne Tarnung — der Mensch sein, der er einstmals war.

Und diese Wandlung können nur Menschen in ihm auslösen, die ihm damals Freunde und Vertraute waren.

Das sind meine Gedanken, als ich durch die Gassen schreite.

Fast glaube ich alles wiederzuerkennen, wie's der Dichter mir erzählte und ich gehe wie im Traum meinen Weg.

Seitab von den Hauptstraßen und fern vom Marktplatz gibt es noch viele romantische Winkel in Fuchsenberg, alte wunderliche Häuser mit sonderbaren Läden, geschmiedetem Gitterwerk und winzigen Fenstern.

Dann sprudelt plötzlich von der Seite die Ute herbei und ich stehe auf einer gemauerten, kleinen Brücke, die weiter führt und hin zum alten Stadttor, dessen Spitzgiebel ich von ferne sehe.

Diesen Weg sind sie oft gezogen, Fuchsenbergs frohe Studenten, muß ich denken, diesen Weg sind sie oft gegangen, und Alexander Förster war schon zum Ständchen am Torwarthaus . . . Nun gehe ich selbst den Weg.

Sanft senkt sich das holprige Pflaster dem Tore zu, die Häuschen schieben sich ganz eng zusammen, als seien sie die Schildwache für die Mauern, und dann ragt wuchtig und mit starkem Trotz das Stadttor auf.

Suchend geht mein Blick umher.

Dort drüben, das Haus mit seinem niedrigen Zaun, muß wohl das des alten Torwarts sein und aus dem kleinen Fenster droben steckte oft das Töchterlein den braunen Lockenkopf.

Ich will ein wenig sinnend weitergehen, will von den Mauern her die Fuchsenburg beschauen, die alte Ruine, in der Jürgen Stark mit Hadubrand lebte, ich will ein wenig sinnend weitergehen, da . . . trägt mein schwarzer Hund die Schuld, daß ich jäh den Schritt verhalte und ihn — Böses ahnend — scharf zu mir rufe.

Aber Nero hört nicht.

Er tollt bellend und springend am Gartenzaun vom Torwart auf und ab und, wie ich nun entdecke, streitet er sich mit einer gelben Bulldogge, entsetzlich anzusehen und wahrhaft angsterregend.

Die beiden Hunde kläffen eine Zeit.

Ich gehe langsam näher, um Nero — wie ich's immer tue — beim Halsband fortzuführen.

Er sieht mich dann stets von der Seite an, hat ein entsetzlich böses Gewissen und umschmeichelt mich, so gut er kann.

Eben will ich sein grünes Halsband fassen, da naht vom Hause her das zweite Herrchen, wohl der Besitzer der Bulldogge und ruft sie scharf zurück.

„Grabsch . . . hierher . . . wirst du wohl hierherkommen, Grabsch . . ."

Grabsch!

Wo habe ich den Namen schon gehört? Mir geht es durch den Sinn, daß er in Verbindung mit Ullrich Karsten an mein Ohr gekommen ist.

Aber wie und in welchem Zusammenhang?

Der rundliche Mann hinter dem Gartenzaun steht dicht bei mir. Unsere Hunde haben sich beruhigt und messen sich nur mit gespanntem Blick.

„Wollen Sie zu mir?" fragt mich der andere, „dann warten Sie bitte, bis ich den Grabsch eingesperrt habe. Die Hunde beißen sich sonst tot . . ."

„Sie müssen verzeihen," antworte ich, „aber ich habe kein Anliegen an Sie, will auch nicht zu Ihnen . . . nur der Name Ihres Hundes hat mich interessiert. Sie rufen ihn . . . Grabsch . . . wenn ich nicht irre."

„Ja . . . ein seltsamer Hundename! Aber ich hatte eine treue Bulldogge, als ich noch Student war. Sie war gleichsam ein Musterexempel. Seit sie tot ist, habe ich schon den dritten Hund. Es waren alles Bulldoggen und ich habe sie alle Grabsch gerufen . . . zur Erinnerung an schöne Tage . . . gleichsam!"

Er lacht.

Und ich weiß auf einmal, woher mir ein Hund mit Namen Grabsch bekannt ist.

Florian, der dicke Florian Krüger, hatte, wie Ullrich Karsten mir's erzählte, seinen Hund so gerufen.

Ist jener Mann im Garten Florian?

Soll ich hier den Schlüssel finden, den ich suche?

Mir erscheint dies alles wie ein Zufall, dem ich nicht glauben will und ich gehe nach stummem Gruß zu dem Manne hin mit meinem schwarzen Hunde weiter.

Auch der Mann im Garten wendet sich mit seinem Grabsch zurück.

Da bleibe ich stehen und rufe ein lautes, fast unbeherrschtes „Halt!" hinter ihm drei. Ich finde im Ungestüm kein anderes Wort.

Denn eben habe ich neben der kleinen Gartentür ein weißes Schild mit schwarzen Buchstaben gelesen, das kündet:

Dr. Florian Krüger
Rechtsanwalt

Und dieses Schild, das mir so kurze und deutliche Aufklärung über den Fremden im Garten bringt und mich mit einem Male die Möglichkeit ahnen läßt, dem Einsamen zu helfen, der auf der Insel im Heidesee sein Leiden lebt, ließ mich dieses „Halt!" rufen.

Der Mann hat sich bei meinem harten Ruf verwundert umgewandt. Ich rufe ihm über den Zaun einige Worte zu, die ihn wieder nähertreten lassen.

„Verzeihung," so sage ich nun, indeß die Hunde wieder einander anknurren, „Verzeihung . . . aber wenn Sie Dr. Florian Krüger sind, dann . . . habe ich vielleicht doch ein Anliegen. Ein seltsames zwar, aber eines, das Ihnen Freude bringt . . ."

„Solche Mandanten sind selten!" lächelt der „Ewige" und ich erkenne ihn nach Ullrich Karstens Schilderung wieder, nur die bunte Mütze fehlt auf dem haarlosen Haupt.

„Darf ich Sie zu mir herein bitten?"

„Aber unsere Hunde?"

„Warten Sie bitte, ich sperre den Grabsch ins Haus . . ."

Er geht davon und kommt bald darauf ohne Grabsch zurück.

Enttäuscht schaut Nero durch den Zaun.

*

Dann sitzen wir im Garten.

Es ist später Nachmittag, die Sonne wirft von den Mauern schwere Schatten auf rotgoldenen Grund, Nero liegt vor der Tür zum Haus, in dem ganz leise Grabsch hörbar ist.

„Und was ist es, das Sie zu mir führt?"

Ich zögere.

Geplagt mit Verstopfung?

Erhalten Sie Linderung auf diese einfache, angenehme Weise!



15 Cents und 35 Cents

Bei allen Drogisten oder per Post von

Deutsche Buchhandlung

660 Main Street - Winnipeg, Man.
10168—101. Street - Edmonton, Alta.
138 W. Hastings Street - Vancouver, B.C.

EX-LAX ist die angenehme, wirksame, moderne Weise, ein Abführmittel zu nehmen.

EX-LAX schmeckt wie feine Schokolade. Es ist gründlich und zuverlässig, jedoch **milde** in seiner Wirkung. Es wirkt — ohne Anstrengung und Schwierigkeiten.

EX-LAX ist das beliebte Abführmittel von Millionen Menschen — ebenso gut für Kinder wie für Erwachsene. Versuchen Sie EX-LAX, wenn Sie das nächste Mal ein Abführmittel brauchen.

EX-LAX

Das Original Schokolade-Abführmittel

Gebrauchsanweisungen

Man nehme EX-LAX am besten kurz vor dem Schlafengehen. Die richtige Dosis wird Ihnen angenehme Linderung bringen.

Folgen Sie diesen Gebrauchsanweisungen. Für Erwachsene: Gewöhnliche Dosis, eine Tablette. Wenn es ein hartnäckiger Fall ist — zwei Tabletten. Wenn Abführmittel bei Ihnen gewöhnlich schnell wirken — ½ Tablette. Gewöhnliche Dosis für Kinder unter 12 Jahren — ½ Tablette. Wenn die Natur des Kindes hartnäckig ist — eine Tablette. Wenn leicht zu behandeln — ¼ Tablette.

Hüten Sie sich vor Nachahmungen! —es gibt nur ein echtes EX-LAX!

EX-LAX wird in allen Apotheken in Schachteln zu 15c und 35c verkauft. Wie alle anderen guten Sachen versucht man auch dasselbe nachzumachen. Wenn man versuchen wird, Ihnen etwas anderes anstelle von EX-LAX zu verkaufen und sagen wird, daß es „ebenso gut" ist — **nehmen Sie es nicht an.** Damit Sie überzeugt sind, daß Sie das echte EX-LAX bekommen, nehmen Sie ein leeres Schächtelchen zur Apotheke mit.

EX-LAX

Das Original Schokolade-Abführmittel.

Wird von allen Drogisten verkauft. — Verlangen Sie eine freie Probe. Adresse:
EX-LAX LIMITED, MONTREAL, QUE.

Dann frage ich zurück: „Haben Sie einmal etwas von Ullrich Karsten gehört?"

„Aber natürlich! Ich habe oft von ihm gelesen. Eine einstige Studienkameradin steht in regem Briefwechsel mit ihm . . ."

„Diese Studienkameradin wohnte in Georgenstadt?"

Er ist erstaunt: „Ja . . . woher wissen Sie?"

„Und sie heißt . . . Renate Förster?"

„Sind Sie Hellseher?"

Da muß ich lachen: „Herr Dr. Krüger, Sie irren sich, aber ich weiß auch, daß man Sie einst den ‚Ewigen von Fuchsenberg' nannte, damals, als Pepus im ‚Rautenkranz' regierte und Leopold, der Posthalter, Alexander Förster durch die Gassen fuhr . . ."

Florian ist aufgestanden: „Bitte . . . bitte, verzeihen Sie, aber Sie müssen mir sagen, wer Ihnen das alles erzählt hat . . ."

„Ullrich Karsten hat es mir erzählt!"

„Ullrich Karsten?" fragt er zögernd, „Ullrich Karsten? Dann hat Renate Förster es ihm geschrieben . . . Sicherlich!"

„Nein, Herr Doktor, Sie irren . . . nicht Renate Förster hat zu Ullrich Karsten davon berichtet . . . sondern . . . bitte erschrecken Sie nicht . . . sondern Jürgen Stark!"

Er wendet sich erschrocken zu mir.

„Sie sagen Jürgen Stark? Ja . . . sagen Sie? Ich meine . . . nannten Sie diesen Namen? Und . . . was wissen Sie von ihm?"

Da erhebe ich mich. Zu stark ist die Spannung dieser Stunde.

Und ich sage: „Ich weiß von ihm, was keiner weiß, die ihn kannten . . . daß er im Weltkriege nicht fiel . . ."

Florian steht blaß vor mir. Mit schwerem Atem wiederholt er meine letzten Worte: „. . . daß er im Weltkriege nicht fiel . . ." und dann fragt er leise: „. . . sondern . . . sondern?"

Ich sehe ihm fest in die Augen: „Sondern . . . sondern lebt . . . heute noch und in dieser Stunde lebt! . . ."

Es geschieht nichts.

Eine Stille legt beruhigend ihre Hände zwischen uns. Wir sitzen uns wieder gegenüber.

„Wenn das wahr ist, was Sie sagen . . . wenn das wahr ist . . . dann . . ."

„Es ist wahr und Sie werden mir Glauben schenken, wenn ich Ihnen das Geheimnis preisgebe, das Jürgen Stark um sein Schicksal legte, wenn ich Ihnen sage, daß Jürgen Stark . . . der Dichter Ullrich Karsten ist!"

Unbeweglich sitzt der andere.

Dann bewegt er die Lippen und spricht langsam, als erwache er vom Traum zur Wirklichkeit: „Ich habe es gefühlt . . . in jedem Buch . . . aber ich habe es niemals in mein Bewußtsein getragen."

Er steht auf und schreitet im Garten auf und nieder. Schließlich kommt er wieder, streckt mir herzlich die Hand entgegen und sagt mit gezwungener Ruhe: „Wollen Sie mir erzählen . . . wenn Sie können . . . alles, was Sie wissen?"

„Darum bin ich zu Ihnen gekommen," antworte ich, „und wenn ich Sie auch nicht suchte, weil mir unbekannt war, wohin Sie die Zeit verschlagen hat, wenn Sie noch am Leben waren, so bin ich doch glücklich, Sie gefunden zu haben."

Er neigt erwartungsvoll den Kopf und ich hebe an zu erzählen.

Schlicht und ohne viele Worte erzähle ich so, wie es mir Ullrich Karsten erzählte.

Als ich geendet habe, meint der andere: „Jürgen . . . ja . . . Jürgen. So war er immer! Stets nahm er Rücksicht, stets fühlte er sich anderen zur Last. Niemals wollte er an einen anderen Ansprüche stellen . . . und gab doch selbst voll freien Willens so unendlich viel!"

„Ullrich Karsten — wie Jürgen Stark für uns noch heißen muß — weiß nicht, daß ein Mensch außer mir um sein Geheimnis weiß. Sie müssen schweigen, Herr Doktor, schweigen, bis wir helfen können!"

„Das verspreche ich Ihnen!"

„Mir aber bleibt noch eine neugierige Frage: Wie ist es nun Ihnen gegangen? Wie kommen Sie ins Torwarthaus beim Tor? Und . . . bleiben Sie in Fuchsenberg für immer?"

„Die Frage ist mit einem kurzen Satz gelöst: Ich habe nach dem Kriege fleißig die Examina gebaut, bin mit der Annelotte in den Ehestand getreten und schließlich Eigentümer dieses Hauses hier geworden. Und da ich ja zu Fuchsenberg der ‚Ewige' schon war, bin ich gleich hier als Rechtsanwalt geblieben. Bis in die ‚Ewigkeit', wenn Sie so wollen."

Ich will mich von ihm verabschieden, denn es ist Abend geworden, und reiche ihm die Hand.

Er aber wehrt ab: „Sie bleiben bei mir . . . Sie haben doch noch kein Zimmer? Natürlich bleiben Sie bei mir! Ich bin sowieso allein; denn Frau und Kind sind auf einige Wochen verreist. Sie trinken in irgend einem bayerischen Dorf als ‚Kurgäste' frische Milch von der Alm und schreiben mir bunte Postkarten . . . Mir ist's entsetzlich langweilig, aber ich bin daheim geblieben, um ungestört durcharbeiten zu können, was sonst liegenblieb. Also . . . Sie bleiben?"

„Unter diesen Umständen bleibe ich gern . . ."

„Dann kommen Sie bitte, ich zeige Ihnen gleich Ihr Stübchen!"

Ich will ihn noch warnen, aber es ist zu spät. Schon hat er die Tür, hinter der Grabsch gefangen war, aufgeklinkt . . .

Die Bulldogge steckt prüfend die Nase heraus

und meinem Nero entgegen, der steil aufgereckt der Dinge wartet, die da kommen sollen.

Aber es kommen keine Dinge . . . Alle Vermutungen sind falsch . . .

So zahm wie ein Verbrecher nach der jahrelangen Haft trippelt die Bulldogge auf meinen Nero zu, wedelt mit dem Stummelschwänzchen und vergißt das grimmige Knurren.

Mein Hund ist über diese plötzliche Freundlichkeit der Gegenseite so verdutzt, daß auch er seinen Kampfgeist vergißt und schwanzwedelnd Freundschaft mit dem Feinde schließt.

*

Drei Tage wohne ich bei Florian.

Wir sind im „Rautenkranz" gewesen, wo Pepus, wenn auch alt, noch immer seinen Gästen dient, wir haben den berühmten „Kirsch" versucht und sind zur Fuchsenburg hinaufgewandert, wo noch unangetastet und nur von der Zeit verwandelt das Arbeitszimmer Jürgen Starks auf seinen jungen Dichter wartet.

Stunde um Stunde haben wir von Ullrich Karsten gesprochen und von dem erschütternden Schicksal, das ihm nichts ersparte. Und wir haben gegrübelt, wie ihm zu helfen sei.

Er muß zu Renate Förster zurückfinden.

Das nur kann seinem zertrümmerten Leben Erfüllung sein.

Aber wie vollbringt man's, ohne daß er heftig widerstrebt, ja aufbegehrt, weil Fremde ihn und sein Schicksal wandeln wollen? Kann nicht alles zerbrechen durch eine Unbedachtsamkeit?

Aus Rede und Gegenrede aber entsteht zwischen Florian und mir ein Plan.

So wollen wir's versuchen . . . wenn es mißlingt, lag's nicht an unserem guten Wollen.

*

Nero und Grabsch sind gute Freunde geworden in den Tagen. Sie sind unzertrennlich. Die Bulldogge führt meinen Hund wie ein Fremdenführer zu den verlockendsten Gassenecken, oft müssen wir lange pfeifen, ehe sie wieder auftauchen. Ihre schuldbewußten Mienen machen uns lachen. Außerdem haben wir keine Zeit, uns mit ihnen abzugeben und sind nicht einmal böse, wenn sie sich ein wenig selbst betätigen und herumtreiben.

Dann aber, als die drei Tage herum sind, kann mein Nero „Fremdenführer" sein und seinem Freund Grabsch allerlei Ueberraschungen bereiten.

Denn wir fahren nach Georgenstadt, um Renate Förster zu sprechen.

Und in Georgenstadt sind ich und mein Hund seit Jahren daheim.

Florian Krüger und ich sind rasch gut bekannt miteinander geworden, wir haben bei ihm im Torwarthäuschen schlecht und recht ein doppeltes — mit unseren Hunden ja eigentlich ein vierfaches — Junggesellendasein geführt, das uns ziemlich verband.

So kam es ganz von selbst, daß wir uns bei den Vornamen riefen, und dabei ist es denn auch geblieben.

So viele Wochen war ich nicht daheim in Georgenstadt, aber geändert hat sich nichts.

Die Ladenbesitzer stehen vor ihren Türen und nicken mir zu, manchmal kann sich's einer nicht versagen, mir ein: „Na, wieder mal im Städtchen?" zuzurufen oder eine rasche Frage anzubringen.

Florian wohnt bei mir.

Es ist ein schönes altes Gasthaus, in dem ich seit Jahren zu Georgenstadt meine Zimmer habe. Machtvolle Kastanien stehen vor der Tür, und ihr Duft weht durch die weitoffenen Fenster in die holzgetäfelte Gaststube mit den geschnitzten Ampeln und dem runden Kachelofen, der wie ein Stammgast stets an seinem Platze ist, die Gläser blinken hinterm Schanktisch vor, und der junge Wirt, mein guter Freund, führt straff die Herrschaft in Küche und Keller.

Auch Florian fühlt sich schon nach Stunden daheim.

Wir gehen nicht in der gleichen Stunde, da wir in Georgenstadt eintreffen, zu Renate, auch nicht am gleichen Tage oder am nächsten.

Wir warten . . . wir warten und sprechen über alle Dinge miteinander und überlegen alles geruhsam.

Dann sage ich mich eines Vormittags im Kinderheim an.

Um 11 Uhr wollen wir mit Renate Förster sprechen. Und wenig später soll sie wissen, daß Ullrich Karsten . . . Jürgen Stark ist.

Wie wir das Mädel in das Geheimnis weihen, wissen wir noch nicht. Ich habe den Willen, dem glücklichen Zufall zu vertrauen, und Florian pflichtet mir bei.

So gehen wir unbefangen und doch ziemlich gespannt den Weg, der Ullrich Karstens Leben mit dem seiner Renate vereinen soll.

Und wir schweigen . . .

*

Freudig ist der Gruß, den uns Renate bietet, als wir ihr in einem Zimmer des weiten Hauses gegenüberstehen. Sie ist etwas verwundert, uns zu zweit zu sehen, Florian, den alten Freund aus Fuchsenberg, und mich, den Bekannten aus Georgenstadt, sie ist etwas verwundert, bietet uns mit leichter Handbewegung Platz und sieht uns aus erwartungsvollen Augen an.

Ich lasse Florian das Wort.

Frage und Antwort gehen hin und her, noch haben wir ihr nicht erklärt, warum wir kamen.

Da fragt sie schlicht: „Und welche Absicht führt dich nach Georgenstadt, Florian? Hast du mich

nur wie zufällig besucht oder hast du ein Anliegen?"

Wir sehen uns an.

„Ich habe ein Anliegen, Renate!" so sagt Florian.

„Und was ist es? Hast du Scheu, mir's zu sagen, alter Junge?"

Ich schaue prüfend über das Mädel hin, das mir da gegenübersitzt. Man kann nicht ahnen, wie alt sie ist, sie gehört zu jenen Frauen, die ewig Mädel bleiben . . .

Florian, der bei ihren Worten den Kopf gesenkt hat, sieht wieder auf.

„Es ist wegen . . . Jürgen."

Er spricht diese Worte wie ein Gebet, so voller Andacht und mit halblauter Stimme.

Renate wiederholt, als könne sie es nicht begreifen, für sich den kurzen Satz: „Es ist wegen . . . Jürgen."

Sie wartet.

Ihre Augen sehen auf Florians Lippen . . . aber sie atmet ruhig, fast unwirklich ruhig für diese Stunde.

Dann fragt sie: „. . . und, Florian?"

Nach wieder einer Pause spricht es Florian aus: „Jürgen Stark . . . lebt . . . Renate."

Die Frau im Sessel bewegt sich nicht. Sie hält die Augen geschlossen und sitzt da wie tot . . . Auf ihren Wangen steht eisige Blässe . . .

*

Die Schwäche, die Renate in diesen Minuten, da sie die Wahrheit erfährt, einer Ohnmacht nahe bringt, weicht nur mählich, und auch als sie die Augen aufschlägt, ist ihr Antlitz so müde und teilnahmslos, daß wir nicht wagen, sie erneut anzusprechen.

Erschüttert schweigen wir.

Was muß in jener Frauenseele nun geschehen, was muß dieses Menschenkind jetzt fühlen . . .

Dann kommt das Leben zu Renate Förster zurück, ein Zittern packt ihre schlanke Gestalt, sie schlägt die Hände vor das blasse Antlitz und weint.

Ergriffen treten Florian und ich ans Fenster, das in den Garten führt. Drunten spielen die Schwestern mit den Kindern. Sie haben einen großen Kreis gebildet, und die hellen Stimmchen klingen bis zu uns herauf:

„Ringel, Ringel, Reihe . . ."

*

Der Mittag geht, und der Nachmittag wendet sich zum Abend, als wir das Haus verlassen.

Wir haben Renate Förster alles erzählt. Nun lassen wir sie allein.

Sie will und muß allein sein in diesen Stunden.

Kein Wort hat die Frau zu uns gesprochen, als wir sprachen. Aber ihre Augen waren uns Kunde, daß sie jedes Wort von uns in ihre Seele aufnahm wie in eine große, kristallene Schale.

Keine Frage hat sie getan, und nur, als wir ihr zum Abschied die Hände reichten und davon sprachen, daß wir wiederkommen wollten, morgen und übermorgen, sagte sie tonlos: „Ich danke euch!"

Wir beide, Florian und ich, finden kein Wort über das Geschehen dieses Tages. Es ist uns heilig, und wir glauben, es zu entweihen, wenn wir die Gedanken aussprechen, die wir in uns tragen.

Still bleibt jeder für sich, und zum ersten Male, seit wir uns kennen, geht jeder mit seinem Hund den abendlichen Weg allein.

*

Ich bin am anderen Tage schon vorm Morgengrauen wach, kleide mich an, denn ich habe nicht viel schlafen können, und sehne mich nach der stummen Nacht zu Menschen und alltäglichen Sorgen. So gehe ich mit Nero durch die Straßen, biete dem Apotheker, der eben seinen Nachtdienst beenden will, einen „Guten Morgen" und kehre erst heim, als die Sonne das Städtchen weckt.

Florian erwartet mich.

„. . . und was soll nun geschehen?"

Er spricht die Frage, die auch mir nachgeht, seit Renate alles weiß.

„Wir werden warten müssen, Florian, warten, was Renate Förster mit uns bespricht!"

Sein kurzes „Ja" gibt mir die Gewißheit, daß auch er in dieser Nacht zu dem Entschluß kam.

Wir werden warten müssen . . .

*

Und wir müssen lange warten.

Als wir an diesem Tage den Pförtner vom Kinderheim nach Renate fragen, bestellt er uns nur ihre Grüße. Wir möchten verzeihen, so sagte sie, wenn sie uns nicht sprechen könne. Aber wir ahnten wohl, warum . . .

Florian schreitet ernst neben mir her. Dann verhält er den Schritt und sagt zögernd: „Wir Männer kennen uns wohl schlecht aus mit der Frauenseele . . . Als du mir in Fuchsenberg das alles erzähltest und wir beschlossen, Renate Kunde zu bringen von Ullrich Karsten, der Jürgen Stark ist, da habe ich gemeint, sie würde glücklich sein und uns bestürmen, mit ihr in sein einsames Haus zu gehen . . . Nun aber ist es so ganz anders . . ."

Ich sage nichts. Soll ich dem Florian dagegensprechen, soll ich ihm erklären, daß es gar zu verständlich ist, wenn Renate Förster allein sein will? Ahnt er nicht, daß sie das Wunder erst begreifen muß, daß sie sich auf hundert Fragen Antwort geben will, ehe sie sich entscheidet?

Ist es denn gar so verwunderlich, wenn eine Frauenseele zögert, in das Leben des Mannes zurückzukehren, der sein Schicksal nach unsagbar leidvollem Kampf von dem ihren löste?

*


HANDARBEITSGARNE
D·M·C
GES. GESCHÜTZTES WARENZEICHEN
ALLERBESTE QUALITÄT
HOCHECHTE FARBEN

Am nächsten Tage versagen wir's uns, nach Renate zu fragen. Sie soll selbst zu uns kommen, wenn sie es so will.

Es vergehen noch zwei Tage.

Da steht sie im Abenddämmern plötzlich vor uns, die wir auf der Bank vor dem Hause sitzen, aufrecht und mädchenhaft schlank, und sagt, ohne unseren Gruß zu erwidern:

„Wir wollen zu ihm fahren."

Sie fragt, nicht, sie überläßt alles andere uns und geht, als wir ihr antworten, daß es morgen mittag sein wird, wenn wir Georgenstadt verlassen, langsam mit gesenktem Kopf davon.

In dieser Nacht finden wir nach langen Gesprächen den Weg, von dem wir glauben, daß er zu dem Glück führt, das Renate und Jürgen bislang nicht fanden.

*

Die Fahrt zu dem kleinen Dorf in der märkischen Heide, wo mein hölzernes Haus steht und im blauen See Ullrich Karstens einsame Trauminsel liegt, ist still.

Renate zwar scheint aufgelockerter als in den letzten Tagen, sie erzählt von ihren Kindern im Heim, und manchmal geht ein ganz zartes Lächeln um ihren Mund.

Dann aber steht sie wieder am Fenster und sieht zu den roten Giebeln der Dörfer hinüber, die rechts und links der Schienen aus den Kiefern schauen . . .

Und dann sind wir da.

Es ist schon Nacht, als wir zu meinem Hause kommen. Man sieht den See nicht mehr und auch die Insel nicht, und ich kann nur mit der Hand die Richtung weisen und zu Renate sagen: „Dort liegt sein Haus!"

Ich gehe mit Nero und Grabsch, der hinterdrein läuft, zum Strand hinab, um nach dem Boot des Fischers zu sehen. Es liegt nicht am Steg, und ich weiß nun, daß Thomas, wie immer, wenn die Nacht kommt, hinübergefahren ist zur Insel und bald zurückkehren wird.

Ich warte auf ihn. Er ist nicht erstaunt, daß ich wieder daheim bin; denn er hat schon von den Wassern aus den Lichtschein aus dem Fenster meines Hauses fallen sehen.

Es sind nur wenige Worte nötig, um ihn zu bestimmen, morgen abend Florian, Renate und mich mit hinüberzunehmen.

Er weiß, daß der Einsame von der Insel mit mir Freundschaft geschlossen hat und glaubt mir, als ich sage, daß auch meine Begleiter Ullrich Karstens Freunde sind.

*

So ist alles vorbereitet.

Eine letzte Nacht noch trennt uns von der Stunde, die ein Schicksal erfüllen soll.

Und ich fühle mich voll heiliger Verantwortung für diese Stunde . . .

Ich habe Renate Förster mein hölzernes Haus überlassen und will mit Florian gemeinsam die Nacht unterm Sternenhimmel verbringen.

Nebeneinander sitzen wir im Heidesand, Nero und Grabsch sind müde vom Tollen und schlafen zusammengerollt an unserer Seite.

Von drunten schwingen die kleinen Wellen des Sees ihren einschläfernden Wiegensang . . .

Florian hat die Hände unter dem Kopf verschränkt, und es ist, als spräche er zu den Sternen:

„Es gibt so viele Menschen, die da glauben, sie allein gestalteten ihr Leben, und wenn man ihnen vom Weltenschicksal spricht, das alle Dinge längst nach dem Gesetze einer Ewigkeit lenkt, dann lächeln sie."

Ich sage: „ . . . und doch, Florian, doch gibt es in jedes Menschen Dasein eine Stunde, da er im Tiefsten fühlt, daß nicht das Einzelleben das Geschehen unserer Erde trägt. Und wenn er diese Stunde erlebt, dann wird er Verstehen haben für alle Dinge, die der Menschen Dinge sind . . . Denn was ist ein Menschenleben? Ein winziges Glied in der Kette, die das Schicksal schmiedet, und die der Urahne dem Ahnen, der Vater dem Sohne weiterreicht . . ."

„Die Kette zu vollenden, ist des Schicksals Wille, das Glied der Kette aber zu schließen, ist des Menschen Pflicht!"

Es sind unsere letzten Worte in dieser Nacht.

Dann ist jeder mit seinen Gedanken allein.

*

Ich weiß, daß Ullrich Karsten von seinem Turmfenster aus mein Haus sehen kann, und ich will nicht, daß er von den Menschen weiß, die bei mir sind. So gehen wir am anderen Morgen in früher Stunde durch die Heide.

Es ist eine große Erwartung in uns allen, fast wie zu einer Feier.

Ausklang.

Dann ist es Nacht, und wir sitzen im Kahn, den Thomas zur Insel hinüberlenkt.

Florian und Renate bleiben ihm Kahn, indeß ich zu Matthias spreche.

Nicht viel Worte sind es, die ich ihm sage.

Und er versteht mich. Schweigend geht er zum Strand und reicht Renate und Florian die Hand.

„Es ist gut so . . . es ist gut so," sagt er dann und schreitet mit uns dem Hause zu.

Ullrich Karsten ist in seinem Arbeitszimmer, dort, wo ich ihm zum ersten Male gegenüberstand.

Wir haben besprochen, daß Matthias nur mich dem Dichter melden soll. Die anderen wollen drunten in der Halle oder droben vor des Dichters Tür warten, bis ich ihm alles gesagt.

Ich zwinge mich zur Ruhe, als ich eintrete.

Freudig sieht Ullrich Karsten mir und meinem

Hund entgegen. Vor ihm auf dem Schreibtisch liegen lose Blätter, er hat wohl an einem Manuskript geschrieben.

„Sie haben mich allein gelassen und mit Ihrem Hund eine weite Reise getan," so sagte er, und ich antworte: „Sie wollten einsam sein, und ich wagte nicht, Sie Nacht um Nacht zu stören."

„Und doch haben Sie mir in den Tagen gefehlt ... Nun ich seit Jahren wieder einmal mit einem Menschen sprach, der aus der lauten Welt kommt, weiß ich erst, daß ich einsam bin ... Doch Sie sind wieder da und können mir erzählen. Ist's unbescheiden, wenn ich frage, wohin Sie Ihre Reise führte?"

„Ich wollte es Ihnen ohnedies berichten, Ullrich Karsten; denn ich glaube wohl, daß Sie darüber wissen wollen. Ich war ... in Fuchsenberg."

Das ernste Lächeln, das sein Antlitz bis zu diesem Augenblick noch trug, gibt einem Erstaunen Raum. Er sagt minutenlang nichts, und dann fragt er sehr kurz: „Was wollten Sie in Fuchsenberg?"

„Sie haben mir so viel davon erzählt, Ullrich Karsten, vom ‚Rautenkranz' und von der Fuchsenburg, vom Torwarthaus und von der kleinen Ute ... So habe ich es mir einmal besehen ... es ist noch alles so, wie Sie es mir erzählten."

„In Fuchsenberg ... in Fuchsenberg ... und es ist alles so ... geblieben? Ich habe oft darüber nachgedacht, wie es wohl heute in dem Städtchen aussieht, wer noch dort wohnt und wen ich wohl noch kenne ..."

Ich weiß genau, daß Ullrich Karsten diese Worte mehr zu sich als zu einem anderen spricht, und doch fange ich sie auf und gebe ihm Antwort:

„Ich habe im ‚Rautenkranz' den Pepus begrüßt, Ullrich Karsten, habe alten, guten Kirsch getrunken und im Garten vorm Torwarthäuschen gesessen mit ... nun raten Sie, Ullrich Karsten, mit wem wohl?"

Ihn hat der Name Fuchsenberg und meine letzte Rede zu aufmerksamem Hören gebracht. Ich habe nicht geglaubt, daß er so ohne Widerstreben meine Erzählung aufnehmen würde.

„Also mit wem?"

Ich antworte, ohne zu zögern: „Mit dem Manne, der einst in Fuchsenberg der ‚Ewige' hieß, mit ..."

Er unterbricht mich: „Mit Florian ... mit ... Florian! Sagen Sie mir ... ist das wahr?"

Ich fühle, daß er mehr hören will, und ich bin der Stunde dankbar, die mir das alles so leicht macht.

Ausführlich erzähle ich, ohne zu sagen, daß ich

Beruehmt durch Geschmack und Milde



Wenn Sie eine milde Zigarette haben wollen — verlangen Sie Buckingham. Hergestellt aus sorgfältig ausgewählten Tabaksorten. Buckinghams sind wirklich leicht für die Kehle. Kaufen Sie heute ein Päckchen.

Buckingham ZIGARETTEN

mit Florian davon sprach, daß Ullrich Karsten Jürgen Stark sei.

Als ich geendet habe, spricht er: „Mein ‚Ewiger', und er hat immer noch seinen Grabsch ... sagen Sie, einen Grabsch mit einem Stummelschwänzchen und einem schwarzen Ohr?"

Ich nicke.

So liebevoll, so zart sagt der Dichter diese letzten Sätze, daß ich ihnen kein Wort entgegenstellen möchte.

Wieder gehen Minuten.

Ullrich Karsten schaut auf die vor ihm liegenden Manuskriptblätter, hebt dann plötzlich den Kopf und fragt: „Was würde der ‚Ewige' wohl sagen, wenn ich wie einstmals zu ihm käme und für den Grabsch die Knochen brächte, was würde er wohl sagen?"

Ich will ihm antworten, da geschieht etwas, das mich stumm bleiben läßt.

Durch die halboffene Tür läuft, trappelnd wie immer und mit dem Stummelschwänzchen wedelnd, Grabsch in den Raum und hinterdrein ... der Florian, unbeschwert, fröhlich und geradezu wie einst.

Ullrich Karsten reckt sich im Rollstuhl auf.

Es ist, als wolle er dem Augenblick entfliehen, als suche er den kranken Körper mit Macht dem Stuhle zu entreißen.

Doch da ist Florian schon bei ihm, hat seine Hände in den seinen, sieht ihm fröhlich in die ernsten Augen und meint: „Was der Florian sagen würde, Jürgen, altes dummes Haus, was der Florian sagen würde, Jürgen ... fragst du? Das will ich dir sagen! Er würde sagen: Du bist ein Dichter, lieber Freund, und ich war schon zu Fuchsenberg viel Kümmernis mit dir gewohnt. Daß du aber vergessen könntest, was Freundschaft heißt und dich fast zwei Jahrzehnte lang vor deinem ‚Ewigen' versteckst, das hätte ich niemals geglaubt ..."

In diesen Augenblicken bin ich ganz gespannte Erregung. Es muß sich zeigen, ob Ullrich Karsten wieder heimfindet zu seinem Ich, wieder Jürgen Stark sein wird.

Ich bange darum, daß er, mit Macht die Maske haltend, sich selbst das Glück zertrümmert, wenn er sagt: „Ich kenne keinen Jürgen und keinen ‚Ewigen' ... Man nennt mich Ullrich Karsten, den Dichter, bitte, verlassen Sie mein Haus!"

Ich bange darum, und doch ist es nicht nötig.

Zwar schweigt der Dichter für Minuten und schaut den alten Freund nur stumm aus seinen großen Augen an. Dann aber löst sich die Gespanntheit in uns allen, denn er sagt:

„Florian ... lieber, alter ... Florian ... es ist so gut, daß wir wieder beieinander sind. Florian, ich bin so einsam, Florian, ich bin ja ein Krüppel. Du ... ich kann mich ja nicht mehr allein bewegen ..."

Ich sehe es, wie Florian mit Tränen kämpft, und doch findet sein Mund erlösend die frohen Worte:

„Jürgen, du solltest nicht so gering von einem Freunde denken. Wenn es wo fehlt, so helfe ich dir, das mußt du wissen! Haben wir zwei uns nicht immer geholfen, wie es auch kam? Na also ... Kopf hoch, alter Junge, Kopf hoch ... uns alle hat das Leben schon gezaust. Da kann nur Freundestreue helfen und kameradschaftliches Verstehen."

Der andere antwortet nicht, er hat sich vornübergebeugt und tätschelt Grabsch den gelben, dicken Kopf.

„Ich habe geglaubt, es sei alles vorüber und es wäre nur ein Frühlingstraum gewesen," sagt der Dichter leise. „Und nun ist alles fast wie einst: der Florian und Grabsch, sein Hund ..."

Da wird er plötzlich wieder ernst.

„Nur ... Renate nicht."

Ganz leise sagt er diesen Satz, so leise, daß wir ihn im Raum kaum verstehen.

Und doch hat ihn die Frau gehört, die, ohne daß Jürgen Stark es weiß, Zeuge des Geschehens war.

Des Dichters Augen gehen jäh zur Tür. Und wieder wirft er seinen Körper auf wie vorhin, als Florian zu ihm kam.

Denn durch die Tür tritt schlicht und ernst ... Renate.

Er folgt jeder ihrer Bewegungen wie einem Traumbild, er schaut sie an, als sähe er ein Wunder.

Wir halten den Atem an.

Florian ist zu mir getreten.

Und Renate durchschreitet das Zimmer, neigt ihren blonden Kopf hinab zu dem kranken Mann im Stuhl und spricht:

„Jürgen ... ich habe so lange auf dich warten müssen!"

Da geht ein tiefes Atmen durch Jürgen Stark, er lehnt seinen Kopf an sein Mädel und sagt nichts als: „Renate!"

Ohne Laut gehen Florian und ich aus dem Zimmer.

*

Und als in die Heide der Herbst kommt und wie ein dunkelgespannter Teppich die Erika blüht, läuten im Dorf am See die Glocken.

Matthias aber, der alte Matthias, rollt den Stuhl Jürgen Starks, des Dichters, an der Seite der aufrecht dahinschreitenden Renate Förster durch das alte Tor vor den Altar der Heidekirche.

Etwas von unseren alten „Nordwesten"- und Kalender-Freunden

Der „Nordwesten" hatte im Jahre 1939 bereits ein halbes Jahrhundert hinter sich — konnte sein 50jähriges Jubiläum feier. Der „Nordwesten"-Kalender ist noch nicht so alt, hat aber auch schon über 45 Jahre auf dem Buckel und in dieser langen Zeit hat er sich immer mehr Freunde und Freundinnen erworben und geht in stetig steigender Auflage in tausende deutscher Häuser Canadas. Wir können wohl sagen, daß die Freunde des „Nordwesten" auch die Freunde und Leser unseres Kalenders sind. Wenn wir nun in den folgenden Zeilen und Bildern etwas bringen, das von alten Lesern des „Nordwesten" stammt, so sind diese auch wohl alle Kalenderleser und werden sich hoffenlich darüber freuen, daß wir ihre an die Zeitung gerichteten Briefe nun auch auszugsweise im Kalender bringen. Und die Kalenderleser werden diese Briefauszüge mit persönlichen Anschauungen und Erfahrungen gern lesen, denn die Deutschen West-Canadas haben mehr oder weniger gleiche Erfahrungen gehabt, wenigstens insofern, als sie alle als Einwanderer in ein neues, fremdes Land kamen, wo sie ganz von vorn anfangen mußten und wo sie sich nun eine neue Heimat gegründet haben. Insofern haben die hiesigen Deutschen dasselbe gleiche Schicksal gehabt und was den einen bedrückt oder erfreut hat, ist auch dem anderen meist aus eigenem Erleben nicht unbekannt.

Wir haben eine bedeutende Anzahl **Mennoniten** unter den Freunden und Lesern unseres Kalenders. Die ersten Mennoniten kamen Mitte der 70. Jahre des vorigen Jahrhunderts von Rußland nach Manitoba, wo sie sich im südlich-zentralen Teil niederließen. Diese Einwanderung der Mennoniten war von großer Bedeutung für Manitoba und den ganzen canadischen Westen. Wie ein canadischer Schriftsteller sagt, waren es die Mennoniten, welche den hier in Manitoba wohnenden Leuten zeigten, daß auf der offenen Prärie im Großen gefarmt und Heime errichtet werden konnten. Sie hatten in Süd-Rußland in der Steppe gewohnt und fürchteten sich nicht, sich hier in Manitoba auf der offenen Prärie niederzulassen, Häuser und Stallungen zu errichten und Getreidebau in größerem Maßstab zu beginnen. „Im Sommer des Jahres 1875," so schreibt diese Autorität, „kündete eine Linie von Lagerfeuern, die sich meilenlang ausdehnte, den einsamen Siedlern in diesem Gebiet eines Abends an, daß 6000 Mennoniten sich auf 17 Townships Land niedergelassen hätten."

Auch Premierminister John Bracken von Manitoba sagte vor einigen Jahren in Winnipeg, daß die Mennoniten es gewesen seien, die in Süd-Manitoba den Getreidebau in größerem Stil eingeführt hätten. Dadurch, so sagte er, hätten diese fleißigen Landleute sich ein historisches Verdienst um die Provinz Manitoba und den ganzen Westen erworben.



J. P. Klassen und Maria Klassen mit ihrer kleinen Enkelin, von der Tochter Susanna hinterlassen.

In dem folgenden Brief erzählt ein Mennonit, der zu unseren alten Freunden gehört, etwas über sein Leben in Canada und auf dem Bilde sehen wir ihn, in Arbeit und Ehren alt und grau geworden, mit seiner Frau und dem kleinen Enkeltöchterchen. Sein Brief ist in Aberdeen, Sask., geschrieben und lautete im Auszug:

„Ich, Johann P. Klassen, wurde am 6. Juli 1868 in Rußland geboren. Im Jahre 1876 zogen die Eltern mit uns Kindern nach Amerika, wo wir im Juli mit einem kleinen **Dampfboot bei Emerson** ankamen. Von da ging es unge-

fähr 25 Meilen westlich, wo die Eltern im **Dorfe Kronsthal** ansiedelten: und wo ich dann auch meine Jugendjahre verlebte. Am 6. Juli 1891 verehelichte ich mich mit Susanna Klassen. Wir versuchten auf verschiedene Weise unser Leben zu machen: als Lehrer, Baumeister und Farmer. Da die Erfolge nur gering waren, entschlossen wir uns, es einmal im weiteren Westen zu versuchen und trafen dann auch am 16. März 1910 mit einer Waggonladung Vieh und Maschinerie in Aberdeen, Sask., an. Hier hatten wir auch mehr Erfolg, sodaß es uns gut ging. Aber 1918 erkrankte meine liebe Gattin und starb 1919 und ich blieb mit 8 Kindern zurück. — Am 19. Februar 1920 verehelichte ich mich zum zweiten Mal mit Witwe Jakob Wiebe, geb. Maria Bückert. Da meine liebe Frau auch 7 Kinder mit in die Ehe brachte, hatten wir über Langeweile nicht zu klagen; aber auch die Farmerei ging gut von statten. Wenn wir auch keine reichen Leute waren, so lebten wir doch **glücklich und zufrieden.**"

Das Leben ging nun in Arbeit, Sorge, Freud und Leid weiter. Das Jahr 1937 war aber, wie Kl. schreibt, „wohl das ereignisreichste für uns." In diesem Jahr starb die liebe Mutter und Schwiegermutter; der alte Vater im Alter von 84 Jahren; dann starb ein Enkel im Alter von 15 Jahren und eine kleine Enkelin und dann die Tochter Susanna. Im selben Jahr hatte auch die Tochter Susanna geheiratet und dann die Tochter Agathe. „So hatten wir," schreibt Klassen, „in einer Zeit von 10 Monaten 5 Begräbnisse und 2 Hochzeiten in unserem Hause."

Wahrlich, viel menschliches Geschehen — viel Leid und auch etwas Freude in weniger als einem Jahr!

* * *

Von Nord Kildonan (Winnipeg) schreibt Ab. Lemky unter anderem:

„Lesen die Zeitung schon seit 50 Jahren. Damals lebten wir bei Kronsfeld auf einer Farm, Post-Station Rheinland. Später verkauften wir unsere Farm und zogen hin und her, bis wir schließlich eine Heimstätte unweit Morden, Man., aufnahmen und blieben in der Gegend bis zum Jahre 1916. Dann zogen wir nach Winnipeg, wo wir 6 Jahre wohnten."

Dann zogen sie nach Transcona und später wieder auf eine Farm 8 Meilen von Balmoral, wo sie bis Frühjahr 1938 verblieben. Dann sagt L. weiter:

„Wegen Krankheit und Altersschwäche konnte ich meine Arbeit nicht mehr verrichten und wir baten den Herrn uns einen Weg zu zeigen, wie wir in unseren alten Tagen in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten und näher unseren Gottesdiensten wohnen könnten. Es fügte sich so, daß wir unsere Farm auf ein Häuschen in Nord-Kildonan vertauschen konnten, wo wir unseren Lebensabend zu verbringen gedenken. Bin bereits 73 Jahre alt."

Einen Teil seiner Lebensweisheit faßt er in die Worte:

„Für Gott, der die Welt erschaffen und uns Menschen in dieselbe hineingesetzt hat, ist es ein kleines, unsere Geschicke zu lenken."



In diesem Häuschen verbringen Lemky und Frau ihren Lebensabend.

* * *

Noch etwas aus einigen Mennonitenbriefen:

Lowe Farm, Man.

„1898 bin ich nach Lowe Farm gezogen und habe hier Land gekauft. Ich bin Farmer und habe nicht zu klagen, es geht gut. Habe noch immer Getreide angebaut.

Bin 1870 in Rußland geboren und 1875 wanderten meine Eltern nach Canada aus und siedelten sich auf der Ost-Reserve, in Blumengard, an." Franz Enns.

* * *

Von **Wymark, Sask.**, schreibt John J. Knelsen:

„In 1907 ging ich auf eine Heimstätte 18 Meilen südlich von Swift Current, da ich aber ohne geldliche Mittel auf der Ansiedlung ankam, auch nur alleine zum Arbeiten war, da ich mir keinen Arbeiter leisten konnte, so hatte ich ein schweres Jahr. Ich mußte fleißig arbeiten, um die Wohnung zum Winter fertig zu haben und etliche Acker Wiese brechen, wozu mir aber die nötige Pferdekraft fehlte, denn ich hatte blos 2 Pferde zum Arbeiten, die beiden anderen waren zu jung, und mit den beiden hatte ich alles auf den Weg und von der Stadt zu fahren. So hatte

ich im ersten Sommer nur 9 Acker Wiese aufgebrochen, hatte aber 20 Tonnen Heu geschnitten und zusammen gebracht.

Im Herbst des ersten Jahres auf der Ansiedlung ging das **Feuer über die Prärie**, sodaß alles Gras verbrannte. Soweit das Auge schaute, war alles schwarz. Da es im Winter gelinde war, sind wir doch gut durchgekommen. Und da die Arbeitskraft im Frühjahr 1902 schon etwas besser war, konnte ich die im Sommer vorher aufgebrochenen 9 Acker Brache bestellen und noch etwa 8 weitere Acker aufbrechen, die ich mit Hafer besäte. Also hatte ich 17 Acker besät in der Hoffnung etwas zu ernten. Im Sommer brach ich noch 30 Acker auf, aber da es ein trockener Sommer war, bekamen wir keine Ernte und nur sehr wenig Heu, da das Land im Herbst vom Feuer heimgesucht wurde. Ich mußte etliche Meilen weit mein Heu fahren und da kein Getreide zu Futterzwecken vorhanden war, mußte ich mich blos auf das wenige Heu verlassen und damit meine 4 Pferde und 2 Kühe durch den Winter bringen. Bis Weihnachten hatten wir keinen Schnee, was auch am Futter sparte, aber gleich nach den Feiertagen hatten wir eines Nachts großen Sturm, der **das wenige Heu**, das wir hatten, **verwehte.** Die Aussichten waren dunkel, aber wir sind doch durchgekommen.

Im Frühjahr 1909 besäte ich 30 Acker mit Weizen und 20 Acker mit Hafer, wozu ich noch etwas Wiesenland aufbrechen mußte. Im Sommer gab es viel Regen und die Getreidefelder sahen vielversprechend aus; auch war die Weide gut und ich brach wieder 30 Acker Wiese auf. Nachdem wir in diesem Sommer 920 Buschel Weizen und 600 Buschel Hafer ernteten, fing es an uns schon etwas besser zu gehen. Ich hatte auch schon öfter auf meiner Heimstätte nach Wasser gesucht, konnte aber keins finden und mußte in den **ersten drei Jahren das Wasser 3 Meilen weit fahren.**

Als ich 1910 die Einsaat beendet hatte, zogen wir nach dem Dorf Springfeld, wo ich 160 Acker Wiese, ohne Gebäude, für den Preis von $19.50 den Acker kaufte. Also mußte ich wieder von Anfang beginnen. Ich baute da einen kleinen Stall und im Herbst brachte ich die Gebäude von der Heimstätte da hin. Es war wieder ein trockener Sommer und wir ernteten nur 10 Buschel Weizen vom Acker und bekamen auch kein Futter, aber da noch etwas vom Vorjahr übrig war, kamen wir ganz gut durch den Winter. Auf diesem Platz hatten wir auch einen Brunnen, der 19 Fuß tief war und gutes Wasser hatte.

Im Jahre 1911 hatten wir viel Feuchtigkeit und das Getreide sah vielversprechend aus, aber dann **kam der Rost**, der die Ernte fast ganz verdarb. 1912 und 1913 war die Ernte gut, 1914 war es sehr trocken und die Ernte klein, aber dagegen hatten wir 1915 eine sehr große Ernte und ich bekam bis **41 Buschel Weizen** und bis 82 Buschel Hafer vom Acker. 1916 gab es sehr viel Stroh aber wenig Körner, da sie der Rost verdorben hatte. In den folgenden 3 Jahren war es sehr trocken und die Ernte fiel nur gering aus; dann von 1920 bis 1927 war der Ernteertrag nur mittelmäßig und die Preise sehr gut. Dann 1927 gab es wieder viel Stroh, denn da den 8. August in der Nacht etliche Grad Frost waren, war **viel Getreide total verfroren** und ganze Felder mußten ungeschnitten bleiben. Im Jahr darauf ging der Hagel über unser Land und weil ich keine Versicherung hatte, haben wir nichts bekommen. 1929 war die Ernte etwas besser, aber in den beiden folgenden Jahren war es wieder trocken, und der Ernteertrag nur gering. 1932 hatten wir zwar eine gute Ernte, aber der Weizenpreis war nur 32 Cents den Buschel, sodaß wir nicht die nötigen Zahlungen machen konnten. Die beiden nächsten Jahre waren wieder trocken und 1935 befiel der Rost das Getreide, so daß viel als Futterweizen verkauft werden mußte. Auch in 1936 und 1937 gab es wegen der Trockenheit keine Ernte und obwohl ich **800 Acker besät hatte, habe ich keinen Buschel gedroschen;** ebenso ging es auch den anderen. Im vorigen Jahr gab es nur 4 bis 10 Buschel vom Acker.

1924 kaufte ich eine Farm, die ich von der ersten Ernte auszahlte und 1929 kaufte ich noch 160 Acker dazu. Aber dann fingen die schlechten Jahre an, sodaß wir unseren Schulden nicht mehr nachkommen konnten; die Ackermaschinen wurden alt und konnten **nicht durch neue ersetzt** werden, sondern mußten immer wieder repariert werden und weiter damit arbeiten. Wenn in diesen schlechten Jahren die Ernte eingeheimst war und die Unkosten bezahlt, dann blieb nicht mal so viel übrig, um die Landsteuer zu bezahlen. Auch haben wir hier schon viel Schaden durch Grashüpfer und Cutworm gehabt, auch im letzten Jahr haben sie viel Schaden angerichtet."

* * *

Bei **Rosthern**, Sask., wohnen viele mennonitische Farmer, die dort im allgemeinen, wie auch anderswo, gute Erfolge als Landwirte erzielt haben. Die Gegend wurde im Anfang des Jahrhunderts besiedelt. Einer von denen, die zu den ersten Ansiedlern gehörten, ist wohl P. A. Friesen, der uns mitteilt:

„Ich bin in Rußland geboren und in diesem Jahr werden es 63 Jahre sein, daß ich in Canada bin. 1904 zog ich nach Rosthern, Sask. Wurde im April schon 73 Jahre alt und zähle mich schon zu den alten Pionieren."

Aus allen Ländern.

Wie die Deutschen in Westcanada aus **aller Herren Länder** gekommen sind; vom Rhein und der Donau, von der Weichsel und der Wolga; aus dem Deutschen Reich, aus Polen, Oesterreich, Ungarn, Rumänien, aus Rußland und den Ver. Staaten — so setzt sich auch die Leserfamilie des „Nordwesten" und des Kalenders aus Canada-Deutschen zusammen, die aus all diesen Ländern und Gegenden nach dem großen Westen gekommen sind, um sich hier eine neue Heimat zu gründen. Und den meisten ist es nach ehrlicher, fleißiger Arbeit auf Busch- und Prärieland oder als Arbeiter und Unternehmer in der Stadt auch gelungen. Die Deutschen sind ja Menschen, die sich nicht vor schwerer Arbeit scheuen, die gern arbeiten und „schaffen", die sparen und vorwärts kommen, woimmer sie sich niederlassen. „Es geht nicht" — dies Wort kennen die Deutschen als Ansiedler nicht. Das haben sie in Jahrhunderten langer Arbeit in Polen, Rußland, Ungarn, Rumänien, in Brasilien und Argentinien, in Afrika, in den Ver. Staaten von Nordamerika und auch in Canada bewiesen.

Wir haben hier einige Briefe von Deutschen, die aus **Rußland** kamen und hier in Westcanada ansäßig und seßhaft geworden sind, d. h. die hier ein neues Heim gegründet haben und — wie die meisten — mit dem Geschick zufrieden sind, das sie nach hier gebracht hat.

In diesem Bild haben wir das Farmhaus und Familienheim eines aus Rußland gekommenen Deutschen, des Herrn Theo. Grünke, Plum Coulee, Man.



Theo. Grünke und Frau.

die am 22. Mai 1938 das 50ste Ehejubiläum feiern konnten. Seit 1890 sind sie Leser des „Nordwesten."

Herr Grünke kommt aus Wolhynien, **Rußland,** wo er im Jahre 1866 geboren wurde. Mit seinen Eltern und einem Bruder wanderte er, bereits verheiratet, nach Canada aus und zwar nach Plum Coulee. Er schreibt darüber:

„Von hier holte mich und meine l. Frau Herr W. Vonniesen von Waldheim zu sich auf die Farm als Hilfe; denn sie waren nur zwei alte Leute allein auf der Farm. Wir brachten nicht mehr mit als nur die Kleider, die wir auf dem Leibe hatten, da unsere Sachen auf der Reise verloren gegangen waren.

Mein Vater, der in Rußland 30 Jahre lang Lehrer war, bekam eine Lehrerstelle im Dorfe Bergfeld. In Gnadenfeld, P. O. Gretna, suchte man einen Lehrer für die Privatschule und mein Vater empfahl mich; so kamen die Leute aus besagtem Dorf, 25 Meilen weit entfernt, mit großem Wagen und holten mich ab, um den Kindern deutschen Unterricht zu geben. Ich trat die Lehrerstelle im November 1888 an und war dort 3 Jahre lang Lehrer."

Trotzdem es damals nur einen geringen Lohn



in den deutschen Privatschulen gab, war er 12 Jahre lang als Lehrer in solchen Schulen tätig: 3 Jahre in Gnadenfeld, 4 Jahre in Heuboden, 2 Jahre in Kronsgart und 3 Jahre in Bergfeld. In seinem Brief heißt es dann weiter:

„Wenn ich in Gedanken zurückgehe, dann muß ich staunen, wie sich in einem halben Jahrhundert doch so viel verändert hat. Drei Jahre lang habe ich hier in Manitoba **noch mit Ochsen** gearbeitet; das Brennholz im Winter **25 Meilen weit mit Ochsen** gefahren.... Seit 1901 sind wir auf der Farm, 1 Meile östlich von Plum Coulee, wo wir 256 Acker Land schuldenfrei besitzen. Unser Land grenzt an die C.P.R. Bahnlinie. Wir haben ein schönes Heim, wenn auch nicht groß, so doch gemütlich. — Die ersten 6 Jahre hatten wir eine Farm in Pacht; nachdem kaufte ich dieselbe mit einem kleinen halbverfallenen Häuschen darauf für $4,800, baute Stall, Speicher, Maschinenschuppen, Wohnhaus u.a.m. Nachdem alles bezahlt war, kaufte ich angrenzende 80 Acker dazu und später 16 Acker, welche die Bahn dem Nachbar abschnitt."

* * *

Von **Langenburg,** Sask., schrieb uns Herr W. G. Jeske in einem Brief:

„Hier einiges aus meinem Leben:

Ich bin am 11. Juni 1866 bei Vilsk, Polen, geboren. Später zogen meine Eltern weiter nach Rußland bei Anneluwka, die nächste Stadt war Daraschnia. Da blieb ich bis zum Jahre 1888, dann mußte ich nach Deutschland zum Militärdienst und stand beim dritten Grenadier-Regiment in Königsberg, Ostpreußen, von wo ich am 14. September 1890 entlassen wurde. Aber nach Rußland konnte ich nicht; so mußte ich in Deutschland bleiben. Ich mußte nach meines Vaters Geburtsort in der Provinz Pommern, Reg.-Bez. Köslin, wo ich bis zum 8. Juni des nächsten Jahres blieb. Dann fuhr ich nach Hamburg, denn meine Eltern wanderten nach Canada aus. Ich mußte bis zum Oktober im Lande bleiben. Ich ging nach Brunsbüttelhafen und habe am **Nord-Ostsee-Kanal gearbeitet,** bis ich mich am 20. Oktober auf die Canada-Reise begab. Am 14. November 1891 kamen wir in Montreal an und am 22. nach Winnipeg und am 1. Dezember gelangten wir in Langenburg, Sask., an."

* * *

Von **Bashaw,** Alberta, schrieb uns ein alter Freund und Leser wie folgt:

„Als wir im Jahre 1892 von Rußland auswanderten und am 30. April in Winnipeg ankamen, hatten wir nur noch 7 Dollars im Besitz. Als wir Winnipeg verließen, nahm meine Frau 5 Dollars und fuhr mit ihren Eltern nach Wetaskiwin auf die Farm; ich nahm 2 Dollars und fuhr nach Hochstadt, Man., wo ich bei Herrn Jakob Regehr bis zum Herbst arbeitete und dann auch nach Alberta fuhr. 1893 fuhr ich wieder nach Manitoba und arbeitete bei Herrn Regehr 2 Monate lang und ließ dann auch meine Frau nachkommen.

Im Jahre 1900 zogen wir nach Alberta und nahmen bei Bashaw eine Heimstätte auf; doch zu jener Zeit gab es noch kein Bashaw und unsere nächste Stadt war Wetaskiwin. Auf dieser Heimstätte farmte ich bis 1914, als ich dieselbe an Herrn S. Radke verkaufte und mir 371 Acker Land kaufte, auf welchem ich noch heute wohne.—

A. S. Schultz.

* * *



Aus dem damals russischen Polen kam auch Herr K. Büchler, der nun in Waldersee, Man., wohnhaft ist und uns unter anderem schrieb:

„1905 trat ich mit meinen Eltern die Reise nach Canada an und wir kamen Mitte Dezember in Winnipeg an, woselbst wir unser Heim aufschlugen. Ich beschäftigte mich mit Zimmermann-Arbeiten. Im Jahre 1912 siedelte ich mich mit meiner Familie auf einer Heimstätte in Moosehorn an und verblieb dort bei harter Arbeit um das tägliche Brot bis 1932, als ich meine Gattin durch den Tod verlor. Aus wirtschaftlichen Ursachen sah ich mich veranlaßt wieder zu heiraten und siedelte nach Waldersee, Man., über und meine Beschäftigung ist auch hier die Farmerei."

Das Bild zeigt K. Büchler und Frau vor ihrem Wohnhaus sitzend. Hoffentlich geht es ihnen noch lange gut!

* * *

Auch H. H. Schindel von **Colmar,** Sask., kam von Russisch-Polen. Er schreibt uns:

„Als ich 21 Jahre alt war, verheiratete ich mich und mußte im selben Jahr auch zu den Soldaten gehen und obwohl ich nicht bei denselben Friedensdienst getan habe, so war ich doch nicht frei, denn es war gerade der russisch-türkische Krieg und man schickte mich nach der Türkei. — Von dort wieder glücklich nach Hause gekommen, wollte ich mir ein Stück Land kaufen, aber die Regierung erlaubte es mir als Deutschen nicht. Als Deutscher in den Krieg für Rußland zu ge-

hen, hatte ich ein Recht, aber nicht das Recht mir ein Stück Land zu kaufen. Das war die russische Regierung, bei der die Deutschen und die Katholiken kein Recht hatten.

Im Jahre 1903 bin ich mit meiner Frau und meinen 3 Söhnen nach Canada eingewandert und habe hier bis zum Jahre 1928 gefarmt. Auch meine drei Söhne sind Farmer.

Am 24. April 1928 starb meine liebe Frau und seitdem bin ich bei meinem ältesten Sohn. Bin nun schon 84 Jahre alt. Meine 3 Brüder und 1 Schwester, die ich hatte, sind schon alle tot; nur noch 2 Stiefbrüder sind am Leben."

* * *

Vom ersten Tag an ein Freund.



Von den ersten Tagen ihres Hierseins in Canada sind viele sofort Freunde des „Nordwesten" und auch des Kalenders geworden und Freunde geblieben. Einer dieser Freunde ist Herr Eduard Obenauer von Melville, Sask., der seit 1903 in Canada ist. Von Winnipeg begaben sie sich nach Saskatchewan, wo er später bis zum Jahre 1922 in der Werkstätte der C.N.R. zu Melville arbeitete. Seit er wegen eines Augenleidens die Arbeit aufgeben mußte, wohnt er bei seinem Sohn und seiner Schwiegertochter.

Oben ist er auf dem Bild, so wie er ungefähr heute aussieht.

Mancherlei hat er in Canada durchgemacht; hat hart „geschafft" und Freud' und Leid der Menschen erlebt. Er schreibt darüber:

„Es wäre zuviel, wollte ich all meine Freuden und all meine Leiden hier beschreiben. Nur soviel will ich noch erwähnen: zwei Mal hatte ich schwere Operationen, einmal wegen Krebs, das andere Mal wegen Star am Auge. Von September 1925 bis Oktober 1932 wohnte ich in Neudorf bei meinen Kindern, Herr und Frau Pastor W. F. Krahn. Als meine Kinder dann im Jahre 1932 wegen Krankheit meines Schwiegersohnes nach den U.S.A. zogen, kam ich wieder zurück nach Melville und hier möchte ich auch den Rest meines Lebens verbringen. Hier ist mein Heim in jeder Hinsicht. Hier liegt meine heimgegangene Frau in der Erde; da will ich auch begraben sein. Das helfe Gott. Bis hierher hat mich Gott gebracht, bis hierher mir geholfen. Er wird auch weiter helfen, dessen bin ich gewiß."

* * *

In Winnipeg gibt es ungefähr 14,000 Menschen deutscher Geburt oder Herkunft, also wohl zwischen 2000 und 3000 Familien. Auch die Deutschen hier sind von allen Ländern gekommen, wie man so sagt und haben es verstanden, sich hier ihr Heim zu bauen. Viele sind schon eine Generation hier. So schreibt uns Herr Ed. Hintz:



Herr Ed. Hintz und Familie

„Wir kamen am 24. April 1900 in Winnipeg an, nachdem wir aus Wolhynien, Rußland, ausgewandert waren. Ich wurde im Plotzker Gouvernement, Russisch Polen, geboren und meine Frau in Lodz, Russisch Polen. Eins unserer Kinder wurde noch in Rußland geboren, die anderen hier in Canada. Wir sind **dankbar, daß wir in Canada sind** und die schlechten Zeiten in Rußland nicht mitmachen brauchten. Als wir 1900 nach Winnipeg kamen, waren die Zeiten auch nicht sehr gut, aber wir konnten doch unser Leben machen, und wenns auch nicht anders war als mit der

Bocksäge. Später wurde es dann besser und man konnte gut leben —".

* * *

Aus dem schönen Oesterreich.

Manche guten deutschen Farmer und Arbeiter in West-Canada sind aus Oesterreich — auch aus Ungarn, Jugoslawien und Rumänien — gekommen. Es war in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, als besonders viele Leute aus Oesterreich und österreichisch-Polen kamen. Sie sind allenthalben im weiten Westen anzutreffen und zeichnen sich durch fleißige Arbeit und freundliches Wesen aus.

Hier haben wir einen Oesterreicher, der auch schon seit langem in West-Canada lebt und hier gute Fortschritte gemacht hat.



Ed. Kainz, Markinch, Sask.

Er schrieb uns in einem Brief:

„Ich bin im alten Oesterreich geboren und habe bei dem K. u. K. Infanterieregiment No. 41 drei Jahre gedient, wo ich es bis zum Zugführer brachte. 1904 kam ich nach Canada und nahm 1906 nördlich von Markinch eine Heimstätte auf, wo wir noch immer wohnen. Habe viele Erfahrungen in der Farmerei und im öffentlichen Leben gemacht. Gehörte einige Jahre zur Schulbehörde der Landschule und bin jetzt schon seit mehreren Jahren Sekretär derselben und seit 1927 Councillor in der Munizipalität. Bis zum Jahre 1929 habe ich die Farm- oder Landwirtschaft mit gutem Erfolg betrieben; aber von jener Zeit an geht es mit der Farmerei bei den meisten Farmern bergab. Ursachen hierfür sind mancherlei."

Dies ist das Wohnhaus auf Herrn Kainz' Farm und darunter der große Stall.



Wohnhaus



Stall

Hier im Westen gibt es viele Deutsche, die eine **große** Familie aufweisen können: kräftige Söhne und schöne Töchter. Wenn bei älteren Pionieren mal große „Familienzusammenkunft" ist, dann ist die Zahl der Nachkommen gar oft sehr groß. Und was könnte besser sein für das noch so



dünn bevölkerte Land!? Wir bringen hier ein Bild von zwei erwachsenen Söhnen des Herrn Kainz mit einem schönen Zweiergespann.



Die Jungens auf der Kainz-Farm haben Präriewölfe gefangen.

Ein anderer Oesterreicher, Heinr. Wirth, schreibt von Neudorf, Sask.:

„Ich kam im Jahre 1889 von Oesterreich nach Canada und bin seit 1891 Leser des „Nordwesten." Also schon 48 Jahre lese ich diese Zeitung und keine andere. Bin schon 83 Jahre alt und freue mich immer auf den Mittwoch, wenn die Zeitung kommt. Ich wohne auf dem Lande."

* * *

Eine andere **83-jährige Person,** Frau K. Villbrandt, Stoney Plain, schreibt:

„Ich bin am 20. November **83 Jahre alt** geworden. Mein Mann ist bereits seit 12 Jahren tot und wir haben viel durchgemacht und alles verloren, was wir hatten. Mein Mann war volle 8 Jahre krank und ich habe selbst 4 Monate lang mit gebrochener Hüfte gelegen. Jetzt bin ich ganz alleine und das einzige, was mir noch Freude macht, ist der „Nordwesten."

* * *

Tolstoy, Man.

„Bin auch einer von den „Nordwesten"-Lesern, die über 35 Jahre abonniert haben. Bin ein Farmer, einer der ersten hier im Tolstoy Distrikt. Habe die Farm, auf der ich wohne, als Heimstätter erworben, die andern dann zugekauft."

Jacob Hutt.

* * *

Hier ist auch ein Mann, der von einer **zahlreichen** Familie schreiben kann, nämlich Kornelius Ginther, Horndean, Man. Als der „Nordwesten" ins Leben trat, also 1889, war er als 19-jähriger Jüngling bei seinen Eltern Isaak Ginthers auf der Farm zu Kronstal, P. O. Chortitz, Man. Er schreibt dann:

„Damals war ich ein Jüngling und jetzt besteht meine **Familie aus 58 Seelen, d. h. mit Schwiegersöhnen, Schwiegertöchtern und deren Kindern zusammen,** wovon aber 11 schon gestorben sind. Ich bin als siebenjähriger Junge mit meinen Eltern am 13. August 1877 aus Rußland in Canada eingewandert. Am 15. Juli 1890 trat ich mit meiner Gattin, geb. Katharina Dück, in den Ehestand. 1891 versuchten wir Farmer zu werden, was aber mißlang, weil nämlich der Weizen verfror und noch über den Winter ungedroschen blieb. Dann haben wir abwechselnd auf Pachtland gewohnt und ich bin Schullehrer gewesen bis zum Jahre 1917. Dann kauften wir uns hier 240 Acker Land und alles ging gut, bis im Sommer 1928 die Ernte des vielen Regens wegen **fast total verlustig** ging, was einen großen Rückschlag verursachte und woran wir noch immer hinken. Und jetzt als bald Siebzigjähriger, — die Kinder fast alle verheiratet, — will von der Farmerei nicht viel mehr werden.

Ja, als der „Nordwesten" zuerst erschien, war er nur vierseitig; aber er kam heraus mit dem Ehrenwort **„deutsch zu sein und deutsch zu bleiben";** „Der Nordwesten" zu heißen und dem Nordwesten des Landes zu dienen," worin er auch treu geblieben ist."

Vom Ochsenwagen zum Lastauto.



Das Bild stellt die Farm Franz H. Schröders, Riverville, Man., dar. Von kleinen Anfängen hat die Familie Schröder ein schönes Farmanwesen aufgebaut; heute wohnt der jüngste Sohn Franz S. auf der Farm, auf der zwischen 500 und 600 Acker unter dem Pflug sind.

Herr Schröder, der sich nun mit seiner Gattin von der Farmarbeit zurückgezogen hat, schreibt:

„Es hat in 50 Jahren manches Auf und Nieder gegeben. Die Arbeit mit Ochsen auf der Farm war nicht leicht und das Getreidefahren nach Winnipeg mit dem Ochsengespann **nahm 3 bis 4 Tage in Anspruch;** dazu konnte man nur sehr kleine Ladungen nehmen. Oft kam es vor, daß man auf dem Wege in den vielen Sümpfen stecken blieb; dann mußte das Getreide abgeladen und aufs Trockene getragen werden, Wagen und Ochsen wurden nachgeholt und das Getreide wieder aufgeladen. Mit viel Strapazen ging es dann dem Ziele zu. — Doch nicht lange, dann wurde es mit Pferden in 2 Tagen gemacht und gegenwärtig in einigen Stunden mit dem Truck. — In den letzten Jahrzehnten hat man großartige Fortschritte gemacht: von der Handsense bis zum Combine, vom Handpflug bis zu dem 4-scharigen



Traktorpflug, vom Ausstreuen der Saat mit der Hand bis zur Drillmaschine, von dem großen Wagen bis zum Auto, um Besuche zu machen.

Wir sind in Rußland geboren und seit 1874 in Canada. Haben durch Fleiß und Ausdauer auch mitgeholfen Canada aufzubauen; aus Sumpfwegen gute Hochwege gemacht und die wilde **Prärie unter Kultur gebracht.** Die großen Schwärme Mücken und Moskitos haben uns was zugesetzt! Ja, es waren Quälgeister im wahren Sinn des Wortes! Und all die großen Schwierigkeiten! Doch wir sind durchgekommen und wir sind dem Geber alles Guten viel Dank schuldig für all die Wohltaten, die er uns erzeigt hat in den Jahren unseres Hierseins. Als wir damals vor 64 Jahren herkamen, war alles eine Wildnis ohne Wege; auch hatte Manitoba damals noch keine Meile Eisenbahn. Es ging auf dem Red River nach Winnipeg hinein. Trotzdem hat es uns gut gegangen und wir sind dem Herrn dankbar für alle seine Wohltaten."

Und im nebenstehenden Bild sehen wir Herrn Franz H. Schröder und Frau selber — die in langen, arbeitsreichen aber auch gesegneten Jahren das Ihre getan haben, um die wilde Prärie fruchtbar und bewohnt zu machen.

* * *

Zwei andere alte Leser schreiben:

Morris, Man.

„Habe den „Nordwesten" in den 50 Jahren seines Bestehens mit nur wenig Unterbrechung gelesen. Bin 72 Jahre geworden und habe die Farmerei aufgegeben; aber das Blatt will ich noch weiter lesen. Was meine Erfolge anbetrifft, bin in mit denselben höchst zufrieden; bin auch nicht umhergezogen, was bezeugt, daß ich mit dem zufrieden war, was ich besessen habe."

C. D. Löwen.

* * *

Und hier kommt noch einer, der nun auch schon ein Menschenalter lang am Aufbau des Westens mitgearbeitet hat! Herr Peter Schoepp von Stony Plain, Alta., schreibt, daß er mit Familie im Frühjahr 1900 nach Alberta kam und eine Heimstätte aufnahm.

„Damals war nur **Himmel und Wald** zu sehen, aber seit einer Reihe von Jahren ist der **Wald bereits verschwunden.** So wissen wir, daß „Arbeit macht das Leben süß." Habe noch anderthalb Viertel Land gekauft, und auch da ist der Busch verschwunden.

Wir kamen damals **mit $219 her;** aber man konnte damit nicht viel anfangen. Wir haben **harte Zeiten** durchmachen müssen; denn da gab's noch keinen Relief wie heute. Und dennoch wird heute geklagt, bald über dies und bald über das.

Als wir hier ankamen, gab es hier **keine Wege,** sondern nur Indianer=Pfade. Wir waren ein paar Mann und gründeten eine Schule. Jahre nachher waren wir elf Mann, die zusammen gingen und eine **Gemeinde** gründeten und bauten auch eine kleine Kirche, die erst letztes Jahr vergrößert wurde. Es ist die ev. luth. St. Johannes=Gemeinde zu Blueberry, Alta.

Ich war 30 Jahre alt, als wir hier herkamen; also jung und stark. Und so haben wir unsere Kraft hier an der harten Arbeit aufgerieben und dennoch müssen wir sagen: Gott sei Dank für alles, was er uns widerfahren ließ und daß er uns noch erhält!

Das Farmen habe ich im Jahre 1930 aufgegeben und brauchen wir nicht mehr zu arbeiten, wenn wir nicht können oder nicht wollen."

* * *

Ein anderer alter Pionier, der leider zur Zeit, wo dies geschrieben wird, im Krankenhaus ist, ist „Vater" Carl Pörsch von Brunkild, Man. Er hat auch „so allerlei" mitgemacht und schrieb uns im Frühjahr 1939:

„Wanderte im Jahre 1888 nach Canada aus, wo mein Bruder schon seit 1886 war. Sieben Jahre arbeitete ich in Rosenhof bei Mennoniten, wo sie für meine schwierige Lage volles Verständnis hatten. Diese Menschen haben sich als große Wohltäter an mir erwiesen und mir viel geholfen. —

Dann kaufte ich mir eine Farm, konnte etwas anzahlen; aber dann begann das Elend. Mit geborgtem Geld, ebenso Ochsen und Pflug ging es an die Arbeit, um Furche bei Furche mit dem Handpflug zu ziehen, bis ein Acker fertig war. Acker bei Acker wurde so umgepflügt.

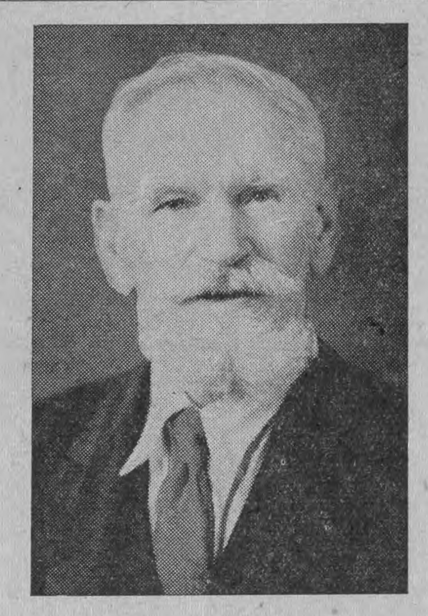
Aber woher die Saat nehmen? — Ich vertraute mich unserm lieben Gott an und er wußte Rat zu schaffen. Ich bekam von einem lieben Mennoniten Saat: Weizen und Hafer. So konnte ich mit Gottes Hilfe auch die Saat unterbringen.

Meine Frau konnte, da wir schon 2 Kinder hatten, mir nicht allzuviel helfen, so doch in der Heuernte ging sie mir kräftig zur Hand.

Von Rosenort bis Brunkild war alles Prärie, also viel Heu, viel Wasser, aber noch mehr Moskitos. Müde von der Arbeit, hungrig kamen wir viele Meilen mit unsern lieben Ochsen nach Hause. Aber o, so wenig Lebensmittel waren vorhanden und vier Menschen wollten essen. Aber es ging doch. Oft habe ich an das Wort des Dichters, das die Königin Luise so liebte, gedacht:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!"

Die Ernte war eine gute. So ging es langsam vorwärts. Die Familie wurde größer; Kinder wuchsen heran. So konnte ich mir mit den Jahren auch mehr Land anschaffen. Auch ein Haus fing ich an zu bauen, denn bisher hatten Speicher als solches gedient. — Beim Holzholen von Morris und Gretna hatte ich das Unglück, beide Beine zu brechen. Aber auch in der größten Not hatte ich volles Vertrauen zu Gott. Und siehe da: Nachbarn sowie auch meine Brüder, 3 an der Zahl, kamen und es wurde gebaut. Ich heilte mich aus, konnte wieder gehen und als 82=Jähriger besuche ich meine Brüder von Rosenort bis nach Brunkild oft zu Fuß. Es ist nicht sehr weit, so doch an 10 Meilen. 4 Brüder und 3 Schwestern leben hier in Brunkild. 3 Schwestern sind Witwen, 3 Brüder Witwer. Oft werden die Erlebnisse aufgewärmt und wir haben viel Freude daran."

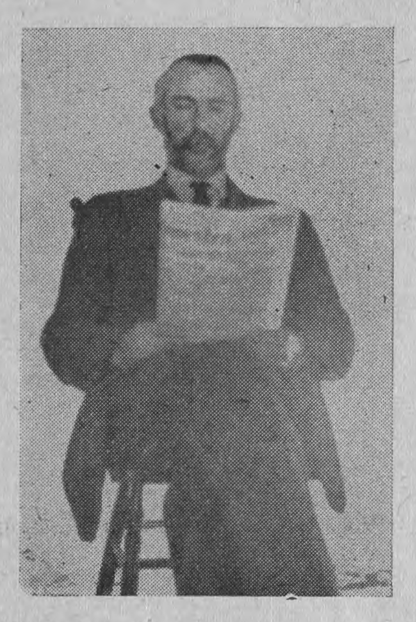


Carl Pörsch, Sr.

Oben ist das Bild des alten Pioniers, der so viel hier mitgemacht hat.

In Manitoba geboren.

In Manitoba geboren — also ein **einheimischer** Canadier — ist Herr F. J. Görtzen, den wir hier im Bilde sehen, wie er gemütlich den „Nordwesten" liest.



Er schreibt uns:

„Ich bin in Manitoba, in der Nachbarschaft von Morden, geboren und aufgewachsen und habe da auch das in meinen Augen beste Mädchen in der ganzen Gegend geheiratet, nämlich Frl. Maria Nickel, Tochter von Herrn und Frau Johann Nickel in Schönfeld.

Im August 1904 zogen wir nach Morden, wo ich mit James O'Brien zusammen bis zum Oktober 1925 Maler- und Dekorationsarbeiten verrichtete. Dann kaufte ich eine Farm bei Ratner, Sask., denn wir hörten immer, daß es dort nicht weniger als 50 Buschels Weizen vom Acker gebe.

Am 10. Oktober 1925 kamen wir im Wald bei Ratner an. Da sagte man uns, daß es hier nur in 3 Jahren 50 Buschels Weizen vom Acker gegeben habe. Das war die erste Enttäuschung. Und damit, daß die Bäume mit einem Ende so fest in der Erde sitzen, hatten wir auch nicht gerechnet; denn solche Arbeit hatten wir noch niemals getan. Dann — alle Gebäude aus Baumstämmen bauen, war ganz andere Arbeit als den Farbenpinsel zu führen. Aber ich sagte mir: „Franz, du wolltest nach Ratner, wo es 50 Buschels Weizen vom Acker gibt; jetzt nur vorwärts!"

Und es ging. Wir haben **nicht zu klagen,** und sind noch nicht an Relief gewesen. Der Herrgott ist gut gewesen, hat uns versorgt, Gesundheit und Kraft gegeben, die schwere Arbeit zu tun und heute sind wir ganz geschickt dabei."

* * *

42 Jahre im Lande.

818 Lismore St.
Brooklands, Man.
Sommer 1939.

Werter „Nordwesten!"

Ich bin auch einer von den alten Pionieren und Ansiedlern dieses Landes — denn ich bin nun 42 Jahre in Canada und zwar auf der Farm, P. O. Forly, Winnipeg Beach. Seit mehr als einem Menschenalter habe ich hier Gemischtwirtschaft betrieben, Ackerbau, Vieh- und Milchwirtschaft.

Als ich herkam, war ich der erste Ansiedler, der hier anfing, zu farmen. Als ich in diese Gegend kam, war auf eine Strecke von 16 Meilen noch kein Weg und Steg und man kann sich denken, daß es keine kleine Sache war, an Ort und Stelle zu kommen. Einen Weg durchzuhacken nahm es 8 Mann einen Tag lang schwere Arbeit.

Meine Farm ist 370 Acker und alles war Buschland. 65 Acker sind unterm Pflug und 120 Akker Wiesen. In einem guten Jahr gibt es 100 Tonnen Uplandheu und Timothe. Vor einigen Jahren konnte ich 8 Eisenbahnwaggons Heu verkaufen—je Waggon zu 10 Tonnen. In der besten Wirtschaftszeit hatten wir 42 Stück Vieh, alt und jung, davon 23 Milchkühe. Die Farmarbeit können wir mit 4 Pferden verrichten.

Was die Familie anbetrifft, so haben wir 12 Kinder großgezogen und keins davon wird dem Lande zur Last fallen, da alle etwas gelernt haben und sich bis jetzt ihr Brot verdienen konnten. Das jüngste Kind von 22 Jahren ist zu Hause.

Wir stammen aus Deutschbach, 6 deutsche Meilen von Jaroslau. Ich war zwei Jahre beim Militär in Jaroslau und ein Jahr in Wien und bin nun 74 Jahre alt. Ich habe einen Bruder in Winnipeg.

Wir lesen den „Nordwesten" seit 42 Jahren, so lange wir in Canada sind und sind immer mit ihm zufrieden gewesen. J. Schlamp.

* * *

Als die C.P.R. durch den Westen gebaut wurde.

Einer der ersten deutschen Pioniere im Westen ist Emil Griesbach, Gleichen, Alta. Er kam schon im Jahre 1881 in Winnipeg an. Er wurde bald mit den Mennoniten in Manitoba bekannt und hielt sich anfangs längere Zeit in Gretna, Man., auf. Er schreibt über diese Zeit:

„Als ich einige Zeit in Gretna gewesen war, schrieben meine Freunde aus Winnipeg mir, daß die C.P.R. Eisenbahn von Winnipeg aus weiter nach dem Westen zu gebaut würde. Ich begab mich dann im Jahre 1883 nach Winnipeg zurück und erhielt Arbeit bei einer Kontraktorenfirma Langdon & Sheppard.

Im März kamen wir über Medicine Hat hinaus nach Siding No. 11 und dann weiter westlich nach Siding No. 12 und diese wurde **Gleichen** getauft nach dem Herrn Hohenthal-Gleichen, der aus Altenburg stammte. Ich erinnere mich noch dessen, wie eine Kabuse mit verschiedenen Herren ankam, unter ihnen auch zwei Brüder von der Firma Krupp in Essen, welche die Schienen lieferten. Auch der Präsident der C.P.R., Herr van Horn, welcher mit Herrn Hohental-Gleichen und den Herren von der Krupp Gesellschaft finanziell zusammenarbeitete. Auch waren da mehrere Herren von der Hudson's Bay Company, auch ein Herr von der Winnipeger Firma Osler, Hammond & Nanton, und dieser Herr schlug den Namen: **„Gleichen"** vor, obgleich dies ein deutscher Name war. —

Ich blieb vorläufig bei der C.P.R. und wurde mit deren Beamten bekannt. Auch erkundigte ich mich betreffs Land und Ansiedlung und fing an mit Mennoniten in Manitoba zu korrespondieren und wurde näher mit ihnen bekannt und erhielt Besuch von solchen, die Land wollten. Dann kam leider die Riel Rebellion, die so viel Unruhe ins Land brachte und nicht ohne ziemliches Blutvergießen vorüberging, bis endlich Louis Riel, Führer der Metis, gefangen genommen und nach Regina gebracht wurde. Da war das Land aber noch offen für Heimstätten und im Jahre 1887 bekam ich die ersten Mennoniten, 25 Familien, hierher. Sie waren meist aus der Gretna, Man., Gegend. Und ich hatte in der Land-Office in Calgary über 1400 Heimstätten reserviert."

„Von Gleichen muß ich bemerken, daß ich den C.P.R. Beamten viel Dank schuldig bin. Einige von diesen sind noch am Leben; die anderen sind schon gestorben.

Gleichen wurde zum Bahn-Divisionspunkt gemacht; ein Rundhaus und alle nötigen Gebäude wurden errichtet; auch ein großer Kohlenschuppen für die Steinkohlen zur Befeuerung der Lokomotiven wurde gebaut.

Die erste Steinkohle kam von den Staaten für die in östlicher Richtung fahrende Lokomotive, während die westlich laufende Lokomotive mit Holz befeuert wurde. Das Holz war in 2-Fuß Längen geschnitten und wurde in 1-Cord Racks gemessen.

Später war ich in Calgary und sah hier auch Herrn Shaughnessy, Präsident der C.P.R., und Herrn Jamieson, den Superintendenten der westlichen Division der Bahnlinie, mit Wohnsitz in Calgary. Sie rieten mir einen Laden zu bauen an einer Haltestelle 14 Meilen südlich von Strathmore mit meinem eigenen Namen Griesbach. Dies sollte eine dänische Ansiedlung werden, doch es kamen auch einige deutsche Siedler. Ich unternahm dies und bekam auch die Post Office."

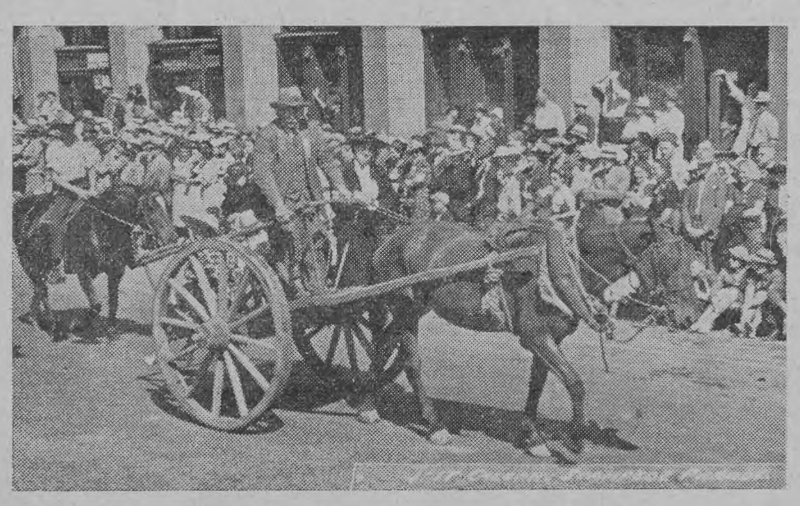
* * *

Das unten stehende Bild ist von der Calgary „Stampede" und der Mann, der den sogenannten „Red River Cart" fährt, ist Emil Griesbach. Er schreibt dazu:

„Betreffs des Red River Cart, der auf dem Bild erscheint und den ich fahre, sei bemerkt, daß ich damals in der Parade der „Oldtimers" gelegentlich der Calgary Stampede an der Spitze der „Oldtimers" fuhr. Diesen Red River Wagen kaufte ich im Jahre 1889 von einem Halbindianer George Rippling von Bannerman Crossing westlich von Red Deer, wo ich einen kleinen Store hatte. Auch die Royal Mounted Police hatte dort Quartier.

Einen hohen Besuch hatte ich im Frühjahr 1890 in Bischof Pinkham von der anglikanischen Kirche in Calgary und in Leutenant-Gouverneur Forget von Regina, Sask. Die beiden Herren benutzten meinen Red River Cart und machten eine Tour durch die Indianer-Reserven in Begleitung des genannten Halbindianers Rippling."

Herr Emil Griesbach lebt noch heute in Gleichen, Alta.



Und ein Schweizer.

Herr E. Kern, 289 Cathedral Ave., Winnipeg, ein Schweizer und alter Freund und Leser unseres Blattes und Kalenders, schrieb dem „Nordwesten“:

„Es bereitet mir große Freude den „Nordwesten“ zu seinem 50jährigen Bestehen beglückwünschen zu können. Es war die **erste deutsche Zeitung** hier im Westen und dieselbe ist heute über ganz Canada verbreitet und ist in den 50 Jahren immer pünktlich bei den Lesern eingekehrt. Ich wünsche dem „Nordwesten“ noch 1000 Jahre zu bestehen. In 1888 war ich Agent für die Watson Maschinen Co. und als die erste Zeitung herauskam, nahm ich eine Anzahl Nummern derselben mit und verteilte sie unter den Deutschen bei Steinbach und später auch bei Plum Coulee und bekam auch viele Bestellungen auf die Zeitung. Seit jener Zeit bin ich ein stetiger Leser des „Nordwesten.“

* * *

Und damit beenden wir diese Artikelreihe, die unsere Leser hoffentlich mit ebenso viel Freude gelesen haben, wie es dem Kalenderschreiber Freude gemacht hat, die Artikel zu schreiben und zusammenzustellen.

Das Land der Mandeln.

Die Insel Sizilien mag im Altertum eine Art von Schlaraffenland gewesen sein, während sie jetzt nur an einigen Stellen der Küste mit einem irdischen Paradies verglichen werden kann, und auch dort nicht in erster Linie wegen der mühelosen Ertragsfähigkeit des Bodens. Mit der Zeit aber haben sich doch wieder manche Kulturen in Sizilien ausgebreitet. Einen außerordentlichen Aufschwung hat in den letzten Jahren die Anpflanzung von Mandelbäumen auf Sizilien genommen. Immer weiter haben sich die Mandelgärten ausgebreitet, und immer größer sind die Erfolge ihrer Besitzer geworden. Nach einem Bericht aus Palermo sind aus diesem Hafen allein im letzten Jahr rund 150 Tonnen Mandeln im Werte von mehr als 2 Millionen Lire verschifft worden. Dieser Fortschritt ist namentlich dadurch bedingt gewesen, daß man gelernt hat, verschiedene Arten von Mandeln zu ziehen, die nicht zu derselben Zeit blühen, also auch nicht sämtlich gleichzeitig einem Frost erliegen können, wie er früher nicht selten eine ganze Ernte vernichtet hatte.

Hilfe zur Zeit des Zahnens

Mutter um Mutter schreibt höchst lobend über die Vorteile von BABY'S OWN TABLETS

„Wir haben nicht die Ruhe einer Nacht vermißt wegen des Zahnens der Kinder, da ich immer mein altes Hilfsmittel, Baby's Own Tablets, gebrauche. Sie sind es wert, mit Gold aufgewogen zu werden,“ schreibt Frau Archie Begbie, Consecon, Ontario.

Frau Alton Parcher, Glenalmond, Quebec, sagt: „Mein Baby hat fünf Zähne und es war nie krank seit der Geburt, und das dank Baby's Own Tablets.“

„Baby's Own Tablets sind ausgezeichnet zur Zeit des Zahnens,“ erklärt Frau Hugh MacNeill, Sydney, N. S.

„Besonders nützlich, wenn die Kleinen Zähne bekommen,“ schreibt Frau A. J. Lebel, Rigaud, Quebec.

Viele andere Mütter haben in ähnlicher Weise geschrieben. Geben Sie **Ihrem** Kind Baby's Own Tablets bei Beschwerden beim Zahnen, verdorbenem Magen, einfachem Fieber, Kolik, Erkältungen, Verstopfung, Schlaflosigkeit und wenn immer es mürrisch, ruhelos und verdrießlich ist. Kinder nehmen diese Tabletten so gern wie Candy. Sie sind absolut **zuverlässig** — sehen Sie das Analytiker-Zertifikat in jedem 25-Cent Päckchen.

DR. WILLIAMS'

BABY'S OWN TABLETS

Machen und erhalten die Kinder gesund — wie Mütter das wissen

Getreu der Heimat—getreu der Pflicht!

Erzählung von M. Schifferings

1.

Sie war die Aelteste von den Fünf im Försterhaus, die blonde Helene, weil sie aber so besorgt wie ein kleines Mütterchen für die jüngeren Geschwister war, nannte man sie „Mühmchen." Irgendwelche besondere Eigenschaften und Talente besaß sie nicht, sie war ein einfaches Menschenkind, herzlich, munter, verstehend, liebevoll. Ihr Heim war ihre Welt. Sie liebte das einsame Försterhaus mit den Birkenmöbeln aus Mutters Ausstattung, das grüne Ripssofa und die Hirschgeweihe und Rehgehörne darüber, die der Vater alle mit dem Datum versehen, wann und wo er das Wild erlegt hatte. Es war so heimisch, so urgemütlich in dem Daheim, wo die rundliche Mutter wirtschaftete, wo der Vater mit seiner Baßstimme sang und das tat er, so oft er einen guten Tag hatte. „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst," klang es dann aus der Wohnstube oder auch: „Schlafe Kindlein, schlaf ein, Fränzchen," das Lied, mit dem alle Försterkinder in den Schlaf gesungen werden. Und wie schön war der Wald! Mühmchen konnte stundenlang darin wandern, ohne müde zu werden. Immer entdeckte sie neue Wunder, immer neue Schönheiten, deren sie Herr werden mußte. Sie konnte mitten im Walde stehen und die Arme ausbreiten und einen hellen Jauchzer ausstoßen. Aber Mühmchen konnte auch fein ruhig sein, wenn sie in der Morgenfrühe mit dem Vater in den Wald ging, um das Wild zu beobachten, das aus dem Walde in die Wiese trat. Das war so feierlich, so kirchenstill und Andachtsschauer durchzogen das Herz, wenn von fernher die Morgenglocke läutete. Das war die Stunde, wo, wie Mühmchen dachte, der liebe Herrgott durch den Wald gehe, leise, nach seiner Weise, und Mühmchen hielt den Atem an, um ihn nicht zu stören. In solchen Augenblicken griff sie wohl nach der Hand des Vaters und flüsterte: „Ich gehe nie, nie hier fort! Ich bleibe immer hier." Dann lachte der Förster in seinen langen Bart und sagte vor sich hin: „Dumme, kleine Dirn, was weißt Du, was Du später tust!"

Die Söhne mußten das Försterhaus früh verlassen, weil es in der Nähe keine Ausbildungsmöglichkeiten gab. Der Aelteste wollte Förster werden wie der Vater und mußte nach der Schulzeit in die Forstlehre eintreten. Der zweite hatte sich den Lehrberuf als Ziel gesetzt und mußte auswärtige Schulen besuchen.

Mühmchen verstand es, die Mutter zu entlasten, sie verstand auch, sie zu beruhigen, wenn sie sich allzusehr sorgte. „Mühmchen ist eine Perle," sagten Bekannte, die im Försterhaus einkehrten, „aber einmal rollt sie doch fort, wer weiß wohin."

Wenn Mühmchen das hörte, lachte sie und beteuerte, daß es nirgends so schön sei wie zu Hause und im Walde. — — —

2.

Die um zwei Jahre jüngere Schwester heiratete einen Postbeamten in einer Stadt. Mühmchen half getreulich bei den Hochzeitsvorbereitungen und richtete den jungen Leuten das Heim ein, während diese auf der Reise waren.

Man rief nach Mühmchen, als das erste Kindlein erwartet wurde, und Mühmchen kam, versorgte Mutter und Kind und reiste froh wieder nach Hause.

Als Werner, der Jüngste aus dem Försterhaus, auch von zu Hause schied, um in eine Kaufmannslehre einzutreten, war es sehr still geworden. Werner war der Munterste von allen, frisch und froh, ein wenig Draufgänger, aber sich seiner Worte und Handlungen doch bewußte und wohl fähig, Verantwortung zu übernehmen.

Mit den Eltern und Trina, dem langjährigen Mädchen, lebte Mühmchen im Försterhaus weiter. Es hat wohl manch einer, besonders die jungen Grünröcke, die den Vater besuchten, Gefallen an dem frischen, nie verdrossenen Mädchen gefunden, aber Mühmchen machte sich nichts aus ihnen. Daß sie einmal einen kurzen Liebestraum geträumt hatte, verriet sie nicht.

— — — —

Zehn Jahre war die Schwester verheiratet und hatte während dieser Zeit drei Kindern das Leben geschenkt. Nun wurde das vierte erwartet und man rief nach Mühmchen. Aber die saß an dem Krankenlager der Mutter und schrieb, daß es diesmal ohne sie gehen müsse, sie wolle die Mutter nicht verlassen. Die konnte sich nach einer schweren Lungenentzündung nicht erholen und wenn auch keine augenblickliche Lebensgefahr bestand, so wollte Mühmchen doch nicht von ihr gehen.

Die Schwester gebar ein totes Kind, ihr Mann

schrieb, daß es ihr normalerweise gut gehe und man hoffe das Beste. War es nun diese Nachricht, die die Mutter ängstigte? Sie bekam einen Anfall von Herzschwäche, der sich am folgenden Tage wiederholte und ihrem Leben ein Ziel setzte.

Als alles vorüber war, die Beerdigung, die Abreise der Brüder und die traurigen Aufräumungsarbeiten, reiste Mühmchen zu der Schwester, die die Mutter nicht wiedergesehen hatte. Wie erschrak sie, als sie die junge Frau sah. Blaß, eingefallen das Gesicht, blaue Ringe um die Augen. Sie lächelte ihr entgegen, ein trauriges Lächeln. Wortlos schloß Mühmchen sie in die Arme und beide weinten.

Nein, ihr fehle nichts, sagte Gertrud, sie fühle sich nur müde, hätte zu nichts Lust und möchte am liebsten den ganzen Tag schlafen.

„Das kannst Du jetzt tun," meinte Mühmchen, „ich bin da und sorge für alles." Ihr eigenes Leid stellte sie in den Hintergrund und obwohl ihr, wenn sie allein war, die Tränen kamen, wenn sie an die Mutter dachte, die sie verlassen und an den Vater, der nun mit Trina allein war, so fand sie doch ein tapferes Lächeln und muntere Worte, um die Schwester aus ihrer Schwermut zu reißen.

Gertruds Mann war eine Natur mit zähem Willen. Er war stets um Korrektheit und Klarheit bemüht, das brachte wohl sein Beruf mit sich. Ohne ein Heimlicher zu sein, ließ er sich nur sehr bedingt ins Herz sehen, und Mühmchen mit ihrem offenen Wesen war diesem zurückhaltenden Schwager bisher sehr wenig nahe gekommen. Aber nun, bei längerem Zusammensein erkannte sie die tiefe Liebe zu seiner Frau, wie überhaupt seine Liebe zu allem Guten und Höheren. Er war auch von ernster Veranlagung, nannte sie nie „Mühmchen," immer Helene, und manchmal wußte sie nicht, daß er das Wort an sie richtete, weil ihr der Name fremd war.

Von den drei Kindern waren die beiden älteren Knaben, das jüngste ein Mädchen. Albrecht, der Neunjährige, hatte eine besondere Art, sich zu geben. Er war nicht immer klar zu durchschauen, vielleicht war er im Kern arglos, aber er hatte Neigung, sich fremd und groß zu machen. Mühmchen hörte von der Schwester, daß sie sich manchmal um den Knaben sorge. Sie kam den Kindern nicht gleich nahe, obwohl sie ihnen mit der ihr eigenen Herzlichkeit entgegenkam. Da diese sie nur von den kurzen Besuchen und ihren eigenen Ferienaufenthalten im Försterhaus kannten, war dieses wohl begreiflich, wenn man an die zurückhaltende Art ihres Vaters dachte.



„Ich gehe nie, nie hier fort! Ich bleibe immer hier."

Die junge Frau erholte sich langsam. Sie konnte bereits an Mühmchens Arm kurze Spaziergänge unternehmen. An einem Sonntag bestellte ihr Mann einen Wagen und alle fuhren hinaus ins Grüne. War das eine Freude! Wie ging Mühmchen das Herz auf, als sie durch den Buchenwald schritt. Und wenn es auch nicht der heimatliche war, schön war es überall, wo die Bäume, hohen Domen gleich, zum Himmel ragten.

Am Abend war Gertrud sehr müde, obwohl sie sich nicht angestrengt hatte. „Ach Mühmchen," sagte sie und ein tiefer, weicher Glanz leuchtete aus ihrem weißen Gesicht. „Ich möchte zu Hause sterben,

in unserem alten, lieben Förstershaus!"

Ein kindlicher, hilfloser Zug lag um ihren blutleeren Mund.

„Aber Liebes, wer denkt denn an Sterben, jetzt geht's doch bergan!" — —

Mühmchen hielt erschrokken inne, als sie auf die Schwester sah, die haltlos vor sich hinweinte. Sie fragte den Arzt, ob für die Kranke eine Luftveränderung dienlich sei, sie schilderte ihr schönes Försterhaus und meinte, da allein könnte man gesund werden. Doch der Arzt riet, damit noch kurze Zeit zu warten, bis die Kranke sich mehr erholt habe und den Anstrengungen einer Reise gewachsen sei.

Es kam nicht so weit. Drei Wochen später erlosch ihr Leben wie ein Licht, das keine Nahrung mehr hat.

Es war herzergreifend, als der Vater an das Totenlager seiner Tochter trat. In drei Monaten die geliebte Frau und ein Kind hergeben müssen ist hart und schwer.



„Ach, Mühmchen, ich möchte zu Hause sterben! In unserem alten, lieben Försterhaus!"

Mühmchen begleitete den Vater nach Hause, nachdem sie ihrem Schwager das Versprechen gegeben hatte, wieder zu kommen. Sie wußte, daß ihr Platz bei den Kindern ihrer Schwester war, wenn auch der alternde Vater sie sehr entbehren würde. Aber bei ihm blieb Trina, die gut für ihn sorgte.

Sie ging in den Wald, der jetzt im Glanz der Herbstsonne lag. Wie als Kind breitete sie die Arme aus, aber kein heller Jauchzer kam aus ihrem Mund, sondern Tränen entströmten ihren Augen. Aber als sie dann nach Hause ging, da fühlte sie, wie ihre Brust sich weitete und ihr Kopf hell und frei wurde. Sie wußte, was sie tun mußte, und wußte, was sie wollte. Und so ging sie tapfer an ihre Aufgabe.

3.

Ihr Schwager hatte seinen Kindern gesagt, daß sie „Tante Helene" sagen müßten. Er fand „Mühmchen" respektlos. Da er es so angeordnet hatte, sagte sie nichts dagegen, aber sie fand das steife „Tante Helene" schrecklich, ohne Wärme und Herzlichkeit. Ja, ihr war, als streife sie mit dem „Mühmchen" alle liebe Vertraulichkeit ab und als wäre sie jetzt ein fremder Mensch.

Es war nicht ganz leicht, sich einzugewöhnen. Solange die Schwester lebte, hatte die sich um die Kinder gekümmert, nun trug Mühmchen alle Verantwortung und Sorgen. Sie wollte es recht machen und gab sich Mühe. Albrecht machte es ihr oft schwer. Sie kannte sich in dem Jungen nicht aus. Mal hielt sie ihn für lieblos, mal für hinterlistig, bis eine Kleinigkeit ihr zeigte, wie er war. Sie hatte Pflaumenkuchen gebacken und drei kleine Kuchen für die Kinder auf den Tisch gestellt. Nach der Haferflockensuppe durften sie sie essen. Nun war aber ein Kuchen größer geraten und sie stellte diesen auf den Platz des Aeltesten, in dem Gedanken, daß dieser auch den größten Hunger habe. Als sie nach einer Weile wieder in das Zimmer kam, stand der größte Kuchen auf Wolfgangs Platz. Nur Albrecht war im Zimmer gewesen, also hatte er — — Wolfgang aß so gern Pflaumenkuchen. Sie sagte nichts, tat, als habe sie nichts bemerkt. Aber heimlich freute sie sich und dachte, daß das Herz bei Albrecht doch da saß, wo es sitzen sollte.

Ihr Schwager trauerte seiner Frau sehr nach. Er ließ Mühmchen walten wie sie wollte. Ihn

kümmerte nichts. Auch der Kinder nahm er sich wenig an. Mühmchen versuchte, mit allem fertig zu werden und sie wurde fertig. Sie konnte sich nicht entsinnen, daß ihr jemals eine Sache mißlungen wäre, darum war sie auch mutig und selbstsicher. Der Vater sagte früher: „Mühmchen trifft immer den Nagel auf den Kopf!“ Daran dachte sie oft.

Fast ein Jahr war seit dem Tod der Schwester verflossen, als Mühmchen einen Brief von Trina erhielt, sie wüßte nicht recht, wie das mit dem Vater wäre. Er habe immerzu Kopfschmerzen und sein Kopfkissen wäre morgens immer naß von den Umschlägen, die er sich in der Nacht mache. Er sage, das wäre nicht wichtig, aber sie fände es an der Zeit, daß ein Arzt hermüsse und was sie dazu meine. Mühmchen hatte keine Ruhe mehr. Sie mußte nach Hause. Das Mädchen war jetzt schon vier Jahre im Hause und konnte für eine Zeit lang fertig werden. Selbstverständlich wollte sie wiederkommen.

„Na, Mühmchen,“ sagte der Vater, „hast wohl Sehnsucht nach zu Hause?“

„Ja und nach Dir,“ entgegnete Mühmchen. Sie fand den Vater verändert, er war alt und hinfällig geworden und sein Bart war fast weiß. Er sagte ihr auch, daß er Kopfschmerzen habe und ließ es zu, daß Mühmchen den Arzt bestellte. Der versuchte es zunächst mit Tabletten, aber die Schmerzen kamen immer wieder, darauf meinte er, ob der Förster nicht zwecks einer genauen Untersuchung in das Krankenhaus kommen wolle, damit eine Röntgenaufnahme gemacht werde.

Das geschah nun. Mühmchen begleitete den Vater dorthin. Die Aerzte stellten eine Geschwulst an der Gehirnhaut fest. Ob man versuchen sollte, sie operativ zu entfernen? Freilich ging dieser Versuch auf Leben und Tod, sagte man Mühmchen.

Es kam nicht bis zur Operation. Ein Gehirnschlag brachte ein rasches Ende.

„Ich habe nur noch Gräber!“ klagte Mühmchen. Der einzige Trost war ihr, daß, wie die Aerzte ihr sagten, der Vater viel hätte leiden müssen, wenn er am Leben geblieben wäre.

Kurze Zeit, nachdem sie wieder im Hause des Schwagers war, bat dieser sie, seine Frau zu werden. „Ich halte es für das Beste,“ sagte er, „wenn Du Mutterrechte an den Kindern hast! Dann möchte ich auch Deine Zukunft sicherstellen, Du weißt, Helene, daß ich Dich sehr schätze.“

Mühmchen wollte nicht, nein, nein! Sie hatte sich das Frausein einmal anders gedacht.

Es wollte ihr nicht in den Sinn, daß es so für sie das Beste wäre. Auch dachte sie noch viel an ihr altes Daheim, das ihr nun für immer verloren war. Es kam vor, daß sie nachts weinte. Ach Mühmchen, wo ist Deine strahlende Zuversicht geblieben, Dein gesundes Selbstvertrauen, Dein willensstarkes Herz?!

Ihr Schwager behandelte sie mit besonderer Zartheit, war rücksichtsvoll um sie besorgt, aber er wolle in keiner Weise einen Zwang auf sie ausüben, sagte er ihr. Die Entscheidung läge bei ihr ganz allein.

Und dann kam der Tag, an dem Mühmchen dem Schwager ihr Jawort gab, in aller Stille vor Gott und den Menschen.

Nun wurde das Mühmchen begraben, sie war nun Frau Helene Westberg und Mutter von drei Kindern.

4.

Manchmal lag etwas wie Feindschaft in dem Blick, mit dem Albrecht die neue Mutter ansah. Helene merkte es wohl, aber sie sagte nichts. Sie hielt nichts von Zurechtweisungen oder gar Drohungen. Das mußte die Zeit ausgleichen. Der Junge ging ins 13. Jahr, das ist ein schwieriges Alter, dann wissen die jungen Menschen selbst nicht, mit sich fertig zu werden, geschweige mit der Umwelt.



Dann steht er vor ihnen, strahlend wie das Glück selber und streckte den Eltern die Hand hin, mit einem solchen Jubel, daß die Umstehenden lachen und sich mitfreuen.

Weniger schwierig war Wolfgang, sofern er sich nicht von seinem Bruder beeinflußen ließ.

Herzlich und lieb gab sich die kleine Else, die jetzt auch schon ein Schulmädchen war.

Helene sprach ihrem Mann nicht von den Schwierigkeiten, die sie manchmal mit den Knaben hatte, sie wollte allein damit fertig werden. Langsam gewann sie an Boden. Aber erst recht gut wurde es nach einer schweren Erkrankung Albrechts. Die Grippe trat stark auf und der Junge litt bereits seit Tagen an Hals- und Kopfschmerzen. Aber sich zu legen, hielt er für verächtlich. Bis ihn in der Klasse ein heftiger Schüttelfrost befiel, so daß zwei Mitschüler ihn nach Hause bringen mußten. Lange lag er in Schmerzen und Fieber und seine Mutter pflegte ihn aufopfernd. Immer, wenn er die müden Augen hob, sah er sie an seinem Lager. Als er dann endlich so weit war, daß er sich im Bett aufrichten konnte, streckte er seiner treuen Pflegerin die Hand hin und sagte: „Mutter, Du bist doch ein feiner Kerl!"

Das war bei ihm die höchste Ehrenbezeichnung, ein „feiner Kerl" zu sein.

Helene drängte die Tränen zurück, die ihr in die Augen kommen wollten. Rührseligkeit hätte der Junge nicht ertragen, so drückte sie nur seine Hand und lachte zu dem „feinen Kerl."

— — — — —

So verging die Zeit. Auf Helenens Arbeit und Mühe hatte Gottes Hand segnend geruht. Welch ein Glück kommt dem gleich, das Wachstum zu sehen, das man pflanzte und hütete! Ihre Kinder, sie nennt sie nie anders, sind zu blühenden Menschen herangewachsen.

Albrecht besucht ein Technikum. Er will Ingenieur werden und Luftschiffe und Flugzeuge bauen. Sein Sinn geht immer ins Große und Weite, aber sein Charakter hat sich gewandelt. Er legt sich keine fremden Meinungen zu, um groß zu tun, krankt nicht an zügellosen Wünschen, aber er bringt einen treuen Fleiß auf, um an sein Ziel zu gelangen.

Wolfgang will Baumeister werden und besucht eine Baugewerksschule. Else ist zunächst noch Haustöchterchen.

Georg Westberg hat es nie bereut, mit Helene den Ring der Treue getauscht zu haben. War Gertrud die Erfüllung seiner Jugendliebe, so war Helene die Vollendung. Es kommt ihm immer wieder zum Bewußtsein, wie klug und gütig die Frau ist, aus deren klarer Lebensweisheit er so manchen erquickenden Trunk getan hatte.

Sie erwarteten Albrecht am Bahnhof. Er hat sein Examen bestanden. Schon von weitem sehen sie ihn kommen, wie er, den Hut schwenkend, herankommt. Und dann steht er vor ihnen, strahlend wie das Glück selber und streckt den Eltern die Hand hin, mit einem solchen Jubel, daß die Umstehenden lachen und sich mitfreuen.

Man muß nur das Gute wollen, an das Gute glauben, dann gibt der Herrgott schon seinen Segen.

Georg Westberg durfte auch noch erleben, daß sein zweiter Sohn sein Staatsexamen glänzend absolvierte, als ihn eine tückische Krankheit ergriff, die ihm in wenigen Tagen den Tod brachte: Else war gerade in ein Lehrerinnen-Seminar eingetreten.

— — — — —

Sie sind alle drei versorgt, in guten Stellungen. Albrecht, Ingenieur an einem großen Werk, Wolfgang selbständiger Baumeister, Else Lehrerin in einer Kleinstadt.

Helene ist allein. Sie lebt in der Stadt, sie hat ihren Bekanntenkreis, aber irgend etwas quält sie. Sie ist unbefriedigt, seit sie keine Sorgen mehr hat. Da bringt ihr die Post einen Brief ihres ältesten Bruders. Er schreibt, daß er die Försterstelle erhalten hat, in der Heimat, daß er der Nachfolger von Vaters Nachfolger sei. Er ladet sie ein, bald zu kommen, denn er bringt Mutters Birkenmöbel wieder mit und das grüne Ripssofa.

Helene hatte die Hände in den Schoß gelegt und weint — weint vor Glück. Heimat! Heimat! Wieder in das alte Försterhaus. Wieder in den herrlichen Buchenwald.

Es dauert nicht lange und sie hat sich mit dem Bruder und der Schwägerin geeinigt. Sie will nach Hause, in ihr altes Zimmer und sie bekommt es.

Sie ist nun wieder das Mühmchen und ist restlos glücklich. In den Ferien krabbelt und wimmelt, keucht und fleucht es von Kindern und alle sind froh. Mühmchen wandert wieder durch den Wald und es kommt vor, daß sie die Arme ausbreitet wie als Kind, aber sie stößt keinen hellen Jauchzer aus, sie sagt ganz schlicht und einfach: „Lieber Herrgott, ich danke Dir! Du hast alles recht gemacht!"

Sie geht auch manchmal in der Morgenfrühe mit dem Bruder durch den Wald, wenn es friedlich und kirchenstill ist und aus dem Dorf die Morgenglocke herüberläutet. „Dann gehet leise nach seiner Weise der liebe Herrgott durch den Wald," und Mühmchen hält den Atem an, um ihn nicht zu stören.

Auf der Eisscholle

Von O. E. H. Becker

Sacht glitt die mächtige Eisscholle, der die Leute der verunglückten „Hansa“ ihr Leben anvertraut hatten, gen Süden. Das Wetter hatte sich nach anfänglichen Stürmen beruhigt. Nachts glitzerte vom klaren Himmel ein funkelndes Sternenmeer tröstlich herab und selbst am Tage vermochte man weithin zu sehen über die ausgedehnte Fläche des mit gefrorenem Schnee bedeckten Eises bis zum offenen Meer, auf dem hin und wieder ein gewaltiger Eisberg gefahrdrohend dahinschwamm. Nur selten störte das Bellen eines Polarfuchses die tote Stille oder ein von fern herüberwitternder Eisbär die leere endlose Einsamkeit.

Das Schiff war gemeinsam mit der Germania im Sommer zu der zweiten deutschen Nordpolexpedition aufgebrochen, aber im immer dichter werdenden Nebel des Nordmeeres hatten sie sich aus den Augen verloren — denn Funkgeräte kannte man im Jahre 1869 noch nicht. Die Hansa steuerte weiter gen Norden, doch der plötzlich sich verstärkende Frost ließ das Wasser gefrieren, die Treibschollen wuchsen zusammen, türmten sich übereinander, stauten sich um den Leib der „Hansa“, bis sie unbeweglich festsaß. Stöhnend knirschten die Planken des treuen Schiffes unter dem immer furchtbarer werdenden Druck des Eises, das schließlich ein großes Leck riß, durch welches unaufhaltsam Wasser ins Innere drang. Als Kapitän Hegemann zu den wütend pumpenden Leuten herunterstieg, hatte er sorgenvoll den Kopf geschüttelt und endlich den Befehl zum Verlassen des verlorenen Schiffes gegeben.

Es war eine barbarische Kälte gewesen. Aufkommender Wind blies ein dichtes Schneetreiben durch die stechende Luft, während die dick vermummten Matrosen, die Offiziere und die beiden Forscher Vorratskisten aufs Eis schleppten, die Masten kappten, Holzplanken losrissen, die Boote verstauten. Der Zimmermann und der Kapitän bauten währenddessen aus den vielen Preßkohlen, die geladen worden waren, eilig ein Haus, wobei Schnee und Wasser als Mörtel dienen mußten. Dann stand es — 7 Meter lang, 4½ Meter breit und fast 2 Meter hoch; das Dach war aus Brettern gefertigt, der Fußboden mit Planken und Decken belegt, die Wände sauber und dicht mit Segeltuch bespannt, Kompaß, Karten und ein Spiegel schmückten den für so viele Menschen fast zu engen Raum, der aber wenigstens vor Nässe, Kälte und Wind hinreichend schützte. Bald darauf war die „Hansa“ lautlos in die Tiefe abgesackt.

Es war still im Kohlenhaus. Der Koch stand an seinem kleinen Herd und buk Lebkuchen, zwei Matrosen arbeiteten an einem Stück Seehundsfell, während von draußen die regelmäßigen sich nähernden und wieder entfernenden Schritte eines vierten Mannes vernehmbar waren. Plötzlich dröhnte ein scharfer Schuß und alle blickten auf.

„Da haben sie wohl wieder mal ein tüchtiges Loch in die Luft geschossen,“ grinste Max Schmidt und brachte vorsichtig sein dick umwickeltes erfrorenes Bein mit einem schmerzlichen Zucken im Gesicht in eine bequemere Lage.

„Red keinen Unsinn,“ verwies ihn der Koch, „bis jetzt haben sie noch immer was angeschleppt. Sag mir lieber, wie weit ihr mit der Revolvertasche seid. Heute abend muß sie fix und fertig sein!“

„Da ist nicht mehr viel dran zu machen,“ antwortete Tilly und steckte sich schmauchend eine neue Pfeife in Brand, „aber wo kriegen wir einen Weihnachtsbaum her? Habt ihr schon daran gedacht?“

Der Wachtposten blickte herein. „Los, los, Jungens, seht, daß ihr fertig werdet! Sie scheinen was getroffen zu haben und könnten früher zurück sein als es euch lieb wäre. Den Baum haben wir gestern gebaut, als du auf der Jagd warst, Tilly. Er liegt drüben im Boot.“

Es wurde wieder still. Die Matrosen kauerten, eifrig nähend, über ihre Arbeit gebeugt, während vom Herd her der süße Duft des Backwerkes den Raum erfüllte. Der Koch pfiff leise ein Lied vor sich hin, in das die Kameraden bald einfielen. „Sie kommen!“ schrie Gätjen, hastig hereinstürzend. Alle drei verstauten schnell ihre Arbeiten, während Tilly und der Koch dicke Tabakwolken in den halbdunklen Raum pafften, um den Kuchenduft zu vertreiben. Der Kapitän sollte überrascht werden.

Indessen näherten sich viele stampfende Schritte. In dem schon sachte verdämmernden Licht tauchte eine Schar in dicke Pelze gehüllter Männer auf, die einen kapitalen Bären keuchend mit sich schleppten. Ihre Bärte und Augenbrauen waren weiß bereift, aber sie redeten fröhlich durch-

einander und begrüßten mit viel Hallo die zurückgebliebenen und schrien nach heißem Kaffee. Mäntel und Waffen legten sie ab, klopften stampfend den Schnee von den Stiefeln, ehe sie in das vom gelben Licht einer Petroleumlampe sanft erleuchtete Hausinnere traten.

Denn es war schon am Morgen gründlich gereinigt und aufgeräumt worden. Die Matrosen hatten an den Wänden kleine Ketten aus buntem Papier aufgehängt und aus alten Zeitungen Fähnchen geschnitten, die an der Decke entlang gezogen waren. So hatte das Haus ein festlich-behagliches Aussehen erhalten. Die Männer ließen sich nieder und tranken mit Behagen den heißen Kaffee, den der Koch ihnen gereicht hatte — es war doch ein verdammtes Stück Arbeit, bei 30 Grad Kälte den halben Tag auf Jagd zu sein! Draußen hatte es sacht zu schneien begonnen, ein leichter Wind wirbelte große Schneeflocken lustig durcheinander. Es war dunkel geworden.

Jetzt öffnete sich die aus ein paar Eisbärfellen gefertigte, dicht schließende Tür. Gätjen und ein Kamerad brachten den Weihnachtsbaum herein und stellten ihn stumm auf eine inmitten des Raumes stehende erhöhte Kiste. Es war ein seltsamer Baum: in den Stiel einer Schaufel waren Löcher gebohrt, in denen Besenreiser staken, kleine Kettchen aus Buntpapier und Stroh zogen sich ringsherum. Auf der Spitze prangte ein Licht, das nun entzündet wurde, während die Lampe erlosch. Wie gebannt starrten alle auf das einsame, leise flackernde Licht. Feierliche Stille senkte sich über das Haus.

Leise flüsterte Schmidt dem neben ihm sitzenden Koch etwas ins Ohr. Der nickte, stand auf, ging in seine Herdecke und holte die Gaben herbei, die er mit einem verlegenen Lächeln Hegemann überreichte. „Es ist ja man wenig, Käptn," sagte er, „aber sie haben alle mitgeholfen und mehr gibt es ja nicht in dieser gottverlassenen Gegend, und Bremen ist weit . . ." Der Kapitän betrachtete mit Erstaunen die Geschenke — die prachtvolle Revolvertasche, die er so nötig brauchte, den handfesten Knappsack. Er fühlte, daß seine Augen feucht wurden und schneuzte sich sehr umständlich die Nase. „Das habt ihr fein gemacht, Jungens, das mit den Taschen und dem Baum" — seine Stimme zitterte kaum merklich — „nun wollen wir ein bißchen singen, dann gibt es heißen Grog, und der Doktor, glaube ich, hat auch noch etwas Gutes für uns alle gefunden."

Tilly holte seine Handharmonika hervor, und begann zu spielen. Feierlich klangen die Melodien in die eisige Stille der Nacht und alle sangen mit: „Stille Nacht, heilige Nacht," „Vom Himmel hoch, da komm ich her," „Es ist ein Reis entsprungen . . ." Dann schenkte der Koch die Gläser und Tassen mit heißem, starkem Grog voll und verteilte seine Lebkuchen, indes Dr. Laube einen Haufen Zigarren hervorzauberte, die er an die strahlenden Männer verteilte — er hatte sie schon in Bremen für den Weihnachtsabend erstanden. Man redete von der Heimat, von den Frauen und Kindern — aber das stockende Gespräch verstummte wieder. Jeder saß, mit sehnsüchtigen und traurigen Gedanken beschäftigt, da und starrte in das einsame Licht auf dem kleinen, kläglichen und doch so schönen Baum.

Ein heftiger Windstoß lüftete jäh die schwere Türdecke und drang kalt in das Innere des Hauses. Das kleine halbherabgebrannte Licht flakkerte auf und jemand sprang herzu, um seine Hand schützend davor zu halten.

„Ist das Wetter etwa umgeschlagen?" fragte der Kapitän besorgt und lauschte hinaus. Dumpf fauchte es an den Wänden entlang, warf sich aufstöhnend gegen sie, daß das Haus erbebte. Hegemann erhob sich, um hinauszublicken, als ihn eine plötzliche furchtbare, krachende Erschütterung fast zu Boden geworfen hätte. Mit klirrendem Geprassel stürzten die Kochtöpfe vom Wandbord herab. Das Haus ächzte in allen Fugen.

Alle rannten hinaus. Ein wütender Sturm war losgebrochen, er trieb riesige Schneemassen jagend durch die Luft, das tödliche Schweigen des Eises war dem sausenden Heulen des Windes und dem donnernden Krachen und Splittern der Eisscholle gewichen. Seitlich türmte sich in ungewissen Umrissen eine gewaltige düstere Masse empor — die Scholle mußte gegen einen Eisberg getrieben worden sein und war offenbar geborsten. Nun lag sie fest. Würde sie die Männer noch tragen können? Würde diese Nacht das Ende bringen? „Kommt herein, Jungens, morgen müssen wir weitersehen," sagte der Kapitän beherrscht und wendete sich dem Hause zu. Nur Tilly kämpfte sich zu den Booten hin, um sich zu vergewissern, daß sie noch da wären. Im Hause war das Licht erloschen, der hereingedrungene Wind hatte alle Wärme vertrieben. Frierend hüllten sich die Schiffbrüchigen in ihre Decken und Pelze und schliefen bald ein.

Als die Männer am nächsten Morgen erwachten, mußten sie sich mühsam durch die Schneemassen, die ihr Haus unter sich vergraben hatten, hindurcharbeiten. Sie stellten fest, daß die Scholle zu schwach geworden war, als daß sie ihnen noch länger als Floß hätte dienen können. So bestiegen sie ihre Boote, und es begann jene monatelange Odysse durch alle Gefahren und alle Nöte bis sie schließlich im späten Frühling an der Südküste Grönlands landen konnten, wo sie von einer einsamen Missionsstation mit Jubel und Liebe aufgenommen wurden.

Leiden Sie an . . . Rheumatismus

Lumbago (lahmer Rücken), Sciatica (scharfe Schmerzen in der Hüfte), Neuritis, Neuralgie . . . dann lesen Sie diese Briefe

422 Mark Str. South, Fort William, Ont., 1. Mai 1939.
Herr Edward Stieh:
„Ich hatte Rheumatismus in Knie und Schulter, Sciatica in der Hüfte und Lumbago im Kreuz. Ich hatte ständig einen dumpfen Schmerz für zehn Jahre lang oder mehr und das linke Knie war steif, geschwollen und schmerzte. Das Fleisch an der Seite des linken Knies schmerzte bei der Berührung.

„Ich weiß immer, wenn ein Sturm im Anzuge ist, weil sich dann Schmerzen und Steifheit einstellen. Ich habe in den letzten zehn Jahren verschiedene Behandlungen durchgemacht und war von den meisten enttäuscht. Erst bis ich unlängst von **T-R-C's** hörte, fand ich die Behandlung, die für mich paßte. Letzten Herbst fühlte ich wie eine Last in meinem Rücken, was es mir schwer machte, mich zu biegen oder zu bücken. Es war mir fast unmöglich, meine Arbeit zu tun. Meine Hüfte, Knie und Schultern schmerzten auch stark. Ich hörte von T-R-C's und gebrauchte sie einige Wochen lang. Ich erhielt sehr schnell Hilfe und jetzt fühle ich gut und fühle keine Last auf meinem Rücken, wodurch ich den ganzen letzten Herbst miserabel fühlte."

6363—4th Ave., Kamloops, B. C.
Cherles Vanheer:
„Im Mai 1919 hatte ich einen äußerst schweren Anfall von Grippe. Während meiner Genesung litt ich an Schmerzen im Kreuz, den Hüften und Lenden, welche jedoch nach und nach nachließen, sodaß ich mich wohl genug fühlte, auf den Fischfang zu fahren. Ich wurde bald viel schlechter und mußte nach Vancouver zurückkehren, wo ich vom Boot heruntergetragen wurde nach dem General Hospital. Während ich daheim und im Hospital lag, versuchte ich mich an den Namen „Templeton" zu erinnern, denn in Toronto hatte ich einige Dankschreiben über **T-R-C's** gelesen. Ich schrieb an Sie und verlangte eine Schachtel. Ich begann nun die **T-R-C's** einzunehmen und in drei Wochen war ich imstande auszugehen und die Schmerzen verließen mich.

„Es ist lange Zeit her, daß ich einen Anfall von Rheumatismus hatte. Meine Frau gebraucht von Zeit zu Zeit **T-R-C's** gegen Kopfschmerzen usw. und meint, daß sie das zufriedenstellende Mittel gegen Kopfschmerzen sind, das sie je versucht hat."



Wenn Sie an Rheumatismus, Lumbago, Sciatica, Neuritis oder ähnlichen Krankheiten leiden, die wirklich Schmerz bringen, dann benötigen Sie **T-R-C's**, welche Ihnen ebenso helfen sollten, wie diesen, die hier schreiben. Tief eingewurzelte, hartnäckige Fälle von Rheumatismus benötigen geduldigen und richtigen Gebrauch der **T-R-C's** für eine längere Zeit; aber Sie können volles Vertrauen haben, wenn Sie mit der Behandlung beibleiben. Schmerzen und Steifheit verschwinden, wenn Sie **T-R-C's** gebrauchen. Durch den Magen kommen sie in den Blutstrom und zerstören die rheumatischen Gifte, welche den Schmerz verursachen. Sie sind für jeden Teil Ihres Körpers unschädlich. Die Medizin kommt in Kapseln, die leicht zu schlucken sind. Kaufen Sie eine 50-Cent oder $1.00 Schachtel. — **Agenten überall gesucht.**

T-R-C's TEMPLETON'S RHEUMATIC CAPSULES

HOME REMEDIES SALES, 660 Main Street, Winnipeg, Man.
10168—101st St., Edmonton, Alta. 1780 Hamilton St., Regina, Sask. 138 W. Hastings St., Vancouver, B.C.

Asthma Heufieber und chronische Bronchitis

beseitigt durch RAZ-MAH

Jos. Werner, betr. Adam Werner:
17 Westholme Ave., Toronto, Ont., 15. Okt. 1938.
„Mein Vater, Adam Werner, ist ein Mann von 87 Jahren, der seit mehr als 40 Jahren an Asthma und chronischer Bronchitis gelitten hat. In den letzten zwei Jahren hat er besonders schlimm gelitten, denn er konnte sich nicht hinlegen aus Furcht vor dem Ersticken und konnte nur zwischen den schrecklichen Hustenanfällen im Sitzen schlafen. Nach zwei Wochen des Gebrauchs von **RAZ-MAH** fühlte mein Vater schon viel besser. Er konnte leichter atmen, sein Husten war weniger beschwerlich. Nach zwei Monaten war er wie ein neuer Mann und fühlte sich besser denn seit vierzig Jahren. Er konnte leicht und bequem atmen ohne zuzusticken, nach Luft zu ringen oder zu keuchen. Der Husten hatte ihn verlassen; er konnte bequem schlafen und arbeiten. Ich schicke ihm von Zeit zu Zent **RAZ-MAH**, damit er einen drohenden Anfall verhüten kann. Er hatte nie erwartet, in seinem Alter noch gesund zu werden und ist natürlich erstaunt und erfreut, sich so wohl zu fühlen.

„Sie können diesen Brief für Ihre Schriften und Anzeigen verwenden."

Leader, Sask., 30. Mai 1939.
Edward Schimpf:
„Ich bin ein 14jähriger Junge und hatte das Unglück, vor sieben Jahren Asthma zu bekommen. Ich half meinem Vater beim Kartoffelpflanzen, arbeitete ziemlich schwer und lief dann heim. Ich bekam Asthma und es wurde immer schlimmer, sodaß es fraglich war, ob ich würde am Leben bleiben. Ich lag im Bett und rang um Atem. Zuzeiten hatte ich schlimme Hustenanfälle. Ich konnte nicht schlafen und stieß die Decken von mir, indem ich um Atem rang. Keine Medizin oder Behandlung half mir.

„So stand es mit mir bis letzten Sommer, als mein Kusin eine Anzeige über **RAZ-MAH** fand, die so überzeugend war, daß ich es versuchte. Nachdem ich drei Dosen eingenommen, war ich um soviel besser, daß ich die schönste Nachtruhe seit langer Zeit hatte. Die Hilfe, die ich durch **RAZ-MAH** erhalte, ist erstaunlich. Ich fühle jetzt im ganzen gut.

„Ich empfehle **RAZ-MAH** jedem, von dem ich weiß, daß er an Asthma, Heufieber oder chronischer Bronchitis leidet. Ich gebe Ihnen freudig meine Erlaubnis, diesesn Brief für Ihre Schriften und andere Anzeigen zu verwenden."



Alle diese Briefe wurden 1938 und 1939 von Leuten geschrieben, welche andere Asthma-Leidende wissen lassen wollen, welche Hilfe sie durch **RAZ-MAH** bekommen haben. Auch Sie werden gut schlafen und bequem arbeiten können, wenn Sie damit beginnen, Templeton's **RAZ-MAH** zu brauchen. Kein Ringen mehr nach Atem, kein Drücken auf der Brust, keine Erstigungs-Anfälle. Keine schädlichen Drogen; keine spätere schlechte Nachwirkungen. Kapselen — schön und sauber — leicht zu nehmen. Nehmen Sie eine Dosis mit dem Essen und einen heißen Trunk beim ersten Anzeichen, daß ein Anfall kommt — der Anfall wird nicht schlimm werden, wenn Sie das tun. Besorgen Sie sich eine 50c oder $1.00 Schachtel von:

RAZ-MAH Templeton's RAZ - MAH Kapseln

HOME REMEDIES SALES, 660 Main Street, Winnipeg, Man.
10168—101st St., Edmonton, Alta. 1780 Hamilton St., Regina, Sask. 138 W. Hastings St., Vancouver, B.C.

Rätselhafte Sinnesleistungen

Neue Ergebnisse der Wissenschaft über das tierische Ahnungsvermögen.

Die Sinnesleistungen vieler Tiere sind denen des Menschen oft weit überlegen: Hunde riechen und Raubvögel sehen z. B. besser als der Mensch. Ganz anders liegen die Dinge aber bei gewissen Leistungen der Tiere, die man als Ahnungsvermögen bezeichnet. Hier muß man einen „sechsten", bisher nicht näher bekannten Sinn mancher Tiere annehmen, der sie beispielsweise in die Lage setzt, bevorstehende Naturkatastrophen vorauszusehen — auch dann, wenn noch keinerlei Anzeichen darauf hinzudeuten scheinen.

Zahllos sind die Geschichten über das geheimnisvolle Ahnungsvermögen von Hunden, die kurz vor dem Tode ihres Herrn zu heulen begannen oder nicht zu bewegen waren, die Schwelle des Krankenzimmers zu überschreiten. Die Wissenschaft nimmt an, daß die Ursache für solche immer wieder gemachten Beobachtungen irgendwelche im einzelnen nicht geklärte Geruchsempfindungen der Hunde sind. Mag es hier also noch möglich sein, mit den „normalen" Sinnen der Tiere eine Deutung dieser seltsamen Vorgänge zu geben, so fällt diese Möglichkeit bei anderen Leistungen des Ahnungsvermögens der Hunde zweifellos weg. Hierfür ein Beispiel aus der jüngsten Zeit:

Ein Hund ahnt Naturkatastrophe

Die Britische Medizinische Gesellschaft — sie genießt einen über jeden Zweifel erhabenen wissenschaftlichen Ruf — veröffentlichte kürzlich den Bericht eines leitenden Arztes in der Stadt Quetta (Indien), die bekanntlich vor einigen Monaten von einem schweren Erdbeben heimgesucht worden ist. Es liegen nun einwandfreie Beweise dafür vor, daß diese Naturkatastrophe von mehreren Hunden in der Stadt vorausgeahnt worden ist. So weckte der Hund eines englischen Offiziers seinen Herrn mitten in der Nacht durch ununterbrochenes Heulen. Das Tier war außerordentlich aufgeregt und suchte seinen Herrn zum Verlassen des Hauses zu bewegen. Schließlich lief der Hund in den Garten. Der Offizier wollte ihn beruhigen und folgte ihm — einige Minuten darauf begann das furchtbare Erdbeben, und das Haus wurde gleich zu Beginn der Katastrophe durch einen heftigen Erdstoß vollkommen zerstört. Diese merkwürdige Geschichte ist durchaus kein rührseliges Märchen, wie es von manchen allzu eifrigen Tierfreunden gelegentlich in die Welt gesetzt wird, sondern es handelt sich um nachgeprüfte und völlig gesicherte Tatsachen.

Fische warnen vor Erdbeben

Die Wissenschaft ist schon seit langem bemüht, Apparate oder sonstige Einrichtungen zu schaffen, die ein bevorstehendes Erdbeben rechtzeitig anzeigen, so daß die Bevölkerung in den bedrohten Gebieten gewarnt werden kann. Leider haben diese Arbeiten, bisher wenigstens, zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt. Die neuesten Untersuchungen auf diesem Gebiet haben sich nun nach dem Versagen der technischen Hilfsmittel zum Ziel gesetzt, das Ahnungsvermögen gewisser Tiere für Erdbeben praktisch auszunützen. Besonders interessiert an diesen Fragen sind die Japaner, deren Land ja sehr häufig von Erdbeben-Katastrophen betroffen wird. Japanische Forscher haben in der letzten Zeit alle in Betracht kommenden Tiere auf ihr Ahnungsvermögen für bevorstehende Erdbeben untersucht. Dabei ließ sich nachweisen, daß neben den bereits erwähnten Hunden auch Tauben Erdbeben vorauszuahnen scheinen, denn es wurde an verschiedenen Stellen Japan's festgestellt, daß die Tauben schon mehrere Stunden vor einem Erdbeben auffällig unruhig waren und sich nicht niederlassen wollten. Ein japanischer Gelehrter hat kürzlich entdeckt, daß der Katzenhai für Erdbeben weit empfindlicher ist als unsere feinsten Seismographen! Der Fisch zeigt durch sein Erscheinen an der Wasseroberfläche die Stöße feiner und früher an, als es unsere besten Instrumente vermögen. Es handelt sich bei dieser Reaktion wahrscheinlich um die Einwirkung elektrischer Ströme, die infolge der Erdbewegungen entstehen. Wir wissen aus anderen Versuchen von der übergroßen Empfindlichkeit des Hais für Elektrizität. Er reagiert auch hier schon, wenn unsere feinsten Meßinstrumente noch keinen Ausschlag zeigen!

Nun sind allerdings Haifische schon wegen ihrer Größe nicht sonderlich dazu geeignet, in Aquarien gehalten und als „lebende Seismographen" verwendet zu werden. Es bedeutet deshalb einen sehr wichtigen praktischen Erfolg, daß ein japanischer Zoologe kürzlich einen kleinen Fisch entdeckt hat, der ebenso „erdbebenempfindlich" wie der Haifisch, aber wesentlich harmloser als dieser ist. Es handelt sich um eine in den japanischen Gewässern lebende Fischart, die schon vier bis fünf Stunden vor dem Erdbeben auffällig unruhig wird und kurz vor Beginn des Bebens in eine

Schreckstarre verfällt, die außerordentlich typisch ist und das unmittelbar bevorstehende Beben anzeigt. Man verspricht sich von einer zweckmäßigen Verwendung dieser Fische eine wesentliche Verbesserung der bisher ziemlich erfolglos gebliebenen Bemühungen zur rechtzeitigen Erdbebenwarnung.

Haben Tiere einen „sechsten Sinn?"

Das Ahnungsvermögen, das gewisse Tiere für Erdbeben besitzen, ist zwar praktisch besonders bedeutsam, aber es gibt noch zahlreiche andere Fälle ähnlicher Art, bei denen Tiere auf vorläufig ziemlich rätselhafte Weise Naturkatastrophen voraussehen. So wurde kürzlich in Fachzeitschriften über den Fall eines Pferdes berichtet, das im gebirgigen Gelände täglich die Post beförderte. Dieses Tier war eines Tages an einer bestimmten Stelle nicht vorbeizubringen. Es wurde unruhig, schnaubte, schlug aus und war zu einer Fortsetzung des Weges nicht zu bewegen. Schließlich drängte es mit allen Kräften zurück und setzte sich sogar in Galopp. Einige Minuten später ging an der Stelle, die das Pferd nicht hatte passieren wollen, eine große Lawine zu Tal!

Bei diesem Beispiel kann von Instinkt keine Rede sein. Findet ein Pferd den richtigen, dem Lenker unbekannten Weg, so ist das Instinkt. Ahnen aber Tiere Naturkatastrophen voraus, so muß man schon eine ganz ungemein feine Ausbildung bestimmter Organe annehmen. Ob das Gehör dabei eine Rolle spielt, ist unsicher. Vielleicht läßt die größere Naturverbundenheit die Tiere derartige Unglücksfälle vorausahnen, vielleicht sind sie für elektrische Einflüsse viel empfindlicher als wir Menschen. Die Fischereibevölkerung Skandinaviens und Norddeutschlands erkennt an dem Verhalten der Möwen einen zu erwartenden Witterungsumschlag, ebenso wie der Naturmensch durch Beobachtung der Tiere — namentlich der Vögel — den Eintritt von Naturereignissen voraussieht. Kürzlich ist sogar von wissenschaftlich durchaus ernst zu nehmender Seite der Versuch gemacht worden, Hunde für die frühzeitige Erkennung von Krankheiten heranzuziehen, sie gewissermaßen zur Diagnosestellung zu dressieren. Dieser Gedanke ist nicht neu, denn schon der alte Hippokrates hat sich dieser Methode bedienen wollen. Ob unsere moderne Wissenschaft allerdings damit etwas erreichen wird, kann erst die Zukunft lehren.

Warum finden Hunde nach Hause?

Eine hoch interessante und vorläufig ebenfalls noch nicht geklärte Fähigkeit mancher Tiere besteht in ihrem manchmal geradezu unwahrscheinlich guten Orientierungsvermögen. Es ist ja den meisten Hundefreunden bekannt, daß sich besonders anhängliche Hunde gelegentlich über erstaunlich weite Strecken — bis zu 80 Kilometer Entfernung! — nach Hause zurückfinden; selbst wenn sie in der betreffenden Gegend noch nie gewesen sind. Diese Tatsache wird auch von der Wissenschaft durchaus anerkannt — bisher fehlten aber Versuche über die Frage, wie es der Hund eigentlich anstellt, derartige Orientierungsleistungen zu vollbringen. Um hierüber Klarheit zu schaffen, ließ der bekannte deutsche Tierpsychologe Prof. Bastian Schmid verschiedene Hunde in wechselnder Entfernung von ihrem Heim aussetzen und sorgte dann dafür, daß sie vom Augenblick der Aussetzung an ununterbrochen beobachtet wurden. Das erste Experiment wurde mit einem Bauernhund angestellt. Das Tier wurde in ein geschlossenes Lastauto verladen und in Kreuz- und Querfahrt zum Aussetzungspunkt gebracht — in eine dem Hunde völlig unbekannte Gegend, die durch Wälder und Hügel von der Heimat getrennt war. Sofort nach der Aussetzung suchte sich das Tier — fast ausschließlich mit den Augen, nicht mit der Nase! — zu orientieren, „probierte" zunächst längere Zeit verschiedene Richtungen aus und setzte sich schließlich genau in der Richtung seines Heimatdorfes in Bewegung, in dem es nach einer Stunde eintraf. Die gleichen Ergebnisse erzielte Prof. Schmid mit einem Stadthund, der in einer ihm ganz fremden Gegend Münchens ausgesetzt wurde. Trotz der besonderen Schwierigkeiten, die durch den Großstadtverkehr, die Einförmigkeit und den Richtungsverlauf der Straßen entstehen, fand auch dieser Hund nach etwa 25 Minuten „Orientierungspause" am Ort der Aussetzung den richtigen Weg nach Hause. Prof. Schmid zieht aus den Ergebnissen dieser und anderer Versuche den Schluß, daß wir einen vorläufig in den Einzelheiten noch unerklärbaren „absoluten Orientierungssinn" beim Hunde annehmen müssen. — Die gleiche Fähigkeit besitzen wahrscheinlich auch die Katzen, bei denen ganz ähnliche Ergebnisse festgestellt wurden.

Dr. P. Winkler.

Wieviel Tierarten gibt es?

Die große Mannigfaltigkeit im Tierreich zeigen uns nachstehende Zahlen über die verschiedenen Tierarten, die auf der Erde leben bezw. bis heute entdeckt wurden. So kennt man heute allein 280,000 verschiedene Insektenarten; darunter 120,000 Käferarten, 50,000 Schmetterlinge und 40,000 Hautflügler. Fische gibt es rund 12,000 Arten; ebenso viele Vogelarten. Weichtiere, wie Schnecken, Muscheln usw., kennt man rund 10,000 Arten. Besonders artenreich sind die tropischen Länder.

Der Gnadenschuß

Von William de Lisle, übersetzt von Gerhard E. Schroeder

Cliff Blake sah, daß seine Viehherde gut in dem Verschlag an der Eisenbahnstation untergebracht war, fertig zum Verladen für die Schlachthäuser. Er drehte sich seinem Aufseher zu. „Gib acht, daß die Tiere ordentlich in die Wagen kommen, Monte! Ich reite heim."

Eine Stunde vor Sonnenuntergang bestieg er sein Pferd und verließ die Station. Ein Zehnmeilenritt zu seiner Ranch lag vor ihm.

Bald lagen zwei Meilen hinter ihm — — drei — — vier Meilen.

Als er den schmalen Gebirgsstreifen, den er passieren mußte, erreicht hatte, erblickte sein schnelles Auge einen Puma.

Unwillkürlich griff seine rechte Hand nach dem Gewehr. Er sprang aus dem Sattel und schoß. Aber er hatte nicht gut getroffen. Das Tier sackte wohl für Sekunden zusammen, raffte sich dann aber auf und verschwand im Gehölz.

Blake sandte einen zweiten Schuß hinterher. Eine kleine Staubwolke zeigte ihm, daß er nicht getroffen hatte. Er öffnete die Kammer seines Gewehrs, warf die leeren Patronen fort und faßte in die Tasche, um neu zu laden. Er fand nur noch eine einzige Patrone.

Mit einem Sprung war er wieder im Sattel und folgte der Spur des Tieres. Niemals hätte er ein angeschossenes Wild hilflos verenden lassen. Er mußte sich beeilen, denn es wurde dämmerig, und bald würde er nichts mehr sehen können. Er schlug einen Galopp an und beugte sich über den Hals des Pferdes, um die Spur des Puma nicht zu verlieren. Sie führte in die Wildnis hinein.

Plötzlich riß er mit aller Gewalt die Zügel zurück. Sein Pferd stand mit zitternden Flanken am Rande einer Schlucht, die mehr als zehn Meter tief war, schnaufte, wieherte, bäumte sich und rutschte seitlich über die Kante der Schlucht ab.

Als Blake wieder zur Besinnung kam, lag sein rechtes Bein unter dem Leib des Pferdes. Das Pferd war tot.

Blake hatte das Gefühl, als seien ihm alle Knochen gebrochen. Ein mattes Leuchten im Westen zeigte, daß es in wenigen Minuten dunkel sein würde. Vorsichtig befühlte er seinen Körper. Die Arme schienen in Ordnung zu sein, auch das linke Bein war heil.

Vorsichtig wollte er nun auch das rechte Bein unter dem Pferderücken hervorziehen. Ein furchtbarer Schmerz schoß ihm in die Hüfte. Mit einem Aufschrei verlor er wiederum die Besinnung.

Als er die Augen öffnete, war es Nacht. Die Sterne leuchteten.

Der stechende Schmerz in seinem Bein erinnerte Blake an seine Lage. Er konnte sich nicht bewegen, war in einer menschenleeren Gegend, weit vom nächsten Gebirgspaß entfernt, niemand hätte ihn gehört. Seine Leute würden nie auf den Gedanken kommen, ihn in dieser öden Gegend zu suchen. Er würde liegen müssen, bis ein langsamer Tod ihn erlöste.

Diese Gedanken machten ihn fast rasend. Wild schrie er um Hilfe. Aber nur das Echo antwortete ihm.

Ein langsamer Tod in der Einöde! Blake wußte, was das heißt. Er dachte daran, daß viele verirrte Cowboys und Jäger so langsam und qualvoll hatten sterben müssen.

Blake war ein tapferer Mann. Ein echter Westerner. Er beschloß, mutig den Tod zu erwarten. Doch ein Abschiedswort an seine Freunde wollte er seinem Notizbuch noch anvertrauen. Vielleicht würde es jemand finden. Er griff in seine Tasche, aber das Büchlein mußte beim Sturz herausgefallen sein.

Als er an den Felssteinen, die ihn umgaben, herumtastete, fühlte er etwas Metallenes: den Lauf seines Gewehres.

Er untersuchte es. Anscheinend war es unbeschädigt. Die letzte Kugel steckte noch im Lauf. Das war alles, was er brauchte. Nun würde er schnell erlöst sein. Er würde den Lauf in den Mund nehmen und mit dem Zeh seines gesunden Fußes abdrücken.

Erleichtert legte er das Gewehr beiseite und begann, seinen Kniestiefel aufzuschnüren.

Plötzlich hörte er ein Geräusch, es konnte nur wenige Meter von ihm entfernt sein. Er sah sich um. Sein Atem stockte.

„Wer ist dort?" schrie er.

Keine Antwort.

Inzwischen hatte der Mond seinen höchsten Stand erreicht und füllte die Schlucht mit einem milchigen, blassen Licht. Blake blickte angestrengt in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Er sah am anderen Ende der Schlucht einen dunklen Fleck und beobachtete ihn scharf. Er sah, daß er sich bewegte, dann wieder still lag.

„Der Puma"! murmelte Blake. „Er stirbt

Stück um Stück." Das Tier kämpfte um jede Bewegung. Armer Kerl, dachte Blake, wenn ich eine zweite Kugel hätte, würde ich dich erlösen.

Blake knüpfte weiter an seinem Schuhriemen. Der Puma brüllte klagend. Blake stieß den abgezogenen Stiefel beiseite, warf den Strumpf fort und nahm das Gewehr.

Der Puma brüllte langgezogen, alles an seinem starken Körper schien zu zucken. Blakes Hand sank kraftlos nieder.

Wollte er jetzt, gerade jetzt, da es mit ihm selbst zu Ende ging, ein unschuldiges Tier einem qualvollen Tode überlassen?

Plötzlich raffte er sich auf. Ohne Rücksicht auf die Schmerzen im Bein drehte er seinen Oberkörper dem Puma zu. Deutlich konnte er ihn erkennen. Er drückte den Gewehrkolben fest an die Schulter, nahm Feinkorn und schoß ab. Ein Feuerschein sprang auf, der Donner des Schusses erfüllte die weite Schlucht, laut hallte das Echo durchs Gebirge. Der Puma sprang steil in die Luft, fiel nieder und blieb regungslos liegen.

Verzweifelt lachend sank Blake zurück.

„Du Narr! — Du Narr!" brüllte er halb irrsinnig vor Schmerz, dann umfing ihn abermals Bewußtlosigkeit. — — —

Jemand schüttelte ihn heftig. Blake öffnete die Augen und starrte ungläubig in das ängstliche, mondbeschienene Gesicht seines Aufsehers.

„Herr, wir suchten Sie seit drei Stunden," sagte der Aufseher. „Als ich nach Hause kam und Sie nicht vorfand, wußte ich, daß irgendetwas passiert sein mußte. Im Mondlicht fand ich endlich Ihre Spur. Es war eine verdammt schwere Arbeit, Herr."

Blake war fast überwältigt vor Glück. Er mußte nicht qualvoll sterben. Leben, das herrliche, schöne Leben war ihm wieder geschenkt!

„Aber wie kamen Sie dazu, mich hier in dieser Wildnis zu suchen, Monte?" fragte er dann.

Der Aufseher sah seinen Herrn eine kurze Weile an. Dann sagte er: „Ich hörte einen Gewehrschuß aus dieser Richtung, Herr. . . ."

Auszug und Heimkehr

Es zieht ein Bursch' in die Welt hinaus,
Und mutig verläßt er das Mutterhaus.

Sein Mütterlein aber, das stehet so blaß
Und weinet und weinet ohn' Unterlaß.

„Lieb Mütterlein, lasset das Weinen sein,
Ich zieh in die Welt und das Glück wird mein!"

Es segnet die Mutter ihn noch einmal,
Dann zieht er von dannen im Morgenstrahl.

Die blonde Locke im Winde wallt,
Bis ferne im Tal sein Lied verhallt.

Und als vergangen nun manches Jahr,
Das Mütterlein einsam am Abend war. —

Da klopft es leis an des Hauses Tor,
Es stehet ein müder Wandrer davor;

Und die Mutter nach froher Umarmung spricht:
„Mein Sohn, wie bleich ist dein Angesicht;

Wie ist dein Auge so tränenfeucht
Und deine blonden Locken erbleicht!"

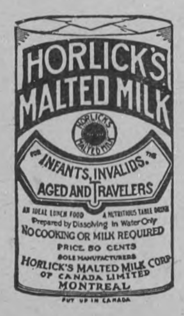
„Ach, Mutter, ich fand viel Lust und Schmerz,
Ich fand in der Welt kein — Mutterherz!"

Maria Zurowski.

Wilkie, Sask.

Ein guter froher Mut,
Ein frisches leichtes Blut,
Geht über Geld und Gut.

Johann Peter Hebel



HORLICK'S MALTED MILK

ist sehr beliebt und wird in allen Hotels, Kafes, Restaurants, Soda-Fountains, Drug-Stores seit den letzten fünfzig Jahren serviert; auch bei Ihrem nächsten Grocer in 7-Unzen, 1-Pfund- und 5-Pfund-Büchsen oder Flaschen zu kaufen.

HORLICK'S MALTED MILK CORPORATION OF CANADA, LIMITED, MONTREAL

Winterfahrt in die Wüste am Meer

(Von Ilse Schreiber)

Das Haff ist offen, trotz schneidender Kälte. Die Luft klar, Der Blick schweift ins Unendliche.

Die gute Gelegenheit im Segelboot mitgenommen zu werden nach Rossitten, schlage ich aus. Man weiß nie, wie sich die Windverhältnisse unterwegs gestalten und ich habe keine Lust, mich einen ganzen Tag auf dem Kurischen Haff umher zu treiben. So beteilige ich mich an einem Motorkutterchen. Die Fischer im Segelboot lachen. Meine Sorge erscheint ihnen verächtlich. Sie, die in ihren kleinen Booten mit den braunen Segeln meilenweit zu den Dorschplätzen ins Meer hinausfahren und sich dort manche Sturmnacht um die Ohren schlagen müssen, sind andere Gefahren gewohnt als ein unberechenbares Binnengewässer und können sich auch nicht vorstellen, daß man als Reisender irgendwie zu spät ankommen könnte.

Dann brummt der Motor. Die Kabine ist ein Kabinchen. Fischerkähne segeln vorbei. Mein Vorhaben, die Nehrung auch im Winter einmal zu erleben, wird mir immer lieber.

Schön war der Sommer! Ich denke an meinen Besuch bei dem alten Freunde, dem Vogelprofessor in Rossitten. Er führt mich in seinen Garten. Solche Gärten gibt es in der Sandwüste? Man sollte es nicht glauben, daß in dem lockeren gelben Boden so wunderbar farbige Sommerblumen gedeihen. Blüten, groß wie Kinderköpfe. Da duftet junger Lavendel. Ich bekomme einen Strauß für den Wäscheschrank daheim. Zum ersten Mal rieche ich ihn nicht „Uralt."

Auf der Wiese, die sich zum Haff hin öffnet, ist ein großer Rasenfleck mit Bindfäden umspannt. Kreuz und quer. Der Grundriß zu einem Hausanbau für Onkel Max. Der Professor und sein Bruder Max bauen hier nämlich solange ins Unreine bis das Problem jeder Tür, jedes Fensters, jeder Schwelle restlos gelöst ist. Als ich wenige Tage danach eingeladen bin, sagt Prof. Thienemann: „Wir trinken den Kaffee in Onkel Max seinem Wohnzimmer," und führt mich auf die Wiese. Da steht in einem Bindfadenquadrat des Hausplans ein großes Sofa mit einem ländlich gedeckten Kaffeetisch davor. Solche humorvollen Einfälle sind bei ihm an der Tagesordnung.

Das Kabinchen ist fast zu eng für zwei ausgewachsene Menschen. Oder machen die Erinnerungen das Herz so weit? Die schweigende Größe der Dünenwelt wird unheimlich lebendig in den gigantischen Wanderdünen, die links das Haff begrenzen und steil in seinen schimmernden Spiegel abstürzen.

Kosmische Ungeheuer, wandern diese Sandberge langsam und unaufhörlich vorwärts. Jährliche um 4 — 7 Meter, je nach der Menge des Sandes. Manchmal aber beschleunigt sich das Vorwärtswandern katastrophal. Sieben ostpreußische Nehrungsdörfer sind auf diese Weise vom Erdboden verschwunden und erst nach etwa hundert Jahren, als der ganze ungeheure Sandberg über sie hinweg gegangen war, wieder freigeweht worden.

Heute hat Menschenfleiß und Menschenklugheit zwei Dritteln der Wanderdünen Einhalt geboten durch künstliche Bewaldung.

Neben mir im Kabinchen sitzt der Gastwirt eines kleinen Nehrungskruges. Er erzählt mir, wie er 1922 einen Dünensturz miterlebt habe:

„Erst hob sich der Boden und überschüttete das ganze Weideland am Strande. Gegen fünf Uhr nachmittags hörten wir in der Düne ein dumpfes Rollen. Wie, wenn schweres Gewitter aufzieht. Eine halbe Stunde später teilte sich der gewaltige Sandberg durch große Risse in drei Teile. Einer löste sich vom andern und dann stürzten alle drei nacheinander in kurzen Zwischenräumen mit Donnergetöse ab ins Haff. Das war vorher glatt gewesen wie Aal in Gelee. Jetzt tobte und brüllte es mit wilder Brandung an die Küste, während weit draußen, wo vorher gut zweieinhalb Meter Tiefe standen, der Haffboden völlig trocken gelegt worden war." Man spürt, wie eng der Krugwirt mit seiner Scholle verwachsen, wie nahe sein Herz ihrem eigenartigen Leben verbunden ist.

Wir landen in Rossitten. Ein tüchtiger Nordost bläst. Die Wolken wandern langsam in dikken grauen Ballen über den weiten Horizont. Am Strand ist ein Fischer mit seinem Boot beschäftigt. Zwei andere haben ihre falben, zottigen Nehrungspferde in den Windschutz eines breitausgespannten alten Segelleinens gestellt und füttern die zitternden Tiere mit Stroh.

Frau Pludat erwartet mich. Als wir in ihrer Kate ankommen, öffnet sie gleich mein Sommerstübchen und zeigt glücklich-strahlend auf den teppichbelegten Fußboden. Selbst gewebt. Feine

Ueberraschung für mich. Sie hat sich so beeilt. Eigentlich sollte er ja erst im Frühjahr fertig werden. Ihr Gesicht, das aus der Landschaft herausgeschnitten scheint, trägt nicht mehr die Sonnenbräune des Julis. „Das kommt vom Stubenhocken!" sagt sie. In dem eisernen Ofen knistert Holzfeuer. Es riecht ein wenig deutlich nach Rauch.

Ich esse mit Pludats in der Küche. Sie haben mein Leibgericht aufgetischt. Bratfisch! Nirgends versteht man den Fisch so knusperig und schmackhaft zu braten wie auf der kurischen Nehrung. Vater Pludat meint, das käme, weil die Mannsleut' dem Privatdorsch gleich nach dem Fang die Eingeweide herausrissen. Er wird es schon wissen.

Später gehe ich noch einmal an den Haffstrand durch das totenstille Dorf. Der Schnee auf den Storchnestern verführt zu der Vorstellung, daß Adebars diesen Winter nicht nach Afrika gereist sind. Hier und da dringt ein schmaler Lichtstreifen durch die kleinen dickvermummten Fenster der Fischerhäuser. — Manchmal auch Radio.

Als ich wiederkomme, sind die Kinder im Bett. Vater Pludat strickt an einem rostroten Wollstrumpf. Hier gibt es außer dem Fischen keine typische Männer- und Frauenarbeit. Männer stricken Strümpfe, knüpfen Netze und Frauen verrichten unter Umständen den Nachtwächterdienst im Dorfe.

Mutter Pludat spinnt. Das schwere, graue Kopftuch rutscht ihr dabei in den Nacken. Der sonst ganz verhüllte Scheitel des fahlblonden Haares macht sie auf einmal ganz jung. Richtig, sie hat ja noch kleine Kinder. Daß man das ganz vergessen konnte.

Mit dem Erzählen über sich selbst, sind die beiden Eheleute bald fertig. Da man auf der Nehrung sehr abergläubisch ist, kommt es bald zu Spukgeschichten. Auf den ausgewehten Friedhöfen ist es nicht geheuer wegen der umgehenden Geister. „Selbst am hellerlichten Tage lassen die Beester die Pferde nicht vorbei." Sie setzen sich auch gern in den neuen Booten fest. „Erbarmung, da muß man aufpassen!" Ueberall wird gehext. Im Kuhstall, auf Hühnerwieben und Taubenschlag. Na und erst bei Krankheiten. Abwege der Phantasie, die letztendes nichts anderes offenbaren, als ein starkes religiöses Verlangen. Sonntag ohne Kirchengehen ist deshalb auch kein Sonntag. Aber Sonntag ohne Wirtshaus ist erst recht kein Sonntag.

Als ich mich noch mit dem haushohen Federbett herumschlage, bringt mir Mutter Pludat die Steinhägerkruke. Aber nur zum Außenanwärmen. Sie sucht nur eine betuliche Gelegenheit, einen verschämten Dank anzubringen für eine weihnachtliche Sendung städtischen Firlefanzes.



Wenn Sie an folgenden Dingen leiden:

- Rheumatischen und neuralgischen Schmerzen
- Juckenden oder brennenden Füßen
- Steifen, schmerzenden Muskeln
- Insektenbissen
- Ueberanstrengten Muskeln und Verrenkungen

gebrauchen Sie

Forni's Heil-Oel Liniment

Seit über 50 Jahren ist es ein Familienheilmittel in tausenden von Heimen. Es arbeitet zusammen mit der Natur, um den Zufluß von reichem, roten Blut in die behafteten Stellen zu beschleunigen und somit zu einem natürlichen Heilungsprozeß beitzutragen. Lindernd. Erwärmend. Weder klebrig noch fettig. Sparsam im Gebrauch.

Zollfrei geliefert in Canada

Dr. Peter Fahrney & Sons Co.,
2501 Washington Blvd.,
Chicago, Ill., Dept. DCB182.

☐ Bitte senden Sie mir portofrei folgende Probemedizin, wofür ich $1.00 für 2 reguläre 60c Flaschen (je 3½ Unzen) Forni's Heil-Oel Liniment beifüge.

☐ Bitte senden Sie die Medizin per Nachnahme (C.O.D.)

Eine Premiere ganz eigener Art. Das erste Postpaket an ihre Adresse. „Ach, und ich hatt' es mir all gewünscht, so lang ich lebe!"

Trotz des Federberges und der Steinhägerkruke werde ich in den folgenden Nächten nicht recht warm. Als ich drei Tage später morgens das Fenster öffne, schaue ich auf blankes Eis. Das Haff ist zu. Vater Pludat ist in seinem Element. Die Kleinfischerei läßt Hoffnung auf anständigen Verdienst zu. Nach einer Viertelstunde bin ich im Bilde. Zur „Klapperfischerei" schieben die Fischer das „Bullerbrett" (ein langes schmales Brett) in ein ausgehauenes Eisloch und schlagen mit hölzernen Klöppeln auf das aus dem Wasser herausragende Ende los. Die so unter das Eis geleitete Resonanz lockt die Fische an und treibt sie in die rings um das Bullerbrett ausgelegten Netze. Hechte und Zander, Bressen, Barsche und Plötze.

Mutter Pludat ist nicht so glücklich wie ihr Eheliebster. Sie hat ein reichlich sachliches Gedächtnis und vergißt über dem Negativen oft das Positive. Jetzt denkt sie nur an die schlimmen Zeiten, wo das Haff oft wochen-, ja monatelang „stand". Das bedeutet, daß das Wasser wohl eine dünne Eisschicht hat, Menschen, Pferde und Schlitten aber noch nicht trägt. Da ruht dann die ganze Fischerei und die böse Zeit bringt große Not unter die Leute. Der Arzt geht ein und aus und noch im Sommer zahlt man an den Schulden beim Apotheker. „Nein, nein, aber wie der Herrgott das will!"

„Wenns noch eine Nacht so friert, trägt aber das Eis," sagt Pludat. „Gewiß," meint die Frau hartnäckig ablehnend, „und wenn ihr dann man son schönen Fang habt, denn schlagen die Netzränder wieder um und die ganzen Fische fallen zurück ins Wasser."

Sie ist garnicht so wild auf den ehrlichen ostpreußischen Winter. Nach wiederum drei Tagen weiß ich genau warum.

Pludat ist den ganzen Tag draußen. Wenn er in der Dunkelheit von seiner harten Arbeit heimkommt, starren seine sämtlichen Klamotten und Haare und Bart von Eis. Er hat eine dunkelblau-rot schillernde Nase. Nicht nur von dem schneidenden Ost- und Nordwind, der frei übers Haff daherfegt. Die Kehle braucht viel Schnaps, um nicht einzufrieren. Und ein guter Fang ist schon ein kleines Fest mit seemanstüchtigen Umtrünken wert. Dabei tritt dann die neugegründete Fischerkapelle „Kraft durch Freude" in Aktion. Und dagegen hat seine Frau nun mal was. Sie kann die ostpreußischen Grogrezepte nicht leiden. „Rum? Muß! — Zucker? Kann! — Wasser? Nei! —

Pludat will mich durchaus zu einer Schlittenfahrt verführen. Mutter soll auch mit. Dabei ist er gestern erst eingebrochen mit Pferd und Schlitten. Von seinem alten roten Fuchspelz dampfen immer noch feuchte Schwaden in die niedrige Stube. Aber morgen ist er wieder trokken, und der Hans? „Nun, wenn so ein echter Nehrungsgaul einmal eingebrochen ist, einmal im Winter am Zagel (Schwanz) unter dem Eis vorgezogen worden ist, so kennt er den Rummel."

Glückauf, denke ich, als wir am Sonntag morgen über das blanke Eis dahinflitzen. Meilenweit im schlanken Pfade. Manchmal saß mir das Grauen im Nacken aber der Hans kennt die Spalten im Eis nun wirklich. Gefroren habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht so wie bei dieser Sonntagsschlittenfahrt über das Kurische Haff. Mir fiel die schöne ostpreussische Geschichte ein, von der romantischen Tochter, die sich zu Weihnachten eine Schlittenfahrt wünscht. „Ach," antwortet die sachliche Mutter, „du dumme Margell, setz' dir in de zuch'ge Haustür, steck' de Füß' im kalten Wasser und klinger mit de Tischglock', da haste deine Schlittenfahrt janz umsonst!" Vater Pludats Grogrezept trage ich seither tief im Herzen. Es gibt auch noch Honigpünsche, weil Ostpreußen doch ein altes Honigland ist. Und das Rezept zum Milchpunsch will ich schnell noch verraten. Rum, Arrak, Milch zu gleichen Teilen. Den Alkohol mit Zucker, Vanille, Zitrone erhitzen, 12 Stunden ruhen lassen, dann die kochende Milch dazu. Abgekühlt filtrieren und eiskalt genießen. Aber nur bei Konfirmationen. Pludat sagt dann: „Das schmeckt rein zum Hukkenbleiben!"

Der habgierige Kater.

Pa Eichhörnchen saß im Geäst
Ganz nah bei seiner Kinder Nest
Und instruierte sie im Springen,
Im Klettern, Ast zu Aste Schwingen,
Als ein bejahrter großer Kater
Den Baum erstieg und den Berater
Der kleinen Eichhörnchen erfaßte
Und mit ihm fiel, was gibste — haste —
Vom hohen Ast zur tiefen Erde.
Pa Eichhörnchen hat nicht Beschwerde,
Doch brach der Kater das Genick,
War mausetot! Welch Mißgeschick!
„Das Unerreichbare erstreben
Bringt stets Zusammenbruch im Leben."

Anton Pohlkamp.

Lindbergh, Alta.

Die Erfindung Gutenbergs, technisch und geistig gesehen

Von Dr. A. Ruppel, Direktor des GutenbergMuseums.

Wenn wir die großen Erfindungen betrachten, die allen Menschen halfen, die Last ihrer täglichen Arbeit zu erleichtern und trotzdem ihre Leistungen zu verhundertfachen, so fällt uns auf, daß sie, technisch gesehen, alle so einfach sind wie das Ei des Columbus; ihre Größe besteht nicht in komplizierten Apparaten und gigantischen Maschinen, sondern allein in ihrer Wirkung.

Auch die Buchdruckerkunst ist, technisch gesehen, keine komplizierte Erfindung. Der Gedanke, die 25 Zeichen, aus denen sich unsere Schrift zusammensetzt, einzeln, massenweise und widerstandsfähig herzustellen, um sie zu Wörtern, Sätzen und Seiten zusammenzufügen, diese Seiten mit Farbe einzuschwärzen und ihnen dann einen Beschreibstoff aufzupressen, um so den Abdruck eines Textes zu erhalten, so oft man den Vorgang des Einfärbens und Pressens wiederholen mochte; und dann, wenn man eine beliebig hohe Anzahl von Abdrucken hergestellt hatte, die Seiten, Sätze und Wörter wieder in die einzelnen Buchstaben zu zerlegen, um mit den gleichen Buchstaben andere Wörter und Seiten zusammenzusetzen, um andere Abzüge zu erhalten; dieser Gedanke lag eigentlich schon in der Luft, seitdem die 25 Zeichen des Alphabetes erfunden, festgelegt und den schreibeverständigen Menschen bekannt waren. Und doch hat es über 2000 Jahre gedauert, bis ein begnadeter Mensch diesen an sich nahe liegenden Gedanken genial in die Tat umsetzte.

Große Werke stellen sich immer einfach dar; in ihrer Vollendung erscheinen sie uns geradezu als selbstverständlich; wir wundern uns bei ihnen nur über eines, nämlich daß die Menschheit so lange brauchte, um sie hervorzubringen.

So ist es auch bei der Buchdruckerkunst. Manche technischen Verfahren, die in dem Druckhandwerk angewendet werden und zu seinem eisernen Bestand gehören, waren längst vor Gutenberg bekannt und meisterlich ausgeübt. Schon die alten Babylonier und Assyrer schnitten Siegelstempel, die Griechen und Römer machten sich eiserne Formen, aus denen sie Münzen prägten und sogar auch schon Münzen gossen. Mit Holzmodeln drückten die Töpfer des Altertums ihre Namen in ihre Erzeugnisse, bevor sie durch Brand hart gemacht wurden. Die alten Aegypter bedruckten schon mit eingefärbten Holzschnitten Leinengewebe. Einzelbuchstaben wurden schon in den Kinderschulen der alten Römer benutzt, in denen die Schüler sie zu Wörtern zusammensetzten, um so das Lesen zu lernen. Alle diese Dinge sind uralt, das Genie des Erfinders bestand eben darin, diese seit langem bekannten Elemente zu einem Zweck zu vereinigen, der eine ganz große neue Erfindung darstellte.

Nur das Gießinstrument, das es erst ermöglichte, Einzeltypen haargenau aus derselben Matrize und in so großer Zahl in widerstandsfähigem Material herzustellen, daß man auch größere Bücher mit ihnen drucken konnte, war etwas absolut Neues. Aber auch das Giesinstrument ist ein verhältnismäßig einfaches Werkzeug: ein viereckiger Hohlraum, der auf der einen Seite durch eine Matrize (ein Metallstück, in dem vertieft ein Buchstabe eingegraben ist) abgeschlossen wird. Gießt man flüssiges Blei ein, so füllt dieses den Hohlraum der Matrize und des Instrumentes aus und bildet im Erstarren ein einziges Stück, nämlich ein anfaßbares Stäbchen, auf dem oben ein Buchstabe, das Schriftauge, sitzt.

So hoch man auch die Wichtigkeit des Gießinstrumentes einschätzen mag und muß, in seiner technischen Konstruktion ist es so einfach und klar, daß jeder Erstdrucker es sich selbst anfertigen konnte, wenn er in einer fremden Stadt eine Druckerei gründete.

So ist die Buchdruckerkunst im Verhältnis zu anderen späteren Erfindungen, technisch gesehen, außerordentlich einfach. Die Einfachheit und Selbstverständlichkeit ist geradezu ein Teil ihrer Größe. Aber darin besteht ihre Größe wahrhaftig nicht allein. Alles Große kann nur nach seiner Wirkung und nach seinem Erfolg beurteilt werden. Keine Entdeckung und keine Erfindung des menschlichen Geistes aber hat eine so weitreichende Wirkung ausgeübt wie die Buchdruckerkunst. Denn diese Erfindung hat alle nach ihr kommenden Dinge der Weltgeschichte miterzeugt, mitbefruchtet, miternährt und mit groß gemacht. Ohne die Druckkunst wäre die Höhe menschlicher Bildung und die Steigerung der menschlichen Einsicht in bisher verborgene Gebiete geistigen

Lebens und technischer Möglichkeiten nicht erreicht worden, die zu neuen großen Entdeckungen führte. Denn erst durch die Druckkunst vermochte ein Mensch seine eigenen Erfahrungen und Erkenntnisse allen Mitmenschen, aber auch allen späteren Generationen mitzuteilen, die dann, auf dem Mitgeteilten aufbauend, Neues und vielleicht auch Komplizierteres zu schaffen vermochten. Mögen diese neuen Erfindungen auch komplizierter sein und mehr Scharfsinn, Kenntnisse und technische Fertigkeiten voraussetzen, in ihren Wirkungen und Folgen hat keine dieser Erfindungen die Buchdruckerkunst je erreicht. Und deshalb ist auch der Ausspruch des Franzosen Victor Hugo nicht übertrieben, wenn er sagt: „Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist das größte Ereignis der Weltgeschichte." Die Buchdruckerkunst hat tatsächlich das Angesicht der Erde von Grund aus verändert, sie hat die Welt aus ihren verrosteten Angeln gehoben und hat ihr eine neue Laufrichtung gegeben.

Der ganzen Kulturwelt gibt die Gegenwart eine willkommene Gelegenheit, die Erfindung zu feiern und dem großen Erfinder gebührend zu huldigen. Im Jahre 1940 wird die erste Halbjahrtausendfeier der Buchdruckerkunst festlich begangen werden. Vorbereitungen hierzu sind bereits in vollem Gange. Ganz besonders rüsten sich Deutschland und die Vaterstadt des Erfinders, Mainz am Rhein, das Gutenberg-Jahr 1940 würdig zu gestalten. Die Akademien und gelehrten Gesellschaften der ganzen Welt werden sich zweifellos an der großen Ehrung für Gutenberg beteiligen. Aber auch die Regierungen und führenden Persönlichkeiten der verschiedenen Nationen werden sich freudig einreihen in die Schar derjenigen, die dem Genie Gutenbergs ihre Huldigung darbringen.

Deutsche Würste und Fleischspezialitäten

In allen Ländern hat das Volk den lustigen Helden seines, des derbkomischen Theaters nach den volkstümlichsten Leib- und Magengerichten genannt: John Pickle-herring heißt er bei den Engländern, Jean Potage bei den Franzosen, Hans-Wurst bei den Deutschen. Und tatsächlich ist **Deutschland ein Land der Würste,** und die Würste spielen im Leben des Volkes, bei allen seinen kleinen oder großen Festen, eine ungeheure Rolle. Und weil der Geschmack, die Gewohnheiten und die Lebensweise des Volkes in den einzelnen Gegenden so verschieden ist, gibt es auch so viele unterschiedliche Würste: nicht nur ganz winzige und riesengroße, grobe und feine, teure und billige, haltbare und frisch zu essende — die Hauptsache ist immer und auf alle Fälle das richtige (und jedes Mal andere!) Gewürz, und ein guter Wurstmacher hat in Deutschland immer schönes Geld verdient. Es gibt hier eine eigene Wurstgeografie, nicht allein den bekannten „Weißwurst-Aequator": das ist in Bayern die Donau, weil nur südlich davon, in Oberbayern und besonders in München, ganz echte **Weißwürste** zu haben sind. Diese Würste sind nämlich, sagt die öffentliche Meinung ihrer Heimat, sooo.. empfindlich, daß sie die Morgenglocken nicht läuten hören dürfen — am besten bleibt man also vom Abend vorher auf, um die Weißwurstzeit ja nicht zu verschlafen! Diese zarten Geschöpfe einer meisterhaften Kunst sind aber gleichzeitig Symbole der süddeutschen Wurstmacherkunst überhaupt: alle ihre Produkte müssen mehr oder weniger frisch gegessen werden, und selbst die „geräucherten" unter ihnen machen keinen Anspruch auf lange Aufbewahrung. Das ist im ernsteren Norddeutschland ganz anders: dort sind die Würste für Dauer eingerichtet, sie halten ein Jahr und länger, solange man sie nicht anschneidet, und sie sind nicht nur in dieser Dauerhaftigkeit eine vornehme Gesellschaft. Wer es nicht mit Absicht mißverstehen will, darf die norddeutsche Wurst sozusagen „aristokratisch", die süddeutsche aber „demokratisch" nennen; im Norden herrscht die Nuance der im Wesentlichen im gleichen Stil komponierten Wurstmarken, im Süden blüht eine reiche Fülle grundverschiedenster Sorten. Schwierig wird die Sache aber eigentlich erst dadurch, daß die Wurstgeografie von der Schulgeografie sehr beträchtlich abweicht: Sachsen und Schlesien, die Mark Brandenburg mit der Reichshauptstadt Berlin und noch Hessen gehören nämlich ihren Würsten nach zum Süden, das Land Thüringen aber dafür zum Norden!

Das Stamm- und Heimatland der norddeutschen Wurstaristokratie, die aus reinem Schweinefleisch sich ableitet, ist Niedersachsen, einschließlich Schleswig-Holsteins und, wie schon gesagt, Thüringen. Dort hängen auch die besten **Schinken** im Rauch, und Westphalen streitet sich mit Holstein um den Ruhm der allerbesten. Der Streit ist nicht zu enden und zu schlichten, weil beide Landschaften einen herrlichen Schinken in die Welt versenden und — einen noch viel besseren selbst verzehren. Was die Würste betrifft, so sind die westfälischen, braunschweiger, Göttinger, Gothaer Cervelatwürste nach der Meinung vieler Kenner das Feinste, was sich denken läßt; andere ziehen die stärker gewürzte und länger geräucherte

Mettwurst vor, die in Braunschweig ihre schönste Heimat hat; wieder andere schätzen am höchsten die grobstückigen **Schlackwürste.** Eine besonders feine Sorte sind die „Feldgieker" aus Waldeck. Aber sonst ist der Name und die Art hier nicht die Hauptsache: die „Katenwurst", d. h. die noch im Bauernhaus geräucherte und nach sehr alten Familienrezepten behandelte Wurst ist für die verwöhnte Zunge des Genießers bestimmt feiner als die von irgendwoher. Da aber wirkliche „Hausmacherware" heute nicht mehr in den Handel kommt, bleibt die Firmenmarke (und der Herkunftsort!) doch oft genug bestimmend. Da ist die **Göttinger Bierwurst,** die **hannöversche** und die **westfälische Leberwurst,** die feine pommersche **Teewurst von Rügenwalde** und anderes mehr. Weil aber eben der Name „Pommern" auftaucht: dorther kommen auch die hochgeschätzten geräucherten **Gänsebrüste!** Aus Hessen, besonders aus der alten Bonifatiusstadt Fulda kommt der **Schwartenmagen,** Goethe's Lieblingswurst, die sich der mit einem begnadeten Magen begabte alte Herr noch als Achtzigjähriger schmecken ließ. Seine Vaterstadt Frankfurt am Main, die als eine alte Blütestätte der Metzgerei gilt und heute noch einen vierhundert Jahre alten Wurststand aufweisen kann, gehört aber nach der oben vorgetragenen Wurstgeografie eindeutig zum Süden.

Von diesem Süden ist schon gesagt worden, daß da die Würste nicht lange hängen bleiben vor dem Gegessenwerden. Besonders gerne ißt man sie nämlich warm. Von den kleinen **warmen Würstchen,** die man am stilechtesten auf der Straße stehend verzehrt (sie heißen in Amerika hot dogs), gehören nur zwei Arten dem wurstgeografischen Norden: das sind die **Halberstädter** und die langen Würste von Wittenberge, die man auf jeder Fahrt zwischen Berlin und Hamburg auf dem Bahnsteig essen muß. Im Süden ist die Auswahl viel reicher: da sind vor allem die **„Frankfurter"** aus Frankfurt am Main selbst und die „Frankfurter" aus Wien; die letzteren heißen sonst überall „Wiener" und sind keinesfalls eine Nachahmung der Würstchen aus der Goethestadt. Das haben sie gar nicht nötig. Um aber von den warmen Würstchenarten weiter fortzufahren: da ist zunächst einmal die **Berliner „Bockwurst"** (mit Böcken haben sie nichts zu tun!) und die warme **„Breslauer,"** da sind die Würstchen aus **Jauer** in Schlesien und die **„Krenwürstel"** im nördlichen Sudetengau — sie heißen so, weil man Kren, das ist Meerettich, dazu essen muß. Dann aber kommt Hessen-Nassau, Schwaben, Franken und Bayern: in Frankfurt am Main gibt es die gute **Rindswurst,** in Stuttgart die **Schützenwurst,** in Oberfranken um Bamberg herum die **„Bauernseufzer"** und in Regensburg die „Regensburger." Und in München? Da hat's außer den Weißwürsten, von denen schon die Rede war, die **„Dicken",** die **„Wollwürst"** (die aber auch eßbar sind), die **Schweinswürstel,** die **Milzwurst,** den warmen **Leberkäs** und noch eine Menge anderer Spezialitäten. Zu den Schweinswürsteln ist zu sagen, daß sie eigentlich nicht in heißem Wasser heiß gemacht, sondern gebraten werden wie die noch viel berühmten **Nürnberger Bratwürste** und die **Rostbratwürste** in Thüringen. Von der Milzwurst und der Leberwurst ist zu bemerken, daß man ihre Fülle auch in einer Fleischbrühe mit Brotschnitten ißt, zum zweiten Frühstück und einer Maß Bier.

Auch andere süddeutsche Würste kann man, wenn man will, „warm machen," ohne daß das aber unbedingt sein muß: die **fränkische „Gelbe",** eine feine Kalbfleischwurst, deren Schale kanariengelb gefärbt ist, die schlesische **„Polnische",** die **„Knackwurst"** und sogar die weiche **„Räucherwurst"** des nördlichen Böhmens. Die „Blutwurst", die in Thüringen „Rotwurst" heißt, und mit Speckwürfeln, Fleischstücken und Semmel gemengt ist, erst recht die fast ganz aus Schweineblut bestehende Wiener „Blunzen" brät man am besten in der Pfanne und ißt sie zu Kartoffelbrei. Das Gleiche ist mit den verschiedenen **Leberwürsten** möglich, die es überall in Mittel- und Süddeutschland gibt. Sonst aber ist die Wurst eine kalte Ware und wird auf Brot als „Aufschnitt" gegessen. In Bayern trinkt man Bier dazu, in Frankfurt am Main Apfelwein und im deutschen Südwesten einen leichten anspruchslosen Landwein. Der Fremde, der sich mit einer gleichen frugalen Mahlzeit unter das Volk mischt, wird, wenn er die Sprache nur einigermaßen beherrscht, bei einem solchen Abendessen tiefere Einblicke tun als ihm viele dicke Bücher bieten könnten! Um aber zu den Wurstsorten zurückzukommen: überall in Bayern bekommt man den schwarzen und den weißen **„Preßsack",** überall im Süden die **Pariser,** die **Krakauer,** die **Mortadella,** die **Salami,** die schon in ihrem Namen auf ausländisches Vorbild hinweisen, ohne immer sklavische Nachahmung zu sein. Denn die bayerische Salami z. B. ist etwas ganz anderes als die ungarische und die aus Verona. Unzweifelhaft zu den Ursprüngen des deutschen Metzger- und Wurstmacherhandwerks führt aber schließlich die **Sülze** und Gallerte, die ihren wichtigsten Stoff den gelatinehaltigen, höchst nahrhaften Knorpeln der Kalbs- und Schweinefüße verdankt. Von einem Meister bereitet, kann sie in ihrer durchsichtigen und eßbaren Hülle feines Fleisch, Gemüse, Fisch und andere Delikatessen pikant einschließen. Von einem Meister bereitet — auch die deutschen Würste und Fleischspezialitäten zeigen die Entwicklung einer jahrhundertealten Kunst, deren vergängliche, aber höchst schmackhafte Werke durch die deutschen Landschaften zu verfolgen sind.

Morchen, Amy und Sety

Von P. H. Keitel.

Die Treue des Hundes ist sprichwörtlich geworden. Manchem Blinden will das Herz brechen, wenn er seinen Hund verliert. Jahre hindurch ist er sein treuer, stets zuverlässiger Führer gewesen. Er ist ihm unersetzlich; das treue Tier kann er nicht mehr vergessen. Hunde liegen zuweilen mitleidig winselnd am Kranken- und Sterbelager ihres Herrn. Tieftraurig folgen sie dem Sarge zum Gottesacker. So mancher weicht nicht mehr vom Grabe, nimmt weder Speise noch Trank zu sich, bis er seinem Herrn im Tode folgt. Welch eine rührende Hingabe und Treue! — Von einigen Hunden, die Freude und Leid in unser Leben brachten, wollen wir etwas erzählen. Der erste heißt „Morchen" und ist ein Brasilianer.



Sechs Jahre lebten wir im Tiefland Mittelbrasiliens. Einsam stand zunächst unser Pfarrhaus inmitten des Urwaldes. Kein Haus war ringsum zu sehen. Auf der Weide vor dem Hause graste das Reittier. Außer der Schulzeit und den Sonn- und Festtagen war es hier sehr still. Tiefe Stille herrschte auch im Hause, denn der Pastor war noch Junggeselle. Die große Urwaldeinsamkeit und das reiche Maß von Stille wurden bald etwas drückend; dazu kam ein unerklärliches Erlebnis, das uns eine Nacht im Pfarrhaus brachte. Beides veranlaßte uns Umschau nach einem treuen Lebewesen zu halten, um nicht mehr so allein sein zu müssen. Kaum hatten wir unseren Wunsch geäußert, kommt eines Tages ein lieber Mann aus einer Filiale auf die Weide gesprengt. Als er sein Tier draußen angebunden, tritt er lachend ins Studierzimmer, einen Sack in seiner Rechten haltend. Mit den Worten: „Herr Pastor, hier habe ich Ihnen etwas Feines," öffnet er den Sack, dreht ihn um, und ein allerliebstes kleines Hündchen kommt mauzend herausgepurzelt. Man mußte seine Freude an dem hübschen Tierchen haben, und wir schlossen sofort Bekanntschaft miteinander. Auf Schritt und Tritt ist der kleine Kerl nun immer hinter uns her. Studieren wir, so zeigt er dafür weniger Interesse und hängt seinen eigenen Gedanken nach. Oefter schläft er dann ein, schnarcht oder heult gar laut auf. Offenbar leidet er an schrecklichen Träumen, die ihm das Dasein vergällen. Mit einem kleinen Rippenstoß wecken wir ihn aus seinem Dusel, und überrascht und dankbar blickt er uns dann an. Geht es zum Tisch, so fehlt er natürlich nie. Aufmerksam sitzt er da und schaut unverwandt hoch, um sich keinen Bissen entgehen zu lassen.

Die drückende Einsamkeit ist nun bis zu einem gewissen Grade gebannt. Wir sind nicht mehr ganz allein. Wie oft halten wir Zwiesprache miteinander. Sobald sein Herr den Mund öffnet, spitzt er schon die Ohren und merkt auf. Alles scheint ihm leichtverständlich und klar zu sein. Manchmal nickt er auch, als ob er sagen will: „Fahr nur getrost fort, wir verstehen uns und werden gut zusammenhalten, komme, was da kommen mag." Nur schade, daß er nicht auch reden kann. Er versteht wohl die deutsche und die portugiesische Sprache, aber er antwortet immer nur in der Hundesprache. Letztere verstehen wir nicht genügend, um alles fassen zu können. Unser kleiner Freund ist so ganz anders als die Brüllaffen im Urwalde rings um uns her, die wohl brüllen können, aber dann mit ihrer Weisheit zu Ende sind. Die Papageien um und über uns lärmen gewaltig und sind sich selber genug; sie bedürfen unser Wohlwollen nicht. Die Ameisen und anderes Geziefer und Ungeziefer wollen wir trotz aller Versuche unserseits nicht anfreunden. Froh sind wir, Morchen zu besitzen.

Den Namen haben wir ihm gegeben, nicht etwa weil er aus Mohrenland gekommen wäre, sondern weil er aussieht wie die Mohren. Sein ganzer Körper hat eine glänzende, pechschwarze Farbe. Nur an der Brust und an einem Fuß zeigt er eine weiße Stelle. Aber das ist ja auch zuweilen bei Mohren der Fall. Sie sind schwarz von Kopf bis zu Fuß, öffnen sie aber den Mund,

blicken herrliche schneeweiße Zähne hervor und bieten ein reizendes Bild.

Der kleine Kerl entwickelt sich prächtig. Zusehends wird er größer und stärker, täglich auch klüger. Wunschgemäß reicht er uns bald graziös sein Pfötchen; meisterhaft macht er auch seine Komplimente und sitzt gravitätisch wie ein Hase auf der Partie, die ihm dafür geschaffen ist. Er weiß auch, was Gehorsam ist. Ein Pfiff seines Herrn und er ist sofort zur Stelle. Kein Wunder, daß er so intelligent wird. Täglich kommt er mit zur deutschen Schule. Der wichtigste Teil ist ihm allerdings die Schulpause. Sobald sein Herr spricht „Pause", ist er außer sich vor Freude und macht lustige Sätze. Außerhalb der Schule läßt sich in verschiedenen Ecken auf grünem Rasen ein halbes Hundert Schulkinder nieder. Sie öffnen die Kesselchen, die sie mitgebracht, oder wickeln ihre kleinen Päckchen und Bündel auf, und allerlei gute Bissen kommen zum Vorschein. „Morchen, Morchen," klingt's von allen Seiten; oft rufen acht bis zehn Kinder zu gleicher Zeit, und der kleine Kerl weiß nicht recht, wo er zuerst erscheinen soll. „Morchen, Männchen," heißt es, und da sitzt er auch schon hübsch auf seinen Hinterbeinen und macht sein Kompliment, um dann seinen Happen in Empfang zu nehmen. Die Kinder haben großen Spaß, und Morchen kommt dabei auch auf seine Rechnung. Zwischen 12 und ½1 Uhr, auch an schulfreien Tagen, wo er keinen anderen Zeitmesser hat als seinen Instinkt, sehen wir ihn pünktlich hinter dem Hause in Position, seine Blicke unverwandt nach dem Bananenhain richtend. Rufen wir ihn an, so erhalten wir nur einen flüchtigen Blick, seine Augen gehen blitzschnell wieder nach der alten Richtung. Jetzt erhebt er ein Freudengeheul. Das Nachbarmädchen kommt durch die Bananenpflanzung mit einer Schüssel unter dem Arm. In der Schüssel unter einer weißen Decke trägt sie das Mittagsmahl des Pastors. Vor lauter freudiger Begrüßung läßt er sie kaum ins Pfarrhaus; schnell ist er hinterher, um auch seinen Anteil davon in Empfang zu nehmen. Morchen hat eine gute Natur. Jedem Weißen ist er hold und freundlich. Aber — ist es nicht seltsam? das Sprichwort lautet: „Gleich und gleich gesellt sich gern," und er kann keinen Schwarzen ausstehen. Wagt sich ein Neger auf den Pfarrhof, so kommt er außer sich vor Wut, ist wie der Böse hinter ihm her und möchte ihn am liebsten in Stücke reißen. In der Morgenfrühe erscheint eines Tages Africanus, einer unserer Nachbarn. Seine Vorfahren wurden einst aus Afrika als Sklaven importiert. Er hat in die Hände geklatscht und sein „O de casa" gerufen, denn nach brasilianischer Landessitte darf niemand den Hof eines Hauses betreten, er habe denn zuvor Erlaubnis dazu erhalten. Vor dem Hoftor klatscht man tüchtig in die Hände und ruft laut: „O de casa," eigentlich: „O das Haus," und erst wenn jemand auffordert einzutreten, hat man das Recht, auf den Hof zu kommen. Dieser Neger aber tritt schon auf den Hof und kommt aufs Pfarrhaus zu. Offenbar hat er etwas sehr Wichtiges und ist sehr eilig. Morchen jedoch kennt keine Rücksicht. An seiner langen Kette stürzt er sich, als er nahe genug ist, auf ihn und zwickt ihn tüchtig in sein schwarzes Bein. Laut schreit der Neger auf und schlägt auf den Hund. So leid es uns tut, wir können es nicht ändern. Morchen richtet sich strikt nach den Gesetzen des Landes.

Menschen und Tiere haben oft ähnliche Charakteranlagen. So manchmal kann man beobachten, daß Menschen gerade diejenigen ihrer Mitmenschen am wenigsten ausstehen können und bissig und unbarmherzig über sie herfallen, die genau mit denselben Fehlern behaftet sind und an denselben Schwächen und Unvollkommenheiten leiden wie sie selber. Man sieht das eigene Bild an andern und empfindet Grauen. Aber sein Fell kann man sich damit nicht reinwaschen.

Ein intelligenter Hund auf dem Pfarrhof kann seinem Herrn zuweilen selbst bei dessen Amtsarbeit behilflich sein. Zwei Männer aus einer Filiale lassen sich auf einer Bank in unserem Studierzimmer nieder. Der eine trägt einen großen schwarzen Vollbart, der andere verfügt nur über einen kräftigen Schnurrbart. Beide haben blitzende Augen und dazu, wie wir bald merken, eine etwas feurige Zunge. Bei der Botschaft, die sie überbringen wollen, sind sie sich offenbar nicht ganz einig und schnappen sich gegenseitig an. Unser Morchen liegt im Hintergrunde, seine Augen stets auf die ihm etwas sonderbaren Gesellen gerichtet. Als sie noch heftiger werden und ihren schnappenden Ton auch etwas über den Tisch nach unserer Richtung klingen lassen, hält es das kluge Hündchen nicht mehr aus, stürzt hervor und packt den einen wütend am Hosenbein. Augenblicklich wird's mäuschenstill. Die beiden sind aufs tiefste erschreckt. Ganz zahm reden sie nun miteinander und in derselben Weise bringen sie auch ihr Anliegen vor. Das Tier hat ein gutes Werk vollbracht. Ein intelligenter Pastorenhund ist, wie der geneigte Leser sieht, nicht zu verachten.

Wir hatten alle Ursache, auf unseren Hund und die Erziehung, die wir ihm angedeihen ließen, stolz zu sein, wurde er doch von allen Seiten bewundert. An einem Punkt jedoch hatte unsere Erziehungskunst ein Loch, und wir konnten mit dem kleinen Kerl nicht fertig werden. Unsere Weisheit war zu Ende. Von Zeit zu Zeit kommt nämlich des Kirchenvorstehers gro=

ßer, fetter, dreister Sussy, kläfft den Pfarrhof herauf und ruft in seiner Hundesprache: „Morchen, komm, wir wollen zusammen auf die Jagd!“ Liegt Morchen nicht zufällig an der Kette, so ist meist kein Halten möglich. Der Jagdtrieb ist zu stark, die Jagdlust zu groß, das Jagdrevier zu verlockend, und er macht sich auf und davon. Da helfen kein Pfiff und auch keine nachträglichen Schläge. Stunden-, oft tage- und nächtelang streifen sie im Urwalde umher nach Beute. Mutterseelenallein sitzen wir dann in unserem Hause. Auf dem Nachtlager können wir kaum einschlafen, die nächtliche Urwaldstille wird immer wieder unterbrochen durch lautes Hundegebell. Die beiden sind unermüdlich und machen den Dachsen und anderem Wild das Leben schwer. Ach ja, so ein Hundetrieb ist ein übles Ding. Wer ihn ausrotten könnte! —

Der Triebe gibt es gar viele, nicht nur unter Hunden, sondern auch unter denen, die sich die Krone der Schöpfung nennen, unter den Menschenkindern, und sie richten oft unsägliches Unheil an. Wir haben in der alten Heimat allerlei Leute kennengelernt, die einen ähnlichen Trieb in sich hatten wie unser Morchen. Sie waren sonst von gutem Charakter und hatten einen ehrlichen, unbescholtenen Namen; aber das ganze Herz war voller Jagdlust, und sie konnten diesem Trieb nicht widerstehen. Obgleich in der alten Welt Wälder und Felder von der Regierung an den Meistbietenden als Jagdgebiet verpachtet werden, konnten sie es nicht lassen, zur Tages- und Nachtzeit in den Wäldern umherzustreifen und nach Wild Ausschau zu halten. Der Herr Amtmann aber oder der Herr Baron, der eine hohe Jagdsteuer entrichtet, will in der Regel seine Hasen und Rehe selber schießen und verzehren und ist dem Wilderer und Wilddieb hart auf den Fersen. Manchen bringt das Jagdvergnügen jahrelang ins Gefängnis. Oft kommt es noch schlimmer. Der Wilddieb wird bei seinem Treiben ertappt und gar angeschossen, oder auch der Wilderer glaubt sich in Notwehr und schießt den Förster nieder. So ein armseliger Hase hat schon in manches Menschenleben viel Leid gebracht. Der Jagdtrieb ist zum Verhängnis geworden. Dort draußen in Brasilien freilich herrscht auf diesem Gebiet weithin noch goldene Freiheit, und jeder darf ungestraft seinem Triebe folgen. Bei Morchen allerdings hätten wir ihn lieber nicht entdeckt; dieser tolle Trieb hat uns manchen Aerger gemacht.

Andere werden vom Jähzorn gepackt und geschüttelt. Jetzt sind es die besten Menschen von der Welt, und im nächsten Augenblick sind sie schon ganz aus dem Häuschen, man kennt sie nicht wieder. Mit Blitzesschnelle schwellen die Zornadern, sie sind außerhalb jeglicher Selbstkontrolle; alsbald fallen Feuer und Schwefel auf die Umgebung herab. „Des Menschen Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist.“ Aber er tut auch nicht, was vor Menschen recht ist. Wieviel Lebensglück hat er roh zertreten, Unglück in ungezählte Häuser gebracht! Bittere Reue kommt in der Regel zu spät und vermag wenig mehr zu ändern. Wer unter solchem Koller zu leiden hat, mag mit Erfolg das folgende Rezept anwenden: Sobald der tiegerhafte Trieb sich meldet, zähle man ganz langsam bis auf 25. Während dieser Zeit wird mit Sicherheit die Vernunft wieder Einkehr halten und die Herrschaft über das unmenschliche und untermenschliche Treiben davontragen.

Wenn wir solche und ähnliche Betrachtungen anstellten, waren wir auch immer wieder bereit, mit Morchen nicht allzu streng ins Gericht zu gehen. Um so untertäniger und liebenswürdiger war er auch wieder, wenn seine Jagdperiode hinter ihm lag. Auf den meisten Amtsreisen hoch zu Roß über steile Berge und durch tiefe Täler, durch Kaffeeplantagen und Urwald durfte er uns begleiten; das war sein höchstes Vergnügen. Bald war er eine größere Strecke voraus, dann wieder hinter uns, oder er jagte auch seitwärts in Busch und Wald. Den weiten Weg mußte er mehrere Male machen und schien dabei nicht müde zu werden. Wir nahmen ihn mit, weil er sich freute, nicht etwa um einen Beschützer zu haben. Dazu war er viel zu klein. Vielmehr hatten wir diese Rolle zu übernehmen. Stürzten große Hunde heran und wollten mit ihm raufen oder gar sein Lebenslicht ausblasen, so hielt sich das kluge Tierchen sofort ganz nahe zu uns, so daß wir mit dem kräftigen Liederriemen unserer langen Peitsche dem Aufdringling das Fell gerben und ihn in die Flucht jagen konnten. Freudig und dankbar winselte und heulte Morchen, wenn der große Flegel abzog.

Das gute Tier brachte nicht nur Abwechslung in unsere Urwaldeinsamkeit, sondern wäre auch jederzeit bereit gewesen, sein Leben für uns zu lassen. Ebenso anhänglich und treu zeigte er sich später seiner Herrin. Schweren Herzens ließen wir ihn zurück, als wir nach Europa reisten. Einige Monate später ist er an Heimweh eingegangen. Morchen, wir werden dich nicht vergessen! Du hast uns den Aufenthalt in Brasilien erträglicher gemacht.

Amy, der Kanadier

Schön war er nicht, aber dauerhaft. Und wie sind wir zu ihm gekommen? Es war in den ersten Tagen nach unserer Ankunft aus der Alten Welt. Unter feierlichem Glockengeläute schreiten wir vom Pfarrhaus über die Weide zum neuen Gotteshaus. Eine Trauung ist zu vollziehen, und eine stattliche Festversammlung füllt

die Kirche. Es ist kein alltägliches Paar, das an heiliger Stätte steht, um sich die Hand zu reichen zum Bunde fürs Leben. Der Bräutigam ist ein ehrenhafter, aber einfacher Farmer aus Wolhynien stammend, ein Witwer mit einer Kinderschar. Die schmucke Braut in jungen Jahren steht anmutig an seiner Seite. In ihren Adern rollt adliges Blut. Mit Stolz zeigt man uns das Adelswappen der Vorfahren. Unglückliche Verhältnisse, die aufs Konto des Weltkrieges zu setzen sind, zeitigten die Verbindung. In erhebender Weise verläuft die schöne Feier. Das Ehepaar zieht heimwärts zu einem schlichten Festmahl, und die große Versammlung zerstreut sich.

Kaum haben wir das Pfarrhaus wieder betreten, kommt eine Hiobsbotschaft hinter uns her. Eine Nachbarin meldet: „Während Sie die Trauung vollzogen, ist der Wolf gekommen" — unser Pferde- und Hühnerstall nebst Schuppen lag unmittelbar am Busch — „und hat eine Reihe Ihrer Hühner zerrissen. Acht habe ich schon gezählt. Sie liegen immer ein Stück weit auseinander. Mit denen ist nichts mehr anzufangen. Hoffentlich sind es nicht noch mehr, die er abgewürgt hat." Die festliche Hochzeitsstimmung wich sichtlich von uns, wie der Nebel vor der Sonne. Nur bestand hier das umgekehrte Verhältnis. Die Dunkelheit vertrieb das Licht. Wir wurden ärgerlich auf den feigen Mörder und wünschten ihm nicht viel Gutes, am wenigsten ein langes Leben. Sofort erklärten wir ihm den Krieg.

Ist es zu verwundern? Wenige Tage zuvor haben uns liebe Gemeindeglieder aufs schönste überrascht und mehrere Dutzend Hühner in den Hühnerstall gebracht, dazu eine Menge Futter. Die neuen Pastorsleute sollen keinen Mangel an Eiern haben. Und nun kommt der gräßliche Wolf und will sie abmurksen.

Die nächsten Tage finden uns bei emsiger Arbeit. Vor dem Hühnerstall wollen wir eine Einfriedung schaffen, innerhalb welcher die Hühner sich zur Tageszeit bewegen können und dabei vor den Zähnen des Räubers sicher sind. So einfach ist das nicht. Einige Pfosten einzurammen und Hühnerdraht anzunageln ist nicht genug. Dazu fehlt das Beste, das Geld. In unserem Beutel herrscht eine gähnende Leere. Wir sind gerade aus dem unglücklichen Deutschland der Nachkriegszeit eingetroffen. Die Inflation hat alles Hab und Gut vernichtet. Mit fast leeren Händen stehen wir im Hause. Es gereicht der Gemeinde zur Ehre, daß uns von allen Sei-

Was ist das Geheimnis ihrer gesunden Figur?

Sie hat eine solche Figur, auf der sich elegante Kleider vortrefflich abzeichnen — hat nicht die Neigung, jene graziösen Linien zu verlieren. Eine Freundin empfahl Bile Beans, welche helfen, ihre Figur so gesund und schön zu erhalten wie sie immer war. Bile Beans sind rein vegetabilisch. Gut für die ganze Familie. Sie stärken das System, reinigen das Blut und scheiden täglich alle Nahrungsreste aus. Bile Beans helfen Ihnen, sich jugendlich zu erhalten und sichern innere Gesundheit. **Nehmen Sie regelmäßig jeden Abend Bile Beans.**

Dankschreiben von Britisch Columbien

„Seitdem ich eine Operation hatte, litt ich an schrecklichen Kopfschmerzen und Verstopfung. Ich versuchte so viele Heilmittel, die zu stark waren, wodurch ich so geschwächt war, daß ich für Tage lang ins Bett gehen mußte. Ich las über Bile Beans, versuchte sie und habe seitdem keine Kopfschmerzen mehr. Bile Beans sind so milde, daß ich sie einnehmen kann und dabei doch meine Arbeit tue. — Ich würde jedem raten, der an Biliosität und Verstopfung leidet, Bile Beans zu versuchen. Ich bin sicher, daß sie damit übereinstimmen werden, daß sie ein ausgezeichnetes Heilmittel sind."

(Gezeichnet) Mrs. J. E. Turner, Kelowna, B. C.

Ein Manitoba Brief

„Es gereicht mir zur großen Freude den Wert von Bile Beans gegen Darmbeschwerden zu bezeugen. Ich litt mein Leben lang an Verstopfung und konnte keine Medizin finden, um das Leiden zu heilen, bis ich Bile Beans gebrauchte. Ich gab auch einer Freundin etwas davon, die ebenso an Verstopfung litt und sie hatte dieselben guten Erfolge."

(Gezeichnet) Mrs. A. P. Jinks, R. R. 1, Clarkleigh, Man.

In allen Drug- und General-Stores verkauft. 50c per Flasche.

BILE BEANS

Das große britische Heilmittel—Ueber 6,000,000 Flaschen letztes Jahr verkauft



„Mit 30 Jahren habe ich mir Sorgen wegen meiner Figur gemacht. Jedoch durch das allabendliche Einnehmen von Bile Beans habe ich mein jugendliches Aussehen erhalten und ich bin imstande, Mäntel und Kleider normaler Größe zu tragen. Meine allgemeine Gesundheit ist gut."

Miss M. Firth.

ten Gelder zinslos angeboten wurden. Schulden gab's genug, bis das Pfarrhaus möbliert war und Pferd, Buggy und Schlitten angeschafft. In jenen Tagen war in Canada teure Zeit. So wollten wir versuchen, den Zaun selber kostenlos herzustellen. Eine Menge langer Stangen lag am Waldessaum aufgeschichtet und stand zur Verfügung. Mühsam heben wir stückweise einen schmalen, tieferen Graben aus, schleppen eine Stange nach der anderen herbei und richten sie mit Aufbietung unserer letzten Kraft im Graben hoch. Die Pastorin hält, und wir stampfen fest. War das eine saure Arbeit in heißer Zeit! Der Schweiß floß in Strömen. Steinhart war der Boden, und nur sehr lagsam ging es vorwärts. Bei jeder Stange, die wir aufwärts quälten, dachten wir auch mit allerlei Verwünschungen an den Wolf. Wenn wir ihn zur Hand gehabt hätten, wäre es ihm übel ergangen, und zweifellos hätte er mehrfach eines unrühmlichen Todes sterben müssen. Aber es ist so: „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn vor." Und den Canadiern soll's nicht anders gehen.

Endlich ist die Arbeit getan. Das Meisterwerk ist fertig. Ein Palisadenzaun steht da, der viel Aehnlichkeit hat mit einer Indianerfestung alten Stils. Einzelne Stangen recken sich zehn, andere fünfzehn und wieder andere zwanzig und mehr Fuß himmelwärts. Auch dem simpelsten Verstand mußte es einleuchten: Darüber kommt kein Wolf, er hätte denn Flügel wie ein moderner Aeroplan; solche Wölfe gibt's zum Glück nicht, wenigstens nicht im canadischen Busch. Auch keine Henne würde es je wagen, sich so hoch zu erheben, um der Festung zu entfliehen. Nur Spatzen, Habichte und Adler können sich darüber hinwegschwingen. Nach außen macht das Ganze einen seltsamen, mysteriös-imposanten Eindruck. Mancher Pilger, der seines Weges vorüberzog, hat sich den Kopf zerbrochen, was die mächtigen Palisaden auf dem Pfarrhof darstellen sollen. Hoffentlich hat sich keiner in die Idee verrannt, es sei eine Art Konzentrationslager für widerspenstige Gemeindeglieder.

Froh sind wir, als das Gefängnis vollendet ist und schauen mit Genugtuung auf unsere Leistung. Bald stellt sich aber heraus — zu unserem großen Leidwesen —, daß all unser Tun Eulenspiegelarbeit ist; wir haben teilweise die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Gewiß, der Wolf kann nicht herein, und die Hühner können nicht hinaus, aber — letztere hören fast gänzlich auf zu legen. Kickel hält man aber nicht um ihrer Schönheit willen, oder um sie spazierengehen zu lassen, sondern damit sie Eier legen sollen. Was ist zu tun? Ein liebes Gemeindeglied erklärt: „Herr Pastor, wenn Sie Ihre Hühner in diesem Zuchthaus halten, wird aus dem Eierlegen nicht viel werden. Das Hühnervolk will nicht nur Gerste, Hafer und Wasser, sondern seine Freiheit; dazu Sand und kleine Steine, Käfer und Würmer, Gräser und anderes mehr. Reißen Sie die Geschichte wieder ab. Um den Wolf machen Sie sich keine Sorgen. Sicher stiehlt er zuweilen Hühner, aber Ihre acht hat wahrscheinlich ein junger Hund zerrissen. Der Wolf holt immer nur ein Huhn, zerreißt es auch nicht bloß, sondern frißt es auf."

Wie der weise Salomo hat der gute Mann geredet und keinen Tropfen dabei geschwitzt. Wieviel Schweiß hatten wir aber vergossen bei unserer Arbeit! Unter Seufzen schleifen wir dann die Festung und — schaffen einen Hund an. Der soll den Wolf vom Hühnerhof halten. Ein Schuljunge von 9—10 Jahren trägt vergnügt lächelnd unter dem Arm den Köter auf den Hof. In der Küche setzt er ihn nieder. Er ist noch klein, hat aber kräftige Knochen, ein ruppiges, fast borstiges Fell und einen langen Schwanz; dazu ein Paar mächtige Ohren, da soll er den Wolf schon von weitem hören, und eine tüchtige Spürnase über der Schnauze, um ihn zu riechen. Seine Augen ähneln denen eines Negers, ebenso seine Farbe. Er ist nämlich ganz dunkel. „Der wird recht werden," sage ich zur Pastorin, „bis er ausgewachsen ist." Regelmäßig erhält er nun sein Futter; er wird gut behandelt und entwickelt sich fein.

Wochen und Monate vergehen. Eines Sonnabends halten wir wieder in der Kapelle unserer Filiale Schule. Eine Schar munterer Kinder im Alter von 6—14 Jahren kommt immer aus der ganzen Gegend zusammen. Manche haben einen weiten Weg, aber er wird ihnen nicht lang, zumal wenn mehrere zusammen gehen können. Fröhlich singen wir:

„Lobe den Herren, o meine Seele,
Ich will ihn loben bis in Tod;
Weil ich noch Stunden auf Erden zähle,
Will ich lobsingen meinem Gott.
Der Leib und Seel' gegeben hat,
Werde gepriesen früh und spat.
Hallelujah! Hallelujah!"

Dann sprechen wir zusammen das Eröffnungsgebet. Die erste ¾ Stunde üben wir Volks- und Kirchenlieder. Viele der Kinder haben eine gute Stimme und singen gern. Es ist eine Lust, ihrem frischen Gesang zu lauschen. Die Kleinen bilden einen besonderen Chor und jubeln freudig:

„Weil ich Jesu Schäflein bin,
Freu' ich mich nur immerhin
Ueber meinen guten Hirten,
Der mich wohl weiß zu bewirten,
Der mich liebet, der mich kennt
Und bei meinem Namen nennt."

Mit leuchtenden Augen singen sie auch: „Gott ist die Liebe," „Weißt du, wieviel Sternlein stehen" — und andere mehr. Um solchen Lobgesang sammeln sich alle guten Geister. Das Lied, das für diesen Tag auswendig zu lernen ist, wird noch abgefragt, und dann ist die erste Pause. Anschließend folgt Unterricht in Katechismus und Biblischer Geschichte. Die Sonnabendschule ist unentbehrlich. In Verbindung mit der regelmäßigen Sonntagsschule legt sie ein gutes Fundament, auf dem der spätere Konfirmandenunterricht weiterbauen kann.

Die Nachmittagsstunden bringen noch, ebenfalls in Deutsch: Lesen, Schönschreiben, Grammatik und Diktat. Die Kinder arbeiten mit Lust und Liebe und machen Fortschritte. Die Kirche wird so erbaut und das Deutschtum gepflegt. In den Pausen verzehren die Kinder ihr Mittagsmahl, tummeln sich auf dem großen freien Platz vor der Kapelle und sammeln Haselnüsse im benachbarten Busch. Auch des Pastors Taschen stopfen sie damit voll. Um 4 Uhr stimmen wir gemeinsam das Schlußlied an:

„Unsern Ausgang segne Gott,
Unsern Eingang gleichermaßen;
Segne unser täglich Brot,
Segne unser Tun und Lassen;
Segne uns mit sel'gem Sterben
Und mach uns zu Himmelserben."

Dann streben alle in kleinen Abteilungen heimwärts.

Als ich auf den Pfarrhof fahre, sehe ich die Pastorin in großer Aufregung im Hühnerstall. Von weitem schon ruft sie mir zu: „Komm nur gleich her und sieh, was los ist. Wir haben den Hund nun monatelang gefüttert, daß er den Wolf vom Hofe halten soll und haben den Bock zum Gärtner gemacht. Der Kerl frißt ja die Hühner selber." Absteigen, das Pferd anbinden und zur Mordstätte eilen ist das Werk eines Augenblicks. Da sitzt Amy vor uns, ein armer Sünder, etwas erschrocken durch das Geschrei der Pfarrfrau. Vor ihm liegt die Henne, der er soeben die Gurgel abgedreht hat. Ja, ja, da hatten wir den rechten Hühnerhüter! „Gib ihm nur gleich die rechte Lektion, damit er keine Hühner mehr anrührt." Gehorsam hole ich die Peitsche unter dem Arm hervor und brenne dem Mörder einige Schläge auf die Rippen. Laut heult er auf. Ein Schlag hat offenbar sein Hinterbein getroffen, und er hält es in die Luft. Die Pastorin meint, das Bein sei gebrochen; ihre Augen füllen sich mit Tränen, und sie jammert laut: „Armer Amy, was haben sie mit dir gemacht?" und zu mir gewendet: „Wie kann man nur so roh und grausam sein! Was hast du da angerichtet?" Das war der Dank für meinen Gehorsam. Doch Amy ist dauerhaft. Schon im nächsten Augenblick springt er wieder auf allen vieren. Auch die Pastorin wird wieder mutig, packt die erwürgte Henne an den beiden Beinen und schlägt sie dem Amy auf die Schnauze. — Die Kur, lieber Leser, hat geholfen. Amy hat später keine Hühner mehr angetastet.

In unserer ersten Pfarrei in Canada machten wir viele Besuche in der Gemeinde. Die Leute erwarteten es und waren beleidigt, wenn man längere Zeit nicht erschien. So kam es, daß wir fast jeden Nachmittag auf der Wanderung waren. Wir fuhren in die Häuser der Gesunden und der Kranken und öfter auch zur benachbarten Stadt, um Einkäufe zu machen und die Post zu holen. Amy wäre am liebsten immer hinter dem Buggy hergerannt. Aber was hätten die Wölfe dann in unserer Abwesenheit alles anrichten können! So führten wir ihn stets vor der Abfahrt an der Kette in den Busch hinter unserem Hühnerstall und banden ihn im Walde an einem Baume fest. Fuhren wir vom Pfarrhof, so hörten wir, wie er jämmerlich winselte oder auch schon begann, Mark und Bein erschütternd zu heulen. Dann tobte er wieder, als ob er schon dabei wäre, einen Wolf zu zermalmen. Seine Stimme war einer großen Modulation fähig. Zuweilen heulte er wie ein Kind, und Vorübergehende eilten in den Busch, um das verirrte Menschenkind zu retten. Mit großen Augen entdeckten sie zu ihrer Verwunderung den struppigen Hund.

Warum er immer einen so schrecklichen Spektakel gemacht hat? Er hat es uns nie erzählt.

Die leichte und sparsame Weise, einen gewöhnlichen Husten zu lindern

Man nehme einen Eßlöffel voll **Painkiller,** eine halbe Tasse Melasse oder Honig, Saft einer halben Zitrone. Man vermische gut und nehme einen Eßlöffel voll jede halbe Stunde, bis Linderung eingetreten.

Painkiller wird seit mehr als einem Jahrhundert von dem canadischen Volk gebraucht. Es ist die einzige medizinische Präparation, die zu dem Namen Haushalt-Heilmittel berechtigt ist. Halten Sie immer eine Flasche im Hause oder bei der Arbeit. Es ist stark empfohlen gegen Fieberfrost, Erkältungen, Krämpfe und Kolik im Magen oder den Därmen. Es ist ausgezeichnet als eine Kompresse bei vielen äußeren Leiden oder als ein Liniment bei Verrenkungen, steifem Genick, Muskelkrämpfen, Brusterkältungen oder Lumbago. Volle Gebrauchsanweisungen mit jeder Flasche. Wird verkauft in allen Drug-, Department- und General-Stores, 35c, 50c und die Sparsamkeits-Flasche zu $1.00.

Hergestellt seit über 100 Jahren von: Davis & Lawrence Company, Montreal.

Wir haben ihn im Verdacht, daß es nicht nur Sehnsucht nach seinem Herrn war, verbunden mit der Gier, hinter dem Wagen herzulaufen, sondern daß er eine gute Portion Angst hatte. Angst wohl vor dem Wolf. Mit seinem Angstgeheul hat er die Wölfe vom Hofe gehalten. Letztere dachten wohl, daß es in der Nähe des Pfarrhofes einem an den Kragen ging, waren besorgt, den ihrigen nicht zu verlieren, und hielten sich fern.

Wir leben in einer Welt voller Angst. Nicht nur Hunde kennen sie. Wieviel Furcht hat der Aberglaube im Gefolge! Als Kinder hörten wir in unserem süddeutschen Heimatdorf eine Menge Gruselgeschichten. Je gruseliger sie waren, desto besser gefielen sie uns, wenn dabei auch immer wieder der kalte Schauer den Rücken hinauf- und herunterkletterte. Einzelne Menschen waren da, die Bände mit ihren Schauer-, Räuber- und Spukgeschichten hätten füllen können. Jede Nacht hatten sie ein anderes aufsehenerregendes Erlebnis, bald in ihrem stillen Hause, im geheimnisvollen Keller oder auch in der Nähe des Friedhofes. Ob sie selber daran glaubten? Wir wissen es nicht. Das dicke Ende kam dann immer nach. Sobald dunkle Nacht über der Erde lagerte, traute man sich nicht mehr recht zum Hause hinaus. In jeder dunklen Ecke und in jedem Winkel sah man eine Spukgestalt, irgendein Gespenst. Von Grauen wurde man erfaßt, das man sich aber nicht merken ließ, wenn es zur Nachtzeit hieß: „Geh noch schnell in den Kaufladen und hole dies oder jenes; ich hab's vergessen.“ Hatte man die Haustüre hinter sich, so schaute man sich vorsichtig nach allen Seiten um, ob nirgends etwas Unheimliches zu sehen war. Fix ging es nun den Abhang hinab, unser Haus lag nämlich auf einem Hügel. Zwei besonders gefährliche Stellen gab's zu passieren. Fast unten am Fuß des Hügels stand das alte Klosterhaus. Mehrere Bauern und einige Rentner bewohnten es. In früheren Jahrhunderten war es ein Kloster, in dem Mönche hausten. Wenn die alten Mauern berichten könnten, würden sie wohl nicht nur schöne und lustige, sondern auch allerlei Schauergeschichten erzählen aus jener Zeit. Auch ein mächtiger Klosterkeller war vorhanden, der von einem gewaltigen Kalksteingewölbe überdacht war. Hier waren in alten Zeiten die verschiedenen Jahrgänge der Klosterweine aufgestapelt. Unter dem Klosterhaus war ein Tunnel, durch den wir hindurchmußten, um die Hauptstraße zu erreichen. Er war kaum 2 Meter hoch und 1½ Meter breit, ebenfalls aus unvergänglichen Kalksteinquadern aufgeführt. Hier war es immer stockfinster. Eine etwas halsbrecherische Treppe führte zum Eingang des Tunnels. Hatte man es eilig, was unter obwaltenden Umständen fast immer der Fall war, so konnte es passieren, daß man die Treppe hinunterpurzelte und Geister und Gespenster sah, noch ehe man in den sackdunklen Tunnel kam. Auf dem Kopfe stehend, kann man schon am hellen Tage allerlei sehen, was man sonst nicht sieht. Wieviel mehr ist das der Fall in dunkler Nacht, dazu an solch einer Stätte. Blitzschnell suchte man wieder seine Füße zusammen, und ebenso fix rannte man durch das dunkle Loch, um den „bösen Geistern“ zu entrinnen. Es konnte aber auch geschehen, daß sich hier irgendein boshafter Mensch aufgestellt hatte, brummte oder grunzte und einen am Kragen packte, dann war der Schrecken, falls das möglich war, noch größer. Auf der Vorderseite des Klosters war ein schmaler Graben. Zuweilen war er gefüllt mit abströmender Jauche. Mancher Junge und auch manches Mädel hat, von Spukgeistern genarrt, hier ein Bad genommen.

Die zweite gefährliche Stelle lag jedoch noch vor uns. Gehen wir ein kleines Stück weiter, so erhebt sich zu unserer Rechten ein großes, weißes Haus, das unheimlich in die Nacht hineinschaut. Zum Glück können wir schon die Hauptstraße sehen, und eine Straßenlaterne wirft uns ihr fahles Licht entgegen. In dem gespenstischen Hause mit seinen vielen Räumen wohnt ein einsames altes Weiblein, das etwas im Geruch der „Hexerei“ steht. Ihr starker Junge hat allerhand tolle Streiche ausgeführt. Oft war er kaum zu bändigen. Nun sitzt er im Irrenhaus.

Wie angenehm war es dann im erleuchteten Kaufladen! Aber auch der Heimweg brachte wieder Schrecknisse, wenn man nicht gerade mit einem Erwachsenen zusammentraf, der denselben Weg machte, oder doch Menschen sich auf der Straße bewegen sah. — Welche Torheit ist es doch, Kinder mit allerlei Schauergeschichten zu füttern und Angst in ihre Herzen zu pflanzen. Gewiß wachsen unsere canadischen und amerikanischen Kinder nicht unter solchen Eindrücken heran. Man sollte sich darüber klar sein, daß lebendiger Christenglaube und Aberglaube nicht zusammengehören.

Für sein Leben gern jagt Amy das Buggypferd auf der Pfarrweide umher. Solange das Tier Schritt geht, läßt er es in Ruhe, nimmt es eine schnellere Gangart an, so tobt er wie verrückt hinter ihm her. Kein Rufen kann den bellenden und fauchenden Hund zurückbringen. Wir beobachten wieder einmal das aufregende Schauspiel. Das erregte Pferd schlägt wild aus, doch glücklicherweise in die Luft. Plötzlich aber, horch! Es knallt und kracht, wie wenn eine Granate platzt. Bornis Huf hat in voller Wucht Amys Schädel getroffen. Sein Schicksal hat ihn endlich ereilt. Da liegt er vor uns, seine Augen

geschlossen, und streckt alle viere steif von sich. Mit einer Träne im Auge steht die Pastorin im nächsten Augenblick an seiner Seite und klagt: „Armer Amy, warum bist du nicht weggeblieben, nun hat er dich totgeschlagen." Doch Amy rührt sich nicht mehr.

Unsere Schwester, eine Diakonisse aus Deutschland, steht lächelnd daneben. Ob sie noch an Amys Endschicksal zweifelt? Mit Hunden hat sie doch auf dem Operationstisch keine Erfahrungen gesammelt. Sie eilt ins Haus und bringt ein Stück Butterbrot. Sich vor ihm niederlassend, lockt sie: „Amy, komm, Butterbrot!" Blitzschnell öffnet der „Tote" die Augen und schnappt nach dem Bissen. So ein Hundeschädel ist doch hart wie Stein und unverwüstlich. Wir hatten gedacht, sein Kopf sei in lauter Scherben zerschlagen, und nun sehen wir bei näherer Untersuchung, daß ihm nur das Fell gespalten ist. Nach einigen Tagen ist es wieder zusammengewachsen. Als Andenken dieses Erlebnisses wachsen an dieser Stelle weiße Haare hervor; das ist alles.

Ein aufregendes Ereignis bringt ein Nachmittag in der Dreschzeit. Pferde- und Hühnerstall nebst Schuppen, die erst einige Wochen zuvor aufgebaut worden und noch nicht versichert sind, stehen in Flammen. Pferd und Fohlen sind glücklicherweise auf der Weide. Wir eilen in den Schuppen und ziehen Buggy und Schlitten heraus. Ein Teil der ungefähr 70 Hühner des Pfarrhofes sind noch im Stall. Wir geben uns alle Mühe, sie zu retten. Aber sobald sie zum kleinen Hühnertürchen herauswollen, jagt sie Amy, der dumme Hund, wieder zurück. So ist der Hund, den wir als Hühnerhüter engagiert hatten, die Ursache geworden, daß eine Anzahl Kickel mehr durch den Feuertod zugrunde gegangen sind.

Seit diesem Erlebnis ist uns das Verständnis aufgegangen für den vielgebrauchten Ausdruck: „Dummer Hund." Amy hat durch sein unrühmliches und unvernünftiges Verhalten diesem Namen alle Ehre gemacht. Damit wollen wir aber keineswegs sagen, daß wir es rechtfertigen wollen, wenn in manchen Häusern, in denen keine wirklichen Hunde vorhanden sind, immer wieder der Titel: „Dummer Hund" zu hören ist. Es ist doch seltsam, wenn zuweilen ein Weib ihren Eheherrn mit diesem Titel belegt; nicht etwa nur auf dem rauhen Lande, es kann auch in der feinen Stadt passieren, — und der zornige Vater gibt den Titel an seinen Jungen weiter, ist auch nicht in Verlegenheit, um einen „passenden" Namen für seine angetraute Hälfte. Die kräftige Sprache der Zeit Luthers und des Mittelalters ist lebendig. Häuser gibt's genug, die viel Aehnlichkeit mit einer Menagerie oder, wenn man recht hört, einem zoologischen Garten zu haben scheinen. In Haus und Hof laufen umher: „Große Schafe und Schafsköpfe, Ochsen und dumme Esel, elende Hunde und Dackel, zuweilen auch Hornvieh und Borstentiere." Welch' vornehme Gesellschaft und Verwandtschaft ist es doch! Ob man's bedenkt? — Wenn man den Mann, den Sohn oder den Bruder einen „Kalbskopf", einen „Esel" oder einen „Dackel" heißt, — und der geneigte Leser weiß, es gibt noch volltönendere Ausdrücke, die in keinem Kirchenbuche stehen und auch nicht bloß an Sonntagen oder an einem Geburtstage Anwendung finden, auf welchen Namen hat man dann als Weib, Mutter oder Schwester Anspruch?!

Wir lernten eine Frau aus dem einfachen Volke kennen. Sie ist durchaus nicht übel und hält auch noch etwas auf ihren Christenglauben. Die Last des Hauses und der Wirtschaft liegt auf ihren Schultern. Der Mann ist leichtfertig und „guckt" manchmal auch etwas zu tief in's Glas. Bei jeder Kleinigkeit heißt sie ihn nun einen „krummen Hund." Nicht daß er einen Schnitzbukkel hätte, auf krummen Beinen durch die Welt ginge oder sonst ein entstellendes Gebrechen ihm anhaftete, nein, er ist äußerlich ganz normal, hinkt nur etwas. Sie meint es auch nicht böse, denkt



"MECCA"
OINTMENT
ist der Familienfreund

Gebrauchen Sie „Mecca" bei Schnittwunden, Brandwunden, Geschwüren, Beulen, Eczema.

Mecca spart Ihnen Geld. Kostet nur 25 Cents die Schachtel.

Fragen Sie nach Mecca Pile Remedies



Bei Brust-Erkältungen

mache man ein Pflaster von 1 Teil Senf und 6 Teilen „Mecca"

wohl wenig dabei, und er hat sich längst daran gewöhnt und lacht dazu.

Amy hatte einen kurzen Lebenstag; nur wenige Jahre waren ihm beschert. Eines Tages hören wir ihn in großer Entfernung hinter dem Walde heulen zum Erbarmen. Sein Jammer will kein Ende nehmen. Endlich, endlich wird es stille und — Amy ist nicht wiedergekommen. Niemand hat uns auch je Bericht über ihn erstattet. Eine Ahnung haben wir aber doch, was aus ihm geworden sein mag. Einige Nachbarn stellten Wolfsfallen. In eine solche war er wohl geraten, und sie mag ihm die Beine zerschmettert haben. Der Eigentümer der Falle hat ihm dann wahrscheinlich dasselbe Schicksal bereitet, das Wölfe erleiden müssen, wenn sie in die Falle gehen: Er hat ihn mit einem Prügel erschlagen. Für eine solche Behandlung war auch selbst ein Amy nicht zäh und dauerhaft genug.

Sety auf der Prärie

Wir verleben einige schöne Tage zusammen. Die Gattin des lieben Amtsbruders erzählt gelegentlich: „Wir haben zwei hübsche kleine Hunde zu Hause. Auf eigentümliche Weise sind wir zu ihnen gekommen. Wollen Sie nicht einen davon haben? Es sind niedliche Tiere. Einen wollen wir weggeben und sehen nur darauf, daß er einen guten Platz bekommt. Beide können wir in der Großstadt nicht halten."

Wir sind durchaus nicht Feuer und Flamme; aber als unser Junge die Hundebotschaft vernimmt, läßt er keine Ruhe mehr und bestürmt uns so lange mit seinen Bitten, bis wir unter das Hundekapitel ja setzen. Nach einigen Tagen weilen wir in der Metropole Manitobas, statten auch unserem Bischof einen Besuch ab und nehmen den kleinen Hund nicht nur in Augenschein, sondern legen ihm ein Halsband an, befestigen ein Kettchen und ziehen per Auto mit ihm ab nach unserer ländlichen Residenz. Fenster und Türen der Car hatten wir sorgfältig geschlossen, da den kleinen Kerl der Heimwehschmerz plagt und er immer wieder versucht, seiner alten Heimat und seinem kleinen Kameraden zuzustreben. Glücklich erreichen wir unser Heim, und begeistert wird Sety aufgenommen.

„Sety," so heißt dieses Juwel von einem Hund. Wie er zu diesem Namen gekommen sein mag! Wir haben uns anfänglich den Kopf darüber zerbrochen. Daß der Hund eines Bischofs keinen alltäglichen Namen hat, ist nicht zu verwundern. Aber gerade diesen Namen! Eine desbezügliche Erkundigung bei seinem früheren Herrn bringt keine Aufklärung. Offenbar trug er schon diesen Namen, als er im „Palais" des Bischofs Einzug hielt.

Sety ist ein gelehriges Tierchen. Bald reicht er uns anmutig das Pfötchen und macht auch erster Klasse Komplimente. Merkt er, daß bei seiner Herrschaft aus irgendeinem Grunde, besonders um seiner selbst willen, etwas Verstimmung herrscht, so setzt er sich oft minutenlang in aufrechte Position und hängt gravitätisch seine Pfötchen herab. Sieht man ihn in dieser militärischen Haltung, dazu seine klugen und bittenden Augen, so muß man lachen; die Verstimmung ist weggeblasen. Wer könnte dem guten Tierchen böse sein!

Ein delikater, intelligenter Hund verlangt auch delikate Nahrung. Sety's Lieblingsspeisen sind: Gute Wurst verschiedener Präparation; frisches Fleisch, roh, gekocht oder auch gebraten; feiner Kuchen, je süßer, desto besser; Candy, Schokolade und süßer Rahm. Hat er dann zuweilen noch einen Kalbskopf oder ein Schweinsbein auf dem Hof herumzuzerren, so ist er vollkommen befriedigt. Nach dem Menü seiner Lieblingsgerichte könnte er im Hause eines Millionärs das Licht der Welt erblickt haben. Und das scheint auch in der Tat der Fall zu sein. Die Millionen des Millionärs hat er freilich nicht mitgebracht, sich auch bald bei seinem früheren Herrn, wie auch dem gegenwärtigen Besitzer an schlichte bürgerliche Kost gewöhnt.

Für ungezählte Menschenkinder, klein und groß, ist, wie für Sety, die Speisekarte eine überaus wichtige Sache. Hat man nicht immer eine volle, üppige reichgedeckte Tafel, so ist man undankbar und unzufrieden. Das Beste ist manchem kaum gut genug. Anspruchsvolle Menschen dieser Art finden sich nicht nur in den Palästen der Reichen, sondern in allen Kreisen. Manche leben alle Tage in Saus und Braus, wie der reiche Mann im Gleichnis, bis vielleicht auch das Letzte verzehrt ist, und können es mitansehen, daß Bruder und Schwester um sie her darben und hungern. Ist's ein Wunder, daß der große Gott zuweilen den Brotkorb höher hängt, um solchen Mißbrauch der Gottesgaben zu steuern und die Menschen zur Genügsamkeit und Zufriedenheit zu erziehen? Wir stehen als Menschen über den Tieren und sollten auch über den Standpunkt der Tiere, bei denen sich alles nur ums Futter dreht, erhaben sein.

Viele anspruchsvolle Christenmenschen der modernen Zeit wären bei der wunderbaren Speisung der 5000 in der Wüste durch Christus kaum auf ihre Rechnung gekommen. Der Herr läßt keine Mastkälber in die Wüste treiben, um sie zu schlachten; keine Feinbäckereien werden errichtet, um jedem Gaumen zu genügen; auch keine Wein- und Bierfässer hinausgerollt. Nichts von alledem! Er segnet die einfachen Gerstenbrote und die Fische und läßt sie austeilen. Alle essen und werden satt. Dazu mögen sie Wasser aus einem

nahen Bache oder einer Quelle getrunken haben. Freude und Dankbarkeit erfüllte aller Herzen. Etwas mehr Zufriedenheit und Dankbarkeit für jede Gabe Gottes könnte unserem heutigen Geschlechte nur Ehre machen.

So manches könnten wir noch von Sety erzählen: von seiner rührenden Anhänglichkeit, seiner riesigen Freude, wenn er einen Ausflug mitmachen darf, wie er einst den Schwartmagen vom Teller herabholte und es ihm übel bekommen ist, und vieles andere mehr. Doch es sei genug! Von Lebenden soll man nicht zuviel rühmen. Da er alle Tage klüger und verständiger wird, möchte er es noch erfahren und könnte hoffärtig werden.

Sety und seine Vorgänger haben uns viel Freude gemacht. Achtet man auf den schönen und zweckmäßigen Körperbau, die Intelligenz und die große Treue eines guten Hundes, so ist man dankbar, daß der Schöpfer auch diese Tiere zur Bereicherung unseres Lebens ins Dasein gerufen hat. Wie vielen Kindern ist ein Hund oft ein treuer Kamerad und Spielgefährte gewesen! Wie oft sind schon Hunde zu Lebensrettern geworden!

Das ungehorsame Lämmlein.

Ein Lämmlein lief mit seiner Mutter,
Die zeigte ihm das beste Futter,
Und weil das Futter voller Saft,
Ward groß das Lämmlein und voll Kraft.
Ein „Lämmlein" war's zwar immer noch,
Das Nachts gern zu der Mutter kroch,
Doch Tag's streift es allein umher,
Nicht achtend mehr der Mutter Lehr:
„Bleib' bei der Herde, liebes Kind,
„Wo Wölfe nicht zu fürchten sind;
„Gehst du allein, läufst du Gefahr;
„Ein Wolf frißt dich mit Haut und Haar."
Das Lämmlein dünkt sich schon so groß,
Belächelt Mutters Worte blos
Und denkt: Ein Wolf? Was will der schon!
Ich renne einfach schnell **davon.** —
So lief das Lämmlein stets allein
Und das sollt' auch sein Unglück sein.
Zur Herde kehrt es nicht zurück,
Der Wolf verzehrt es Stück für Stück. —
Da weinte sich die Augen rot
Die Mutter, doch ihr Kind war tot.
‚Wer nicht auf Mutters Ratschlag hört,
Gar oft sein eigen Glück zerstört.'

A. Pohlkamp



Das ursprüngliche dünne Papier — mit Wasserzeichen, bevorzugt von den meisten Rauchern, die ihre eigenen Zigaretten drehen.

Rein weiß — aschefrei — geschmacklos — leicht brennend — damit gedrehte Zigaretten sind wie fertig gekaufte.

Erfahrene Raucher gebrauchen immer ZIG-ZAG Papier, weil man — da es zuverlässig ist — damit eine perfekte Zigarette drehen kann — läßt keinen unangenehmen Nachgeschmack.

Clark, Fruitier & Co. Limited

1016 Beaver Hall Hill MONTREAL

Konkurrenten

Eine Seegeschichte von Werner Granville Schmidt

1.

Schon seit zwei Tagen zeigten die aufgehißten Signalfahnen der Wetterbeobachtungswarte an der Küste Südwest-Sturm an.

Vom grauverhängten Himmel rieselte ein feiner, erkältender Regen und die wenigen Schiffe, die im Hafen der kleinen Seestadt vertäut waren, wiegten sich auf den schaumköpfigen, bleifarbenen Wellen und zerrten ruckend an ihren Ankerketten und Stahltauen.

Im Hafen lag der Dampfer „Othello“, ein Schiff von achthundert Tonnen Ladefähigkeit. Tiefe Stille herrschte noch an Deck; aber am Fockmast flatterte der blaue Peter,“ jene Signalflagge, die dem Kundigen verriet, daß der Dampfer noch am selben Tage in See gehen sollte.

Kapitän Rolf Martensen, der Führer des „Othello,“ stand im Ruderhaus und hatte eine Seekarte vor sich ausgebreitet. Er war ein hochgewachsener Mann in der Mitte der Dreißiger. Mit seinem wettergebräunten Gesicht, der kühn gebogenen Nase und den harten, stahlblauen Augen war er das Urbild eines echten Kapitäns.

Nach einer Weile legte er die Karte sorgfältig zusammen und verwahrte sie in dem schmalen Wandschränkchen; dann trat er an den Maschinentelegraphen und pfiff dreimal in die Oeffnung des Sprachrohres. Auf dieses Zeichen hatte sich der erste Maschinist zu melden, der jetzt bestimmungsgemäß Maschinenwache hatte.

Martensen lauschte; aber keine Antwort ertönte aus dem Maschinenraum. Es schien, als ob der „Erste“ nicht auf seinem Posten wäre.

Martensen verließ die Brücke und stieg die eisernen Leitern in den Maschinenraum hinunter. Ein trübes Licht erhellte notdürftig den dunsterfüllten Raum.

Ein körperliches Unbehagen überkam Martensen. Ihm, der die erfrischende Luft des Meeres gewohnt war, legt sich der heiße, ölgeschwängerte Dunst auf die Brust. Zwischen Schwungrädern und blinkenden Kolben hindurch, tastete er sich nach dem Druckmesser oder Manometer. Kein Zweifel, die Kessel besaßen nicht genügend Dampf.

Martensen zerbiß eine Verwünschung zwischen den Zähnen über diese Lotterwirtschaft und kletterte mit umwölkter Stirn wieder nach oben. Mit wuchtigen Schritten, die seine innere Erregung verrieten, ging er nach Achtern, wo die Schlafstätten der Maschinenmannschaft lagen, und riß, ohne erst anzuklopfen, die Tür zu der Kammer des ersten Maschinisten auf.

Das Bild, das sich ihm bot, entsprach durchaus seiner Erwartung. Krasinsky, der „Erste“, lag halbangekleidet in seiner Koje und hielt eine Flasche in der Hand. Sein gerötetes Gesicht und die verschwommenen Augen bewiesen, daß er dem Alkohol bereits mehr als tunlich zugesprochen hatte.

Der Anblick seines Kapitäns schien ihn plötzlich zu ernüchtern. Er richtete sich hastig auf und versuchte, die Flasche hinter seinem Rücken zu verbergen.

Auf Martensens Schläfen schwollen die Adern. Wortlos trat er auf Krasinsky zu und schlug ihm die Flasche aus der Hand. Klirrend zersprang die Flasche, und der Inhalt ergoß sich, den ganzen Raum mit einem widerlich starken Duft füllend, auf den Boden.

Krasinsky's Gestalt duckte sich zusammen, wie die eines sprungbereiten Raubtieres, aber angesichts der Hühnengestalt seines Vorgesetzten wagte er keinen Angriff. Nur seine rotunterlaufenen Augen schossen tückische Blitze.

Martensen wandte sich wieder zum Gehen; aber zwischen Tür und Angel machte er Halt. „Krasinsky, sofort gehen Sie nach unten und sorgen, daß in den Kesseln genügend Dampf wird! Heute kann ich leider keinen Ersatz mehr für Sie bekommen; aber richten Sie sich darauf ein, daß dies Ihre letzte Reise an Bord des „Othello“ ist!“

Er zog die Tür hinter sich ins Schloß, ohne darauf zu achten, was der Maschinist hinter ihm herknurrte.

Draußen am Deck sog er in vollen Zügen die erfrischende Luft ein und ließ sich den Sturmwind um die heißen Schläfen streichen. Eines war ihm klar: den Krasinsky mußte er vor der nächsten Reise entlassen. Die Sicherheit von Schiff und Mannschaft verlangte es gebieterisch.

Und wer Kapitän Rolf Martensen kannte, der wußte, daß Krasinskys Schicksal auf dem „Othello“ besiegelt war.

2.

Eine brütende Hitze herrschte in der Kanzlei des Reeders Sundfeld.

Der Lehrling, der in der Nähe des eisernen Kanonenofens saß und verdrossen an seinem Federhalter kaute, hatte alle Mühe, der einschlä-

MINARD'S LINIMENT

LARGE SIZE
65 CENTS

REGULAR SIZE
35 CENTS



ist eins jener Hausmittel, welches wir der Person in einem Gemeinwesen verdanken, der am meisten Vertrauen entgegen gebracht wird — nämlich dem Familienarzt. Er war es, der nach langen Jahren der Praxis, nach genauer Beobachtung und nach genauer Kenntnis des menschlichen Systems zum ersten Mal Minard's Liniment formulierte und verschrieb. Und so hat von Jahr zu Jahr die Berühmtheit und der gute Ruf dieses Hausmittels mehr und mehr zugenommen, bis seine Beliebtheit jetzt einen außerordentlich hohen Grad erreicht hat und es sind Anzeichen vorhanden, daß es mit jedem weiteren Jahr immer mehr geschätzt werden wird.

Allgemeine Anweisungen für den Gebrauch in der Familie

Für Erkältungen, Grippe usw. Man erwärmt das Liniment und reibt Brust und Rücken damit ein und wiederholt dies alle paar Stunden, bis es hilft.

Für Bronchitis und Asthma. Man bestreicht ein Stück dicken, braunen Papiers mit dem Liniment und legt es auf den Hals auf so oft, wie der Patient es vertragen kann; jedesmal verwendet man ein frisches Stück Papier.

Zum Gurgeln. Man tut einen halben Teelöffel voll Minard's Liniment in ein Glas Wasser und rührt tüchtig, bis das Liniment sich ganz verteilt hat, dann gurgelt man den Hals jede halbe Stunde damit. Man gebrauche das Gurgelwasser in allen Fällen der sogenannten falschen oder spasmodischen Halsbräune, Heiserkeit, gewöhnlich oder besonders wehem Hals, Bronchitis und Asthma.

Für Erkältungen im Kopf. Man erwärmt das Liniment und atmet es öfter ein. Oder man vermischt einen halben Teelöffel voll Minard's Liniment in ungefähr einem Pint heißen Wassers in einem offenen Gefäß und atmet die Dämpfe ein.

Für Rheumatismus, Neuralgie. Wenn möglich, erwärmt man die kranken Körperstellen und reibt reichlich von dem Liniment gut ein; dann streicht man etwas Liniment auf braunes Papier und bedeckt damit die leidenden Teile.

Für Magenkrämpfe, Husten, Asthma etc. Man nehme von fünf Tropfen bis einen halben Teelöffel voll, je nach dem Alter, in Honig, Syrup oder Molasses.

Für Brandwunden. Man mischt Minard's Liniment und Oliven- oder Rizinusöl oder Cream zu gleichen Teilen. Dies streicht man auf braunes Papier und tut es auf die Brandwunden.

Für Hühneraugen und Schwielen. Man entfernt die harte Haut und bestreicht gut mit dem Liniment.

Für Warzen. Man legt reichlich und oft Minard's auf.

Für Mosquito- und giftige Insektenstiche. Man bestreiche gründlich damit.

Ein ausgezeichnetes Haarmittel. Man reibe viermal in der Woche tüchtig damit ein. Wird **Kopfschuppen** beseitigen, die Kopfhaut reinigen; wird den **Haarwuchs** fördern und Haarausfall verhindern; macht das Haar weich und glänzend.

Großartig bei . . .

Wehem Hals und Brust-Erkältungen

Man erwärmt Minard's und reibt damit die wehen Stellen ein. **Neuer Metallflaschenverschluß** schließt die Stärke des Liniments hermetisch ein. Verhindert Vergießen der Flüssigkeit und ist leicht abzunehmen.

Man reibt reichlich Minard's ein, um irgend welche Muskelschmerzen, Steifheit, Schmerzen in den Füßen, rheumatische Schmerzen usw. zu beseitigen.

Sales Agents:
Harold F. Ritchie & Company, Ltd.
Toronto 65



Für Schmerzen in der Brust, in der Seite oder im Rücken, Verstauchungen, Quetschungen, Ueberanstrengung, Muskelzusammenziehungen, Erstarrung der Glieder, Frostbeulen, Steifheit der Gelenke, Lumbago, Ischias. Zuerst wasche man gut mit warmem Wasser, dann reibe man das Liniment tüchtig mit der Hand ein. Man wiederhole dies des öfteren.

Für Frostschaden. Man reibt Minard's gut mit der Hand ein.

Für aufgesprungene oder rauhe Hände, wehe Brustwarzen, Pusteln, Flecken im Gesicht, fressende Flechte, wehes Gesicht vom Rasieren. Man löse gleiche Teile Liniment, Baum- oder Olivenöl oder Cream auf und reibe damit einmal am Tage ein.

Für alte Wunden, Beulen. Man reinige zuvor gründlich und dann streiche man reichlich Liniment darauf und bedecke mit einem Stück Zeug. Zweimal täglich.

Für Hämorrhoiden (Piles). Man löse gleiche Teile Liniment, Baum- oder Olivenöl oder Cream auf und lege reichlich davon jeden Abend auf.

Für Fleischwunden und äußere Vergiftung. Man bestreicht reichlich mit dem Liniment. Es wird eine Minute lang weh tun, aber es entfernt alles Gift, und die Wunde heilt schnell.

Für sogenannte falsche oder spasmodische Halsbräune, Heiserkeit und gewöhnlichen wehen Hals. Man vermischt einen Teelöffel voll Liniment mit einem Eßlöffel voll Honig, Syrup oder Molasses und nimmt jede Stunde einen Teelöffel voll der Mischung ein, bis man Linderung spürt; auch bade man den Hals und die Brust mit dem Liniment.

Kopfschmerz. Man bade den Kopf damit und inhaliert tüchtig.

Für Zahnschmerzen. Man bade das Gesicht damit und wenn der Zahn hohl ist, steckt man ein wenig Watte, die mit dem Liniment gut durchtränkt ist, in den Zahn.

Für Ohrenschmerzen. Man vermischt vier Tropfen Liniment und vier Tropfen Baum- oder Olivenöl, erwärmt es etwas und tut zwei oder drei Tropfen ins Ohr.

Minard's Liniment hinterläßt keine Fettflecken, hat keinen anstößigen Geruch, trocknet schnell.

Minard's Liniment ist unentbehrlich im Stall

Für Verrenkungen, Verstauchungen, Quetschungen, Schnittwunden, Anschwellungen, Sattel- oder Kummetdruck. Man bestreicht gründlich mit dem Liniment.

Für Kolik. Ein halbes Pint Molasses, ein Pint heißes Wasser, 4 Eßlöffel Liniment tut man in eine Flasche und schüttelt es gut. Dann gießt man es dem Tier in den Hals. Wenn nach dreißig Minuten keine Linderung, wiederhole man.

Für Druse oder Husten. Man tut einen Teelöffel voll Liniment in ein halbes Pint Molasses und gießt es in die feuchte Kleie oder Hafer. Man bestreicht den Hals gründlich mit Minard's.

MINARD'S LINIMENT CO., LIMITED
YARMOUTH, NOVA SCOTIA

fernden Wirkung dieser Wärme zu entgehen.

Nur wenn sich die Stimmen, die aus dem Nebenraume, der die Bezeichnung „Privatkontor" trug, erhoben, schrak er zusammen und vertiefte sich erneut in seine Arbeit. Er spitzte neugierig die Ohren, aber er vermochte beim besten Willen kein Wort zu erlauschen, obwohl er brennend gern gewußt hätte, was der alte Prokurist schon seit fast einer Stunde hinter verschlossenen Türen mit dem Reeder verhandelte.

Ob es mit den Gerüchten zusammenhing, die im Städtchen kursierten? Darnach mußte es schlecht um die Firma Sundfeld stehen.

Gestern noch hatte ihn ein Freund, der bei einer Maklerfirma tätig war, mit listigem Augenblinzeln gefragt, ob er sich schon nach einer neuen Lehrstelle umgesehen habe.

Der Lehrling stützte das blasse Gesicht in die Hände und starrte versonnen zum Fenster hinaus. Er dachte daran, wie gut er es hier hatte, und wie schwer es werden würde, in dieser Zeit eine neue Tätigkeit zu finden.

Schlicht, wie das Büro, war auch die Einrichtung des Privatkontors. Ein amerikanischer Rollschreibtisch mit Sessel, zwei Rohrstühle, und an den geweißten Wänden die Bilder von Barken und Vollschiffen unter Segel — das war alles.

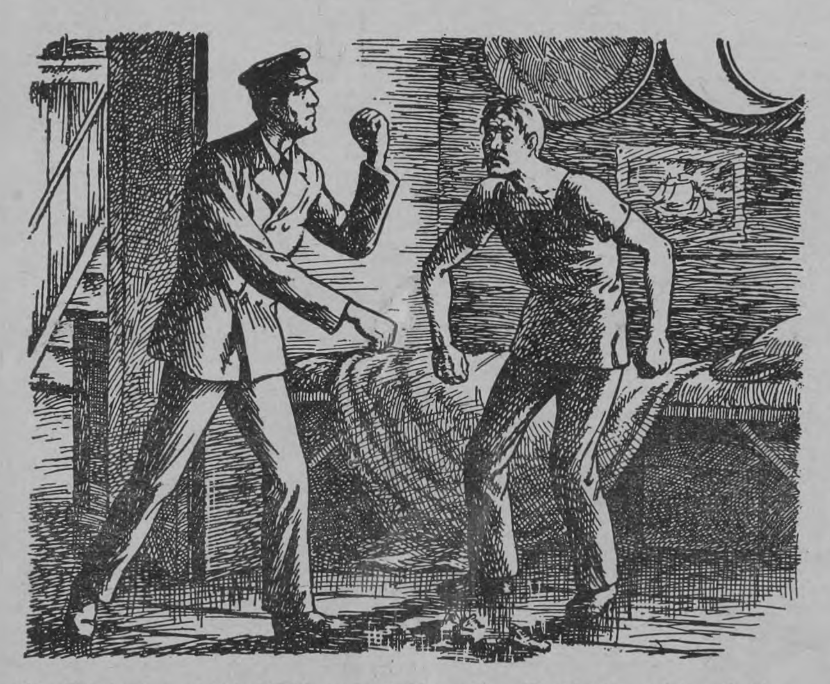
Der Reeder Hinrich Sundfeld saß in seinem Sessel zurückgelehnt und hörte seinem Prokuristen zu. Ab und zu sog er nervös an einer erkalteten Brasilzigarre, oder fuhr sich mit der Hand durch das weiße Haupthaar. Das glattrasierte, volle Gesicht zeigte eine blühende Frische; nur in den grauen Augen lag eine verhaltene Müdigkeit.

Endlich klappte der Prokurist seine Bücher zu und streckte seufzend seinen altersgebeugten Rükken.

Herr Sundfeld — es war unser Verderb, daß wir nicht mit der neuen Zeit gingen und die Segelschiffahrt aufließen. Dampf ist heute Trumpf. Sehen Sie Rolf Martensen an. Er hat sich einen Dampfer gekauft und fährt doch dauernd mit Gewinn."

Sundfelds Stirn umwölkte sich und abwehrend erhob er die Rechte. „Martensen hat mit seinen billigen Frachtsätzen das ganze Geschäft untergraben. — Dieser ewige Ratenkampf, das ist unser Tod! — Und außerdem hat er sein Schiff nicht versichert. — Ihr nennt das Wagemut; — ich nenne es bodenlosen Leichtsinn! Das entspricht nicht dem Geschäftsgebaren des ehrbaren Kaufmannsstandes, in dessen Ueberlieferungen ich groß geworden bin. Wenn er sein Schiff einmal verliert, und dem besten Seemann kann das geschehen, dann hat er mit einem Schlage alles verloren. — Er ist ein Waghals, aber kein umsichtiger Kaufmann."

Der Prokurist hob die schmalen Schultern. „Herr Sundfeld, Kapitän Martensen ist ein Draufgänger. Zugegeben. Aber er bringt etwas vor sich, und wir können unsere Schiffe anbinden. Hätten wir nur unsern Dampfer zehn Jahre eher gekauft, statt die teuren Segler zu halten, stände es jetzt vielleicht anders um uns. Jetzt müssen wir sparen — sparen — oder die Unkosten fressen uns auf. — Ich sage Ihnen nochmals: wenn wir mit Martensen konkurrieren wollen, müssen wir unsern Dampfer auch unversichert fahren lassen. — Das Eine was man will; das Andere was man muß, heißt es im Volksmunde. Warum soll unser Schiff nicht ebenso glücklich fahren wie seines? — Schließlich können wir es ja wieder versichern lassen,



Wortlos trat er auf Krasinsky zu und schlug ihm die Flasche aus der Hand. Klirrend zersprang die Flasche, und der Inhalt ergoß sich auf den Boden.

wenn die Verhältnisse sich gebessert haben."

Der Reeder nagte die Unterlippe; man sah, daß er einen schweren Kampf mit seiner inneren Ueberzeugung, mit althergebrachten Vorurteilen kämpfte.

Nach lastenden Minuten entgegnete er mit gepreßter Stimme: „Bollmann, Sie haben meinem Hause über vierzig Jahre in Treue gedient und stets haben Sie nur das Beste der Firma im Auge gehabt. — Ich kann mich so schwer mit Ihrem Ratschlag befreunden; — aber es ist bittere Notzeit, und wenn Sie glauben, daß uns keine andere Wahl bleibt — —"

„Keine, Herr Sundfeld," erwiderte der Prokurist trübe.

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür und der Lehrling meldete, daß ein Herr den Reeder zu sprechen wünsche.

Sundfeld wechselte einen fragenden Blick mit seinem Prokuristen.

„Sie lassen uns dann wohl allein, Bollmann — und im übrigen, erneuern Sie die Versicherung nicht. — Ich lasse bitten!"

Diese Worte galten dem Lehrling, der an der Tür zum „Allerheiligsten" wartete.

Als Bollmann mit seinen Büchern beladen das Privatkontor verließ, stieß er in der Tür fast mit dem Maschinisten Krasinsky zusammen. „Nanu, was will denn einer von Martensens Leuten bei uns?" schoß es ihm durch den Kopf.

Der Reeder Sundfeld war nicht weniger erstaunt, als er den Maschinisten, den fast jeder in der kleinen Stadt kannte, hereintreten sah. Sein Gruß fiel sehr gemessen aus; denn er hatte eine verständliche Abneigung gegen alles, was von Rolf Martensein, seinem erbittertsten Konkurrenten, kam. Krasinsky ließ sich mit den steifen Bewegungen, wie sie Gewohnheitstrinkern eigen sind, auf einen Stuhl nieder und drehte seine blaue Schiffermütze unschlüssig zwischen den Händen.

„Nun, Herr Krasinsky," half ihm Sundfeld über die erste Befangenheit hinweg, „was führt Sie denn zu mir? — Ich denke, Sie sind auf dem „Othello" tätig, der noch heute Abend in See geht?"

„Jawohl, Herr Sundfeld, und zwar zum letzten Mal! Nach dieser Reise braucht Kapitän Martensen mich nicht mehr. — Der hohe Herr hat wohl Angst, daß man ihm zu tief in die Karten guckt." Krasinsky ließ ein glucksendes Lachen hören; aber seine Augen, die Haß und Erbitterung sprühten, straften diese gekünstelte Heiterkeit Lügen.

Sundfeld zog unangenehm berührt die Augenbrauen empor. Es war ihm nicht entgangen, daß dem Munde des Maschinisten Fuselgeruch entströmte, und da Krasinskys Leidenschaft für alkoholische Getränke stadtbekannt war, konnte er sich auch halbwegs denken, warum sich Martensen von diesem Manne trennen wollte.

Abwesend entgegnete er daher: „Ja, Herr Krasinsky; das ist ja recht bedauerlich; aber ich kann leider auch nichts für Sie tun. Sie wissen doch wohl selbst, daß der einzige Dampfer, den ich besitze, zur Zeit auf See ist. — Oder hatten Sie sonst noch etwas auf dem Herzen?" Zu dieser Frage fühlte er sich bewogen, weil Krasinsky ungeduldigt mit den Händen abwehrte.

„Weiß ich doch! — Weiß ich doch, Herr Sundfeld! — Darum komme ich ja auch nicht." Er neigte sich vertraulich zum Schreibtisch hinüber und fuhr fort: „Herr Sundfeld — seien wir mal ehrlich: über kurz oder lang richtet Sie Martensen zugrunde."

Sundfeld bekam einen roten Kopf. Er wußte, daß der Maschinist die bittere Wahrheit sprach, aber er liebte es nicht, von Fremden daran erinnert zu werden.

Zurückhaltend entgegnete er: „Herr Krasinsky, — wollen Sie bitte zur Sache kommen! — Was wünschen Sie eigentlich?"

Sehr ermutigend klang das nicht; aber der Maschinist ließ sich nicht so leicht abweisen. Er glaubte wohl, Trümpfe in der Hand zu haben. Mit unterdrückter Stimme entgegnete er: „Herr Sundfeld, ich bin hergekommen, Ihnen einen Vorschlag zu machen; — einen Vorschlag, der für Sie von entscheidendem Wert ist."

„Bitte?" forschte Sundfeld unbehaglich. Er hatte das Gefühl einer drohenden Gefahr.

Krasinsky erhob sich und öffnete geräuschlos, um einen winzigen Spalt, die Tür, um sich zu überzeugen, daß kein Lauscher in der Nähe war. Aber Prokurist und Lehrling saßen an ihren Pulten. Der Reeder schnibbte nervös die Asche von seiner Zigarre und setzte sie neu in Brand. Eine tiefe Erregung hatte sich seiner bemächtigt. Hatte schon die inhaltsschwere Unterredung mit dem alten Prokuristen ihn stark erschüttert, so ergriffen Krasinskys Worte ihn nicht minder. Bisher gab er sich der Hoffnung hin, daß die Außenwelt — bis auf wenige Eingeweihte — noch nicht ahnte, wie traurig und schlecht es um die Firma Sundfeld stand.

Und nun kam dieser Mensch da und sagte ihm die brutale Wahrheit ins Gesicht. — Was wollte dieser Mann mit seinem wichtigen Gehaben überhaupt von ihm?

Sein natürliches Mißtrauen erwachte.

Krasinsky zog jetzt seinen Stuhl dicht neben des Reeders Sessel. „Sie haben wohl keinen Weinbrand oder Cognak hier?" forschte er unvermittelt.

Sundfeld konnte ein verächtliches Lächeln nicht verbergen. „Bedaure, Herr Krasinsky, ich bin

Alkoholgegner. — Aber kommen Sie bitte zur Sache!"

Krasinsky räusperte sich. „Herr Sundfeld, was ich hier sage, bleibt natürlich unter uns. Ich weiß, wie schlecht es um Sie steht, und daß Martensen Ihnen das Wasser abgräbt. — Bloß er hat auch alles auf eine Karte gesetzt, weil er sein Schiff unversichert fährt. Wenn der Kasten mal wegsackt, bedeutet das für ihn das Ende, und Sie sind den Konkurrenten los. — Ist Ihnen so ein Unfall, der den „Othello" aus der Welt schafft — sagen wir mal fünfundzwanzigtausend Mark wert?"



„Martensen! — Hüten Sie sich vor Krasinsky!" Der Kapitän schwenkte dankend die Mütze.

Sundfeld rückte auf seinem Sessel hin und her. Sein Gesicht rötete sich wieder verdächtig.

„Herr Krasinsky; ich glaube, Sie haben sich an die falsche Adresse gewandt. Für Schurkenstreiche bin ich nicht zu haben!"

„Wieso Schurkenstreich?" fiel Krasinsky hämisch ein. „Handelt Martensen denn ehrlich, wenn er die Frachtraten so runterdrückt, daß kaum mehr ein Verdienst herauszuholen ist — nur um Ihnen endlich die Gurgel abzudrücken? — Sie handeln doch nur in Notwehr." Sundfeld schüttelte langsam den Kopf. „Herr Krasinsky — es hat keinen Zweck, daß wir uns weiter darüber unterhalten. Wie könnte ich, selbst wenn es um meine Existenz geht, eine Blutschuld auf mich laden."

Der Maschinist lachte rauh auf. „Blutschuld ist gut! — Das kostet kein einziges Menschenleben. Ein Griff am Seeventil und der Kasten sinkt uns allmählich unter den Füßen weg. Da ist immer noch Zeit genug, in die Boote zu gehen. — Ueberlegen Sie nicht lange, Herr Sundfeld; denn ich muß wieder an Bord. — Der zweite Maschinist hat meine Wache übernommen. Martensen ahnt gar nicht, daß ich noch an Land gegangen bin. — Fünfundzwanzigtausend Mark auf der Basis: kein Erfolg, keine Bezahlung. — Ist der Vorschlag gut, oder nicht? — Sie sind dann aber gerettet; denn die ganze Kohlenbeförderung, die Martensen an sich gerissen hat, bekommen Sie dann wieder. — Stimmt's?"

Die heisere Stimme des Maschinisten klang eindringlich, bestechend.

Sundfeld schloß seine Augen; seine Gedanken arbeiteten fieberhaft. Warum warf er diesen Menschen, der ihm mit solch verbrecherischem Vorschlag nahte, nicht kurzerhand hinaus? Vor kurzer Zeit noch hätte niemand ihm dies bieten dürfen.

Sollte er seinen ehrlichen Kaufmannsnamen, den er stets mit Stolz getragen, mit einer solchen Schandtat beflecken? — Was heißt Stolz? — Pfeifen es nicht schon die Spatzen von den Dächern, daß er vor dem Konkurs steht? — Aber wenn die Konkurrenz ausgeschaltet würde, dann allerdings könnte er sich behaupten! — Hat Martensen ihn geschont? — Welche Ursache hat er, Martensen zu schonen? Krasinsky hat ihn beobachtet. Jetzt forscht er dringlich: „Herr Sundfeld, ist die Sache gemacht?"

Sundfeld schrak wie aus einem schweren Traum empor.

„Und wenn das Schiff zu sinken beginnt, — wird Martensen dann nicht drahtlos Hilfe herbeirufen? Schleppen sie den „Othello" dann in einen Hafen ein und bringen ihn ins Trockendock, kommt die Handlung an den Tag."

Sundfeld vermied es, von der Tat als von einem Verbrechen zu sprechen, und Krasinsky zog hellhörig daraus seine Schlüsse.

Mit schlechtverhülltem Triumph sagte er: „Die drahtlose Anlage habe ich schnell zerstört. Die Funkbude ist Tag und Nacht offen. Dafür, daß alles klappt, lassen Sie mich nur sorgen."

Sundfeld schloß wieder die Augen, um sich zu

sammeln. — Er sah den „Othello", mit Martensen auf der Brücke, in Seenot; er glaubte die dumpfe Verzweiflung mitzuempfinden, die jene an Bord befiel, wenn sie feststellen mußten, daß sie keine Hilfe herbeirufen konnten, weil die Funkanlage zerstört war. Ja, in den ruhigen Sommermonaten hätten sie sich vielleicht ohne Gefahr in die Boote retten können; aber jetzt, bei den schweren Winterstürmen. — — —

Langsam hob Sundfeld die Augenlider. „Herr Krasinsky — ich will nichts damit zu schaffen haben! — Das ist mein letztes Wort! — Und jetzt verlassen Sie bitte sofort mein Kontor!"

So energisch klang die Aufforderung, daß Krasinsky an dem Scheitern seiner Mission nicht mehr zweifeln konnte.

Die Enttäuschung ließ ihn alle Vorsicht vergessen. Sich erhebend, knurrte er ingrimmig: „Ihr seid Euch alle gleich, Ihr Pack! — Eine Krähe hackt der andern keine Augen aus; daran hätte ich denken müssen. — Martensen entgeht seinem Schicksal doch nicht — und Sie mögen meinetwegen vor die Hunde gehen."

Er erhob wie drohend seine Faust; dann schlug die Tür knallend hinter ihm ins Schloß.

Sundfeld zog sein Taschentuch und fuhr sich damit über die Stirn. Er wollte sich erheben; aber die Knie zitterten ihm, daß er sich wieder in den Sessel gleiten ließ. Wild kreuzten sich seine Gedanken. — Hatte er da eben seinem Schicksal die Tür gewiesen? — oder hatte er recht getan, der Stimme des Versuchers kein Gehör zu schenken?

Unwillkürlich blieben seine Blicke auf dem Bilde eines Dampfers hängen. Am Fockmast wehte die Kompagnie-Flagge: ein schwarzes S auf weißem Grunde. Diese Flagge hatte sein Dampfer und vorher sein Vollschiff an allen Küsten in Ehren gezeigt — und in Ehren sollte sie auch weiterwehen, bis die Konkurrenz ihn zwang, sie zu streichen. Als ob ihm dieser Gedanke neue Kraft verlieh, erhob er sich und griff zu Mantel und Hut. Es duldete ihn nicht mehr in dem nüchternen Kontor, eine plötzliche Sehnsucht nach seinem behaglichen Heim und nach seiner einzigen Tochter, die ihm nach dem Tode seiner Frau den Haushalt führte, überkam ihn. — —

Draußen peitschte ihm der Sturmwind den Regen ins Gesicht, der jetzt von Schneeflocken untermischt war. Erschauernd schlug Sundfeld den Mantelkragen hoch und kämpfte gegen den Wind an. Als ihn sein Weg am Hafen entlangführte, hörte er die Sirene eines Dampfers. Das konnte nur der „Othello" sein, der im Begriff war, die Ausreise anzutreten. — Da mußte sich Krasinsky tummeln, wenn er noch rechtzeitig an Bord sein wollte. — Diese Ideenverbindung ließ ihn jäh mitten auf der Straße bestürzt innehalten. Hatte der Maschinist nicht gedroht, daß Martensen dennoch nicht seinem Schicksal entgehen würde? Natürlich, er wollte sich wohl für die in Aussicht stehende Entlassung rächen. Martensen und mit ihm die ganze Besatzung, befand sich sicher in großer Gefahr, so lange dieser rachsüchtige Trunkenbold noch an Bord weilte.

Sundfeld sah plötzlich seinen Weg klar vorgezeichnet. Mit weitausholenden Schritten strebte er dem Hafen zu.

Wieder ertönte die Dampfsirene.

Sundfeld geriet in ein halbes Laufen. Der heftige Wind preßte ihm fast die Luft ab, und der Schnee blendete ihm die Augen. So stolperte er über die Gleisanlagen der Hafenbahn, bis er den schwarzen Rumpf des „Othello" neben sich auftauchen sah.

Gerade war die Laufbrücke eingezogen worden. Es war Sundfeld, als sähe er Krasinskys Gestalt im Maschinen-Niedergang untertauchen. Die Matrosen auf der Back warfen die letzten Haltetaue los, und langsam schwenkte der Dampfer vom Hafen in den Strom. Es war zu spät, noch an Bord zu kommen.

Oben auf der Brücke unterschied er Rolf Martensen neben dem Lotsen. Da formte Sundfeld beide Hände zum Trichter und rief mit seinem ganzen Stimmaufwand: „Martensen! — Hüten Sie sich vor Krasinsky!" Der Kapitän mußte ihn wohl verstanden haben, denn er schwenkte wie dankend und verabschiedend die Mütze.

3.

Tag reihte sich an Tag; aber die Winterstürme wollten nicht weichen.

Einem solchen Orkan lief der „Othello" auf der Rückfahrt von England gerade in die Zähne. Tief bohrte sich der Bug des braven Dampfers in die Wogen der Nordsee, und donnernd wälzten sich die weißgischtigen Brecher übers Deck.

Rolf Martensen stand in Oelmantel und Südwester auf der Brücke und starrte mit zusammengekniffenen Augen in das Toben hinaus. Sein Gesicht war von den überkommenden Spritzern, die wie eine gespenstische Wolke bis zur Brücke emporfegten, mit Salzkristallen bedeckt. Es war die zweite Nacht, daß er nicht mehr aus den Kleidern gekommen war. Fast bereute er es, daß er im englischen Hafen nicht besseres Wetter abgewartet hatte. Wenn das schwerbeladene Schiff nicht dem Druck der Brecher widerstand — wenn nur eine Luke undicht wurde oder die Ladung überging, war er ein verlorener, bettelarmer Mann. Er hatte sein Schiff nicht versichert — allen Warnungen seiner Freunde zum Trotz. Nur auf diese Weise hoffte er die Wirtschaftskrise, die selbst großen Reedereien das Leben kostete, siegreich zu überwinden.

Noch ein paar günstige Reisen, dann wollte er ganz an Land bleiben und sich den Reedereigeschäften widmen.

Ein weicher Schein trat in seine harten Augen, als er des Heimatstädtchens gedachte. Denn dort weilte auch das Liebste, was in seinem Herzen Raum hatte: Ingeborg Sundfeld!

Im Sturmestoben dieser Nacht glaubte er ihr Bild zu sehen: ihre schlanke Gestalt, ihr offenes, helläugiges Jungmädchengesicht.

Langsam wich der helle Schein aus seinen Augen. Er wußte, es würde noch einen harten Kampf geben, wenn er vor den alten Sundfeld trat und ihn um sein einziges Kind bat; denn Sundfeld sah in ihm ja den Feind!

Den Feind?

Martensen stutzte. Ihm kam wieder die Erinnerung an Sundfelds sonderbare Warnung: „Hüten Sie sich vor Krasinsky!"

Ein paarmal hatte er sich schon den Kopf darüber zerbrochen, was Sundfeld wohl zu jener Warnung veranlaßt haben mochte; aber er konnte sich keine Zusammenhänge erklären.

Irgendwo auf dem Brückendeck kreischte eine Tür.

Unwillkürlich wandte Martensen den Kopf und starrte angestrengt in das Dunkel hinein. Für einen Augenblick glaubte er die Umrisse einer menschlichen Gestalt zu erkennen, die übers Deck huschte und von der Nacht verschlungen wurde. Augenscheinlich kam dieser Jemand aus der Funkbude.

Martensens Gedanken arbeiteten. Sie hatten keinen besonderen Funker an Bord, sondern der zweite Offizier versah zugleich die Obliegenheiten eines Funkoffiziers. Der zweite Offizier aber stand zur Zeit hier oben auf der andern Brückennock und blickte, wie er selbst, in den Aufruhr der Elemente hinaus.— Wer also? — —

Wie ein Blitz traf ihn die Erkenntnis, daß irgendetwas im Werke war.

Nachdem er dem „Zweiten" erhöhte Wachsamkeit eingeschärft hatte, ging er zur Funkbude hinüber.

Ein einziger Blick verriet ihm, daß die Anlage von ruchloser Hand unbrauchbar gemacht worden war.

Sundfelds Warnung wurde wieder lebendig in ihm.

Hastig begab er sich nach dem Maschinenraum, von einem bestimmten Verdacht geleitet.

Hier unten war eine andere Welt. Blinkende Metallteile kreisten und schwangen um ihn; ausströmender Dampf zischte; aus gelblicher Halbdämmerung stiegen dunstige Oelwolken empor; Höllenglut flutete ihm entgegen und benahm ihm den Atem.

Nun war er ganz unten angelangt; dort, wo die hungrigen Wogen gegen den Eisenleib des Schiffes pochten; wo ihn nur ein paar dünne Platten von der purpurnen Meerestiefe trennten.

Finsternis herrschte in den Ecken und Nischen.

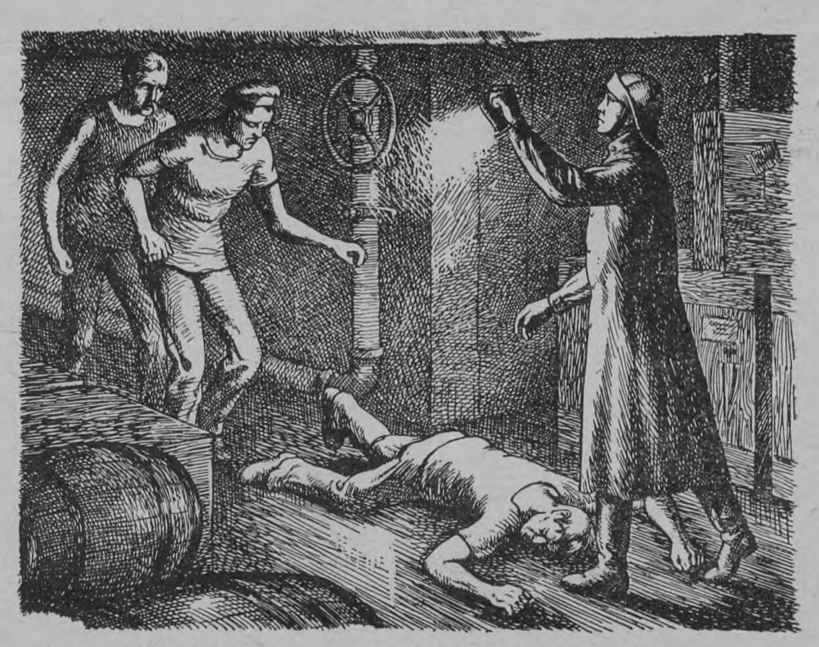
Rolf Martensen zog eine elektrische Taschenlampe und ließ den Strahlenkegel in die Runde gleiten.

Da sah er in Krasinskys von Leidenschaften entstelltes Gesicht. Das Geräusch der arbeitenden Maschine hatte Martensens Schritte übertönt.

Ueberrascht, vom Lichtschein geblendet, richtete sich der Maschinist empor; seine Hand, die am Seeventil manipuliert hatte, sank schlaff herab.

Rolf Martensen erriet, was hier gespielt wurde, und mit beklemmender Schwere fühlte er, wie nahe sie alle an Bord dem Verderben gewesen waren. Mit einem unterdrückten Wutschrei sprang er auf Krasinsky zu und schmetterte ihm die Faust ins Gesicht.

Lautlos brach der Frevler zusammen.



„Schafft den „Ersten" in seine Kammer! Er ist von Unwohlsein befallen worden."

Einige Sekunden starrte Martensen, erschüttert von dem beklemmenden Erlebnis, auf den wie leblos Daliegenden; dann straffte er sich mit einem befreienden Aufatmen empor und rief ein paar Heizer herbei. „Schafft den „Ersten" in seine Kammer! — Er ist von einem Unwohlsein befallen worden. — Schließt seine Kammer von außen ab und bringt mir den Schlüssel auf die Brücke."

Betreten blickten ihn die Heizer an. — Was war hier vorgegangen, daß der Kapitän sich hier herunter verirrt hatte? — Aber da sie nur Befehle auszuführen hatten, trugen sie den Besinnungslosen schweigend nach oben und machten sich so ihre eigenen Gedanken. Martensen folgte langsam nach und sprach in der Kammer des zweiten Maschinisten vor.

„Bernhold, Sie übernehmen von jetzt ab Krasinskys Wache! Er hat einen Nervenzusammenbruch gehabt und wird für den Rest der Reise vom Dienst befreit. — Ihren Dienst kann der Assistent übernehmen."

Auf der Brücke wurde Rolf Martensen wieder innerlich ruhiger. Noch einmal ließ er die Geschehnisse der vergangenen Minuten vor seinem geistigen Auge vorüberziehen. — Wenn er Krasinsky zur Anzeige brachte, war dem verbrecherischen Untergebenen eine empfindliche Gefängnisstrafe gewiß. Aber was war damit gewonnen, wenn er dieses menschliche Wrack noch völlig um sein Brot brachte? Schließlich war noch kein Unheil geschehen, und Krasinsky würde sich hüten, den Versuch zu wiederholen. An Land musterte er ihn eben ab, und damit war die häßliche Angelegenheit dann erledigt.

Ein Heizer kam und brachte den Schlüssel zu Krasinskys Kammer. Gleichmütig versenkte Martensen ihn in die Rocktasche. Es war ein Gebot der Selbsterhaltung, daß er den Maschinisten für den Rest der Reise unter Verschluß hielt, und Krasinsky durfte noch froh sein, daß er so glimpflich davon kam.

Langsam verrannen die Nachtstunden.

Beim Wachewechsel begab sich Martensen ins Kartenhaus und legte sich mit voller Kleidung für kurze Ruhe auf das harte Ledersofa. Eine Zeitlang lag er noch wach und suchte die Zusammenhänge zwischen Sundfelds Warnung und Krasinskys Tat. Noch war ihm alles ein Rätsel; nur eines empfand er mit stillem Glücksgefühl: der Reeder, der ihm feind gewesen war, hatte ihm einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Nun erschien ihm auch die Zukunft, wenn er an sein Verhältnis zu Ingeborg Sundfeld dachte, nicht mehr so hoffnungslos dunkel.

Am nächsten Morgen begab er sich selbst zu Krasinskys Kammer, um eine restlos aufklärende Aussprache herbeizuführen.

Aber wie er die Tür öffnete, fegte ihm ein kalter Luftzug ins Gesicht, und klatschend ergoß sich durch das offene Bullauge ein Spritzer in den kleinen Raum.

Rolf Martensen blieb wie angewurzelt stehen. — Ein Blick zur Koje des Maschinisten — sie war leer. — —

Der Unglückselige hatte wohl befürchtet, vom Kapitän den Behörden übergeben zu werden, und hatte sich durch einen Sturz ins Meer der irdischen Gerechtigkeit entzogen.

Erschüttert blickte Martensen auf die leere Kammer; doppelt erschüttert, weil er diesen Menschen, der ja nur zum Sklaven seiner unheilvollen Leidenschaften herabgesunken war, hatte schonen wollen.

Erst als ein neuer Spritzer durchs Bullauge fegte und ihm die Gischtflocken ins Gesicht peitschte, erwachte Martensen wie aus einer Betäubung. Mechanisch schraubte er das Fenster wieder zu und ging langsamen Schrittes zur Brücke.

Ein kurzer Schiffsrat mit den beiden Offizieren führte zu der gemeinschaftlichen Anschauung, daß es unmöglich war, bei diesem Wetter ein Boot auszusetzen.

4.

Jeden Morgen und oft auch wohl während des Tages stand Ingeborg Sundfeld bei der Signalstation am Hafen und blickte aufs Meer hinaus.

Zwei Tage war der „Othello" nun schon überfällig, und ernste Besorgnisse bemächtigte sich aller, die Angehörige auf diesem Dampfer hatten. Auch Ingeborg konnte ihres Lebens nicht mehr froh werden und empfand jetzt erst so recht, wie lieb ihr der Entfernte war.

In ihrer seelischen Zerrissenheit drängte es sie, Trost bei dem Vater zu suchen, obwohl sie ihm nie von ihrer Liebe zu Rolf Martensen zu sprechen wagte. Dennoch ahnte sie, daß der Vater Mitwisser ihres Herzensgeheimnisses war und nur schwieg, um keine Entfremdung zwischen sich und seinem Kinde aufkommen zu lassen.

Als sie an diesem Vormittag sein Kontor betrat, fand sie den Vater in etwas gehobenerer Stimmung. Sein Dampfer „Ingeborg Sundfeld," ihr zu Ehren so genannt, war von der englischen Küste gemeldet worden, und er hatte nun begründete Hoffnung, daß das Schiff sicher den Hafen erreichte. Nun, da der Prokurist den Versicherungsvertrag mit der Gesellschaft nicht erneuert hatte, bangte ihm natürlich besonders über das Schicksal seines Schiffes, mußte ihn doch der Verlust des Dampfers mit vernichtender Gewalt treffen.

Auch er hatte natürlich gehört, daß der „Othello" seines Konkurrenten stark überfällig war; ja, daß wohl sogar mit ihrem Untergang gerechnet

werden mußte. Selbstverständlich bedauerte auch er die tapferen Seeleute, die wahrscheinlich ihren Tod gefunden hatten; — aber konnte man es ihm menschlich verargen, daß er innerlich erleichtert aufatmete? — Es handelte sich hier um einen Kampf, der über Sein oder Nichtsein entschied, und wenn der „Othello" nicht mehr bestand, war seine Firma vor dem Ruin gerettet.

Dennoch tat es seinem Vaterherzen weh, zu sehen, wie sein Kind heimlich litt.



Da flog ihm auch schon Ingeborg mit einem Jubelruf an die Brust.

Tröstend streichelte er ihr Blondhaar und forschte milde: „Warum so verzagt, Ingeborg? — Noch ist nicht alles verloren. — Der „Othello" kann irgendwo mit Maschinenschaden treiben. — Muß es denn überhaupt gerade Rolf Martensen sein — der Mann, der Deinen Vater zugrunde richten will?"

Ein Schluchzen entrang sich ihrem Munde. „Vater — ich habe ihn doch so lieb! — Was fragt das Herz nach Euren Geschäftssachen? — Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist. — Ich würde meines Lebens nicht mehr froh."

Wie ein Hauch kam es über ihre zitternden Lippen.

Der Reeder preßte die Zähne fest aufeinander, um nicht zu verraten, welch furchtbares Geheimnis er wie eine schwere Last mit sich herumtrug, seit damals der Maschinist Krasinsky sein Kontor verlassen hatte. Er hatte seiner Tochter nie von dieser Unterredung erzählt; auch nicht davon, daß er Martensen vor diesem Manne gewarnt hatte. Damit glaubte er seine Pflicht getan zu haben.

Der Lehrling klopfte und brachte die letzten Schiffsmeldungen herein. Sundfeld überflog die kurzen Nachrichten.

Plötzlich bemerkte Ingeborg, wie der Vater erbleichte. Seine Hände begannen zu zittern; ein stöhnender Laut entrang sich seinem Munde; dann sank sein Kopf vornüber auf die Schreibtischplatte.

„Mein Gott! — Vater?! — Ist Rolf tot?" schrie Ingeborg im ersten Schrecken auf. Alle Gedanken galten ja nur dem Geliebten.

Mit versagenden Händen faßte sie die Schiffsmeldungen. Umsonst suchte sie mit brennenden Augen den Namen „Othello."

Da fiel ihr Blick auf eine kurze Notiz

„Dampfer „Ingeborg Sundfeld" von der Mannschaft verlassen! Das Schiff verlor kurz vor dem Hafen im schweren Sturm die Schraube und alle Aufbauten. Die Besatzung rettete sich nach unsäglicher Anstrengung in die Boote und erreichte glücklich unsern Hafen. Es besteht die Gefahr, daß das Wrack an den unsern Hafen vorgelagerten Riffen scheitert."

Müde erhob sich Sundfeld aus dem Sessel. „Wir wollen gehen, mein Kind," sagte er tonlos. „Unsere Hausflagge hat zum letzten Mal am Mast eines Schiffes geweht."

Ingeborg half ihm in den Mantel.

Da — eine Männerstimme im Kontor — Ingeborg fühlte ihren Herzschlag stocken. — War das nicht — — ?

Vor ihren Augen tanzte ein Nebel; aber sie erkannte doch, daß Rolf Martensen, der Todgeglaubte, im Türrahmen stand.

„Ingeborg! — Herr Sundfeld! Heute sind wir quitt! — Sie haben mir durch Ihre Warnung mein Schiff gerettet — und ich habe Ihnen dafür Ihr Schiff gerettet. Wir sichteten Ihren Dampfer, steuerlos auf die Riffe zutreibend; denn die Mannschaft war schon in die Boote gegangen und auf dem Wege hierher. Da haben wir Ihre „Ingeborg Sundfeld" ins Schlepp genommen und glücklich in den Hafen gebracht. — Herr Sundfeld wollen wir uns nicht zum Zeichen der Versöhnung die Hand geben und den alten Groll vergessen? — Wenn wir in Zukunft zusammenarbeiten, können wir beide bestehen!"

Da flog ihm auch schon Ingeborg mit einem Jubelruf an die Brust, und Sundfelds Rechte streckte sich ihm entgegen.

„Auf unsere und Euere Zukunft — Kinder! — Gott segne Euren Bund!"

„Kurzer Weg zum Sparen"

Die Menschen in der Welt haben stets den kürzesten Weg gesucht. Die Eisenbahn, das Automobil und das Flugzeug waren solche „kurzen Wege" zur Ueberwindung der Entfernung — Telegraph, Telephon und Television vervollkommnen diesen Prozeß.

Dem Prospektor in Sioux Lookout, dem Trapper in Churchill, dem Radium-Miner am Great Bear Lake und dem Goldgräber in Dawson, dem Fischer in Prince Rupert und dem Holzfäller auf der Vancouver Insel, dem Obstbauer, dem Rancher und dem Farmer — allen diesen und den Tausenden anderer, die auf den mehr als zwei Millionen Quadratmeilen West-Canadas zerstreut wohnen, offerieren wir den Postbestell-Weg zum Kaufen als den „kurzen Weg zum Sparen".

Mit der Entwicklung des schnellen Frachtdienstes, des Automobils und des regulären Luftdienstes ist der „Postbestell-Weg" der schnelle und sparsame Weg zum Einkaufen geworden. Jede Bestellung erhält sofortige Aufmerksamkeit, prompte Bedienung und ist gesichert durch die große Garantie: „Waren zufriedenstellend oder Geld zurückerstattet". Das ist die Ursache, warum die Leute sagen: „Es lohnt sich, auf dem Postbestell-Weg von Eaton's zu kaufen".

THE T. EATON Co LIMITED

WINNIPEG CANADA

Pertussin

Hilft schnell bei jedem Husten

Von Aerzten seit über 30 Jahren verschrieben

Vernachlässigen Sie niemals einen Husten. Er mag zu einer ernsten Krankheit ausarten. Vertreiben Sie den Husten sofort mit PERTUSSIN. Sehen Sie zu, daß Sie immer eine Flasche dieses Mittels zu Hause haben. **In allen Drogerien zu haben.**

Reguläre Flasche 57c; Familien-Flasche $1.35

Der Gänsebraten

Humoreske

Es war, wenn ich mich nicht täusche, Boje Nummer drei, an der wir vertaut lagen. Wir hatten neunzehn Monate westindischer Station hinter uns und wenn man bedenkt, daß unsere Brigg nur die Kunst des Segelns verstand und daß wir ein wohlgezähltes Groß Schiffsjungen im ältesten Jahrgange an Bord hatten, wird man zugestehen, daß wir angesichts der heimischen Boje Nummer drei einigen Grund hatten, uns erleichtert zu fühlen. Es stand noch ein dunkler Tag bevor, die Inspizierung übermorgen, aber dieser Leidenskelch wurde durch die angenehme Aussicht versüßt, daß wir unmittelbar darauf außer Dienst stellen sollten.

Sie kennen den Schiffsjungen im ältesten Jahrgange von damals nicht: lassen Sie mich darüber schweigen!

Aber die Geschichte nötigt mich, Sie mit Gottlieb Winter bekannt zu machen. Gottlieb war ein Berliner Kind. Nachdem er sich im elterlichen Hause als hoffnungsloser Taugenichts erwiesen, wurde er in der Reezengasse zu einem Schuster in die Lehre gegeben, dem er nach einem halben Jahre entlief, niemand wußte wohin. Einige Wochen später tauchte er in Danzig auf, um sich als Schiffsjunge zu melden. Man setzte sich mit den Eltern in Verbindung und erhielt umgehend die nötigen Papiere. So wurde Gottlieb Schiffsjunge der Kriegsmarine und es wird genügen, wenn ich sage, daß er in dieser fragwürdigen Gesellschaft von Stund ab die Rolle des Sauerteigs spielte. Auch bei uns an Bord, denn drei Jahre strammerer Zucht hatten an diesem Jünglinge so gut wie keine Spuren hinterlassen, wenigstens in moralischer Beziehung nicht; als Seemann war er der anstelligste von allen.

Mit jedem seiner Vorgesetzten stand Gottlieb Winter auf dem gespanntesten Fuße; am heftigsten haßte er den ersten Offizier und noch heute morgen hatte er beim Scheuern der Schiffswand die Gelegenheit ergriffen, diesem Gewaltigen an Bord durch das offen gelassene Ochsenauge eine reichliche Ladung Seewasser auf die Koje zu schütten. Es war vorbedachte Bosheit gewesen, denn er hatte, wie der aufsichtführende Unteroffizier versicherte, zu der Untat gelacht, und deshalb war Gottlieb mit Bordarrest auf unbestimmte Zeit bestraft worden.

Eine Stunde später erlitt der Junge beim Verholen einer Trosse eine oberflächliche Kontusion am Knöchel und da er über Schmerzen klagte nahm ihn der Arzt in das Lazarett, wo die Wunde mit Bleiwasser behandelt wurde. Auf diese Art war Gottlieb, wie man glaubte, für den Rest des Borddienstes im Hafen unschädlich gemacht.

Unser Kapitän war ein Seemann jener alten Schule, die es in mehr als einem Exemplar vom Jungen eines Kauffahrers zu der unermeßlich breiten Goldborte der Admiralschargen gebracht hat; im Dienst streng, polternd, aber im Grunde des Herzens ein humaner Charakter. Er konnte für ein Original gelten, denn er verstand die Kunst, sich in allen Lebenslagen mit dem denkbar geringsten Aufwand von Höflichkeit zu behelfen. Der in solchen Dingen erfindungsreiche Seemann hatte ihm den Beinamen Alibaba verliehen.

Der Kapitän war verheiratet. Als wir gestern zu Anker gingen, hatten Frau und Tochter am Bollwerk gestanden und mit Tüchern gewinkt; nachdem wir dann die Stengen glücklich an Deck geholt, natürlich auch die Segel festgemacht, war der Alte an Land gegangen. Heute war in der Messe des Kapitäns Familiendiner, vermutlich in richtiger Würdigung der Tatsache, daß es im Hotel teurer und weniger gemütlich zu sein pflegt; um der Sache indessen einen feierlichen Anstrich zu geben, erfreute sich unser erster Offizier der seltenen Ehre, als Gast geladen zu sein.

Da in dem engen Leben an Bord auch die kleinsten Vorgänge Bedeutung gewinnen, so waren wir über alles, was für dieses Familienessen vorbereitet wurde, sorgfältig unterrichtet. Zu den Eigentümlichkeiten des Kapitäns gehörte seine Vorliebe für Gänsebraten und weil die Jahreszeit günstig und die lange Entbehrung und der erste Mittag im Kreise der Familie dieser Gelegenheit eine besondere Weihe gaben, so hatte sich die gnädige Frau der Fürsorge unterzogen, eigenhändig eine jener Gänse zu kaufen, die der Stolz jeder Hausfrau sind. Nach späteren Angaben des Kochs wog das Tier fünfzehn Pfund und lieferte allein drei Pfund Fett; der Geschmacksrichtung des Kapitäns entsprechend, war an Stelle der sonst wohl gebräuchlichen Aepfel eine Füllung mit süßem, rosinenreichem Pudding gewählt worden; Augenzeugen versicherten, daß der Braten im letzten Stadium der Vollendung an zarter Bräunung und an Knusprigkeit der Haut nichts zu wünschen übrig ließ.

Darüber war es drei Glas geworden, oder um die Zeitrechnung des Schiffes auf das bürgerliche Leben zu übertragen, halb sechs Uhr. Der Hornist hatte die üblichen beiden Signale geblasen und wir in der Offiziersmesse setzten uns mit dem behaglichen Bewußtsein zutisch, nach einer mehr als sechswöchentlichen Seetour zum erstenmal wieder in den kulinarischen Genüssen, die der Hafen bot, schwelgen zu dürfen.

Unser Messevorstand hatte sich sehr angegriffen; wir überwanden eine vortreffliche Bouillon aus frischem Fleisch, würdigten die Gemüse mit den delikaten Würstchen als Beilage nach ihrem ganzen Wert, endlich vertieften wir uns in einen reizvollen Rostbraten, wobei jene geistreichen Tischgespräche, die den meisten Messen zur außerordentlichen Zierde gereichen, die Situation angenehm belebten.

Die Offiziersmesse hängt, von den auch sonst im Leben gebräuchlichen Türen und Treppen abgesehen, mit der Außenwelt auch durch ein sogenanntes Skylight zusammen. Es ist das ein großes Loch in der Decke, auf das zwei Glasfenster dachförmig gelegt passen; diese Oeffnung ist im obersten Schiffsdeck und die Messe bezieht durch sie das Tageslicht, bei gutem Wetter auch frische Luft, wobei durch die sinnreiche Einrichtung eines Windsackes nachgeholfen wird. Da das Decklicht während unserer Mahlzeit offen war, so konnten wir alles hören, was auf dem Oberdeck passierte.

Es war zu Anfang totenstill gewesen; eine Weile später klang aus der Kajüte des Kapitäns heftiges Läuten zu uns; eilige Schritte über das Deck folgten. Wir waren so ahnungslos, oder wenn man will, so eifrig in unseren Rostbraten vertieft, daß wir eines Gemurmels von Stimmen nicht achteten, das aus der Kampanje herabklang. Aber nun griff das Verhängnis rücksichtslos in unser idyllisches Stilleben ein: die Bootsmannspfeifen gellten plötzlich durch die Schiffsräume und Kommandorufe ertönten.

„Alle Mann auf!"

Man kann sich vorstellen, mit welchen gemischten Empfindungen wir unseren Braten im Stich ließen, in die Kammern stürzten, um den Säbel anzulegen und alsdann an Deck stiegen. Aber das allgemeine Geräusch, das dies Durcheinanderwimmeln der Schiffsbesatzung verursachte, wurde noch übertönt durch ein dem fernen Donner gleichendes Grollen aus der Kajüte des Kapitäns, in das sich die sanfteren Laute weiblicher Stimmen mischten. Der erste Offizier war schon an Deck; er machte hastige Spaziergänge von Steuerbord zu Backbord und seine ungeduldigen Blikke flogen nach dem Großluk hinüber, aus dem die Mannschaft im dichten Strome emporquoll.

„In Divisiionen antreten!" befahl er.

Die regellosen Massen streckten sich vor dem Maste zu zwei langen Reihen aus, lautlos der Dinge wartend, die kommen sollten.

„Die Herren Offiziere und die Unteroffiziere!" folgte ein Kommando.

Wir bildeten um den ersten Offizier den bekannten Dreiviertelskreis und mit dem berechtigten Unwillen über die unterbrochene Mahlzeit kämpfte in uns allen die Neugierde auf das, was an der Störung die Schuld trug.

Und nun hörten wir die Kunde von folgendem schaudervollem Ereignis:

Man erinnere sich gefälligst, daß bei dem Kapitän Familiendiner war. Die Gesellschaft hatte ungefähr gleichzeitig mit uns der Suppe und dem Gemüsegange nur eine flüchtige Aufmerksamkeit gewidmet; der Steward wechselte die Teller und verschwand, um den mehrerwähnten Gänsebraten zu holen. Nach der langen Trennung war so viel zu erzählen, daß das Ausbleiben des Aufwärters eine Weile unbeachtet blieb. Seiner alten Gewohnheit gemäß nahm der Kapitän Tranchiermesser und Gabel zur Hand und als die Damen diese gefährlichen Instrumente zur Gestikulation verwendet sahen, wurden sie erst auf die unnatürlich lange Unterbrechung des Mahls aufmerksam.

Die Glocke wurde gezogen und der Läufer da-



Lindert und heilt schnell

Aufgesprungene Hände, Frostbeulen, Fieberausschlag, Schnittwunden, Brandwunden, Eczema, Geschwüre, Hämorrhoiden, entzündete Wunden, schlimme, schmerzende, müde Füße.



von geschickt, um an der Kombüse Eile zu empfehlen.

Es trat eine neue Pause ein, während die Unterhaltung nur mühsam fortgeschleppt wurde. Der Kapitän goß den Bratenwein in die Gläser, trank das seinige zur Hälfte leer, und da der erste Offizier dem Alten an einer ungewöhnlichen Rötung des Gesichts anmerkte, daß ein Ungewitter im Anzug war, bat er um die Erlaubnis, noch einmal läuten zu dürfen.

Diesmal trat der Steward ein, aber bleich, mit schlotternden Knien, und — ohne die Gans.

„Der Koch sagt, die Gans wäre gestohlen!" meldete der Unglückliche stotternd.

Alles erhebt sich wie auf Kommando von den Sitzen.

„Der Koch soll kommen!" donnerte der alte Herr, dem die Stirnadern bedrohlich anschwollen.

Der Steward verschwindet eilig und mit einem erlösenden Atemzug; eine Minute später tritt der Koch ein, ein Bild fassungslosen Jammers. Sein Bericht ist von niederschmetternder Kürze. Die Gans hatte soeben ihr Dampfbad verlassen; duftend, fettglänzend, in allen Reizen des wohlgelungenen Bratens lag sie auf der Schüssel. Nun war noch ein Gefäß für Kartoffeln aus der Lade zu nehmen; es dauerte vielleicht eine halbe Minute, daß der Koch der Kombüse den Rücken drehen mußte, aber als er sich wieder umwandte, fiel sein entsetzter Blick auf die leere Schüssel; landkartenartige Fettflecke bezeichneten die Stelle, wo der Braten gelegen hatte. Niemand war in der Nähe bemerkt worden, es hatte sich kein eiliger Tritt hören lassen: das ganze Ereignis grenzte an das Wunderbare!

Aber der Kapitän wußte besser, wo an Bord eines Schiffsjungen-Schulschiffes die Ursache solcher Wunder zu suchen war. Da die Gans doch einmal verschwunden, brachte der erste Offizier kein Opfer, wenn er den Säbel umschnallte und die Mannschaft an Deck pfeifen ließ.

„Lassen Sie Ihre Divisionen mit Kleidersäkken antreten, wenn der Täter nicht auf der Stelle ermittelt werden kann oder sich freiwillig meldet! Ich werde mit dem Stabswachtmeister das Schiff besichtigen!" Damit schloß der Vorgesetzte seine Rede.

Die Divisionsoffiziere traten zu ihren Abteilungen und verlangten den Namen des Gänsedieb zu erfahren. Es wurde allen schwer, bei der komischen Situation den Ernst des Dienstes zu bewahren; die Leute verbissen sich das Lächeln nur, wenn man sie mit dem Blick fixierte. Natürlich blieb diese Frage erfolglos; der Ubeltäter meldete sich nicht und keiner wußte ihn zu nennen; die Schar der Jungen glich an unschuldsvoller Reinheit ebenso vielen Säuglingen. Einer der Offiziere hatte den geistvollen Einfall, sich die Hände zeigen zu lassen, um nach Fettspuren zu suchen, aber ungeachtet vieler in Bezug auf Reinlichkeit fragwürdiger Exemplare fand er keine Indizien. Es wurde nun eine Musterung der Kleidersäcke befohlen und während die Leute jene unbehilflichen, schwarzen Säcke an Deck schleppten, stieg der erste Offizier in Begleitung des Stabswachtmeisters in das Zwischendeck hinab.

Er hatte noch nicht die unterste Stufe der vom Achterluk niederführenden Treppe erreicht, als ihm etwas einfiel. Er steckte den Kopf wieder durch das Luk und rief: „Winter!"

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann besann sich der Stabsarzt, der an Deck zurückgeblieben war und meldete: „Winter liegt an einer Kontusion des rechten Fußknöchels im Lazarett!"

Der erste Offizier nickte stumm vor sich hin und verschwand unter Deck. Er durchmaß zunächst den Raum seiner ganzen Länge nach, ohne sich aufzuhalten, bis er nahe dem Gallion den zum Lazarett eingerichteten Raum erreichte. Es herrschte lautlose Stille; eine einzige Koje war nur belegt; der Kranke hatte sich das Kissen des Kopfendes in die Höhe gezogen und las in einem Buch. Es schien das friedlichste Stilleben zu sein, was hier herrschte; unter der wollenen Dekke ragte ein nackter Fuß hervor, der in der Gegend des Knöchels mit voluminösen Bandagen umwickelt war.

„Aufgestanden!" herrschte der erste Offizier den Jungen an, der mit äußerstem Erstaunen auf diesen unvermuteten Besuch blickte. Die Sache schien nicht ganz leicht; Winter brachte zwar beide Beine aus dem Bett, aber es mußte einen Stein erbarmen, zu sehen, unter welchen entsetzlichen Schmerzen er es versuchte, sich aufrecht zu erhalten; er kroch schließlich auf einem Beine und beiden Armen an der Koje entlang und ächzte herzbrechend.

„Sehen Sie sorgfältig nach, Stabswachtmeister!" befahl der Vorgesetzte wieder, worauf dieser gefürchtete Mann der Bordordnung eine Untersuchung begann, deren Details sich nicht wiedergeben lassen.

Um es kurz zu machen, so nahm diese ganze Affaire eine reichliche Stunde in Anspruch. Während an Deck die Kleidersäcke aus- und wieder eingepackt wurden, ohne daß den Inspizierenden auch nur der schwächste Bratengeruch in die Nase stieg, blieb unter Deck, nachdem das Lazarett kein Resultat ergeben hatte, kein Winkel, keine noch so versteckte Ecke bis in die Tiefe der Lasten und des Hellegats hinab, übrig, wo nicht alles Vorhandene umgewühlt worden wäre.

Es blieb alles fruchtlos. Als der erste Offizier nach beendeter Untersuchung in der Kajüte

des Kapitäns seine Meldung machte, hatten die Damen den alten Herrn soweit beruhigt, daß er von weiteren Versuchen, den Uebeltäter zu ermitteln, Abstand nahm; indessen wurde für die nächsten drei Tage jede Beurlaubung von Mannschaften an Land verboten. Das Getümmel verlief sich endlich wieder und der verschwundene Gänsebraten bildete heute vorn ebenso wie achtern das ausschließliche Tagesgespräch.

* * *

Am nächsten Morgen ereignete sich etwas Unerhörtes.

Als der Koch des Kapitäns früh um sieben Uhr an seine Kombüse trat, um Kaffee zu bereiten, starrte dem Entsetzten von der Herdplatte die verschwundene Gans entgegen, freilich traurig verändert, denn an Stelle des fettglänzenden, lieblich gebräunten Bratens lag dort nichts als ein sorgsam skelettiertes Knochengerüst. Und um eine der Rippen war ein länglicher Papierstreifen befestigt, auf dem der Koch die Worte las:

Sie war nicht leicht auf einmal zu bezwingen,
Doch mußt ich schon zu Größrem mich bequemen!
Vergönn es mir, Dir meinen Dank zu bringen
Und denk des Worts vom Geben und vom
Nehmen!

Es ist selbstverständlich, daß dieser neue Frevel wiederum zu Untersuchungen der weitschweifigsten Art Anlaß gab; man verglich Handschriften, forschte nach poetischen Talenten, stellte über den Appetit der Jungen am nächsten Tage Beobachtungen an; alles vergebens; noch heute ist dieses rätselhafte Ereignis für jene, die darunter gelitten haben, in tiefes Dunkel gehüllt!

* * *

Aus dem windbeutligen Winter ist mit der Zeit ein ehrbarer Maat geworden, der später ein Amt im Zivildienst übernommen hat. Ich habe über diese Geschichte einmal mit ihm gesprochen und ihn aufs Gewissen gefragt, ob er etwas davon wüßte. Er lächelte sonderbar dazu und kam dann mit halben Andeutungen heraus. „In der Kombüse war auch ein Backofen," meinte er, „der an dem Tage des Essens nicht benutzt wurde. Die Gans kann recht gut den Tag über darin gesteckt haben. Wunderbar, daß niemand auf den Gedanken kam, dort zu suchen." „Und dann?" wollte ich wissen. „Nun," räumte er zögernd ein, „nachts, wenn alles schläft, kann man sie schon unbemerkt herausgeholt haben. Zum Verzehren gehörte freilich ein einsamer Ort, wie eine geschlossene Kammer oder etwas dergleichen! auch ein gesunder Magen!" setzte er lachend hinzu, „Gänsebraten sättigt sehr!"

Der Schmerz ist da!



Gegen Kopfschmerzen, Biliosität, Verstopfung, Kopfschmerzen oder blassen Teint gebrauchen Sie **Dr. Chase's Kidney Liver Pills.**

Es gibt keinen Weg, wie Sie diesen Zustand schneller beseitigen können und die Gesundheit des ganzen Verdauungssystems wiederherstellen als durch den Gebrauch von

DR. CHASE'S KIDNEY LIVER PILLS

Sie werden staunen, wie viel besser Sie sich fühlen werden; wie viel mehr Sie sich des Lebens erfreuen werden, wenn die Nieren und die Leber ihre Arbeit genau verrichten.

Schreiben Sie um eine freie Probe; schneiden Sie einfach diese Anzeige aus und schicken sie samt einem Zettel mit Ihrem Namen und Adresse an The Dr. A. W. Chase Medicine Co., Ltd., Toronto, Canada.



DR. CHASE'S KIDNEY LIVER PILLS

Kampf zwischen Meeresungeheuern

Unser Schiff, erzählt ein Seefahrer, fuhr die Südwestküste von Grönland entlang. Nur langsam ging die Fahrt, denn kaum eine Mütze voll Wind verfing sich in unseren Segeln. Ich hatte die Wache. Rings um uns her trieben die Eisberge, sonst war weit und breit nichts zu sehen als das Meer und der Himmel. Aber doch, nein. Dort auf der Flut trieb ein dunkler Punkt. Was konnte das sein? Näher und näher kam der Punkt, größer und größer wurde die schwarze Masse, und nun, ja nun erkannte ich's, es war ein riesiger Walfisch, der da einherschwamm und aus seinen Nüstern mit einem Geräusche, wie es etwa die Maschine eines Dampfschiffs hervorbringt, den Wasserdampf hoch aufspritzte. Neben dem Walfisch schwamm ein kleinerer, wir hatten es also offenbar mit einer Walfischkuh und ihrem Jungen zu tun. Der Anblick fesselte mich, und aufmerksam verfolgte ich die beiden Tiere, die in ihrer Größe wie zu einer anderen Welt gehörig erschienen. Da plötzlich merkte ich, daß irgend etwas den Walfisch aus seiner Ruhe aufgeschreckt haben mußte. Ein eigentümlicher Ton wurde gehört, und mit fabelhafter Eile schwamm das junge Tier auf das Muttertier zu. Was mochte die Beiden so erschreckt haben? Ein Feind? Ich brauchte nicht lange auf die Erklärung zu warten. Dort hinter einer riesigen Scholle treibenden Eises kauerte der Feind, ein mächtiger Sägefisch, dessen Säge mit ihrer Doppelreihe von Zähnen bedrohlich über die Wasserfläche emporsah. Nun plötzlich stürzte das Tier hervor, tauchte tief unter, und aus der heftigen Bewegung des Wassers konnte ich bemerken, daß da unten in der Tiefe sich irgend ein blutiges Drama abspielte. Meine beiden Walfische waren nämlich auch untergetaucht. Nun aber kamen sie mit einem Male wieder empor. Hochauf flog das Weibchen, mit dem ganzen riesigen Leib aus der Wasserflut schnellend, um gleich darauf zurückzufallen in das nasse Element, das zischend und brausend hoch aufspritzte. Wie wütend peitschte das Tier mit seinem Schweif die Flut und bald warf es sich mit seinem Leib nach links, bald nach rechts, immer das Junge liebevoll schützend und deckend. Plötzlich drängten die Beiden sich eng aneinander und zwischen ihnen hindurch sah ich die Säge des Haies emporragen. Zweifellos wollten die Beiden ihren Feind nun erdrücken, dieser aber entschlüpfte noch einmal und schien seinen Angriff zu erneuern. In diesem Augenblick jagte ein anderer, noch gewaltigerer Wal, offenbar das Männchen, Wassersäulen aufspritzend, herbei und beteiligte sich an dem Kampf. Auch er schnellte empor, und suchte den Feind durch den Prall seines Gewichtes zu erdrücken, allein umsonst, der schreckliche Sägefisch war geschmeidiger als der Koloß des Meeres; wieder wurde der Schauplatz des Kampfes in die Tiefe getragen — da mit einem Mal schien der Sieg des Sägefisches gewiß, denn der Wal schnellte abermals aus dem Wasser empor, der Hai aber hing an ihm: er hatte ihm die Säge tief in den Leib gestoßen. Natürlich hielt ich den Wal für verloren, allein ich täuschte mich. Blitzschnell schwamm der Wal auf einen Eisberg zu, mit einem Schlag des Schweifs richtete er sich hoch auf und ließ sich nach der anderen Seite hin, an der sein Todfeind hing, mit gewaltigem Prall an die Wand des Eisbergs fallen. Ein Krachen und Splittern und Dröhnen gab's, wie ich es nie wieder gehört. Prasselnd stürzte der Eisberg, in kleine Schollen zerschellend, zusammen, auf dem Wasser schwamm, mit gebrochener Säge, der zerquetschte Leichnam des Hais, die Walfischfamilie aber schwamm ruhig — als ob nichts geschehen wäre — ihr Junges in der Mitte — ihres Wegs weiter.

Woher stammt unser Haushuhn?

Unser Haushuhn gehört einer der verschiedenen Rassen der Kammhühner, dem Bankivahuhn, an, das noch heute in südasiatischen Ländern heimisch ist. Es meidet, nach Feststellungen des Leiters des Münchener Tierparks Hellabrunn, H. Heck, den Urwald, bevorzugt dagegen Hinterindiens Buschwald und die Urwaldränder. Gleich unseren Haushühnern lebt es von Sämereien, Kerbtieren und Würmern. Zur Nachtzeit begeben sich die Vögel auf Bäume und entgehen auf diese Weise ihren zahlreichen Feinden — kleinen Raubtieren der verschiedensten Arten. Die große Vorsicht, die den Tieren eigen, hat allein sie befähigt, sich bis heute zu halten.

Der rechte Weg

Viele Wege geh'n durch den Wald,
Wer nicht Bescheid weiß, verirrt sich bald;
Viele Wege auch durch's Leben geh'n —
Mußt immer den dir auserseh'n,
Ob mancher auch sonst dich locken möchte,
Von dem das Herz sagt: das ist der rechte!

Die Kunst des Brotbackens



Hausbackenes Brot, frisch aus dem Ofen . . . mit brauner Kruste . . . warm . . . duftend. Wie es den Appetit reizt! Und wie nahrhaft es ist! Es ist mehr Kraft in einem Pfund guten hausbackenen Brotes als in einem Pfund Fleisch. Solch ein wichtiges Nahrungsmittel verlangt Aufmerksamkeit bei der Zubereitung und der Auswahl von Ingredienzien, die seinen vollen nährenden Wert, seine Reinheit und Nützlichkeit sichern.

Brotbacken ist keine schwere Sache. Mit Royal Yeast Cakes kann man leichtes, süßes Brot in wenigen Stunden und mit wenig Arbeit backen. Wenn die folgenden Anweisungen genau beachtet werden, werden Sie mit dem feinsten und wohlschmeckendsten Brot, das hergestellt werden kann, belohnt werden. Ihnen wird besonders der reiche, nußartige Geschmack gefallen, den Royal Yeast Cakes Ihrem Brot verleihen.

Hefe — der wichtigste Bestandteil

Hefe muß mit besonderer Sorgfalt ausgewählt werden, denn damit das Brot leicht verdaulich ist, muß es leicht und porös sein.

Royal Yeast Cakes sind seit über fünfzig Jahren der Standard der Qualität — jedes Hefenstück ist perfekt — einzeln versiegelt in einem luftdichten, gewachsten Papier.

Royal Hefe ist die ideale Hefe für das Backen zu Hause — sie wird sich mehrere Monate lang frisch halten, wenn sie an einem trockenen, kühlen (nicht kalten) Platz aufbewahrt wird.

Vereinfachte Methode der Teigzubereitung für vier weiße Brote

10 Tassen gesiebtes Mehl
4 Teelöffel Salz
4 Eßlöffel Zucker
4 Eßlöffel Butter oder Schmalz
1 Stückchen Royal Hefe
4 Tassen warmes Wasser oder Milch oder Kartoffelwasser
Eine Mischung dieser Flüssigkeiten kann verwandt werden.

Zubereitungsweise

Am Abend zerbröckeln Sie ein Stückchen Royal Hefe und lassen sie 30 Minuten lang in 4 Tassen warmer (nicht heißer) Flüssigkeit, zu welcher 4 Eßlöffel voll Zucker hinzugefügt wurden, weichen. Vermischen Sie 4 Teelöffel voll Salz in 10 Tassen gesiebtem Brotmehl. Zerschmelzen Sie 4 Eßlöffel Butter oder Schmalz und fügen es der Hefeflüssigkeit zu. Dann vermischt man das Mehl und die Flüssigkeit, legt den Teig auf ein mit Mehl bestreutes Brett und knetet ihn gut durch. Wenn der Teig am Brett festklebt, gibt man noch etwas Mehl dazu. Dann wird er in eine warme Schüssel getan, gut zugedeckt und man läßt ihn über Nacht aufgehen, ungefähr 10 Stunden.

Der Teig

Am folgenden Morgen legt man den Teig auf das mit Mehl bestreute Brett und knetet ihn gründlich durch. Dann legt man ihn wieder in die warme Schüssel, deckt ihn zu und läßt ihn aufgehen, bis er doppelt so groß ist. Dann rollt man den Teig leicht aus, schneidet ihn und legt die geformten Brote in gut mit Fett ausgestrichene Brotpfannen. Das Brot wird in einem mäßig heißen Ofen (380 Gr. F.) gebacken. Wenn die Brote fertig sind, nimmt man sie aus den Pfannen heraus und legt sie unbedeckt auf Drahtgeflechte zum Abkühlen.

Um mehr als 4 Brote zu backen, fügt man 2 Tassen Wasser und eine entsprechende Menge Mehl, Zucker, Salz und Shortening für jeden weiteren Laib Brot hinzu. Ein Stückchen Royal Hefe genügt für 6 Laib Brot.

Vorschriften für den Gebrauch von GILLETT'S LYE



Bitte merken Sie sich diese Warnung

1. Man halte es außer Reichweite der Kinder.
2. Man löse es nicht in heißem Wasser auf.
3. Man lasse es nicht in direkte Berührung mit der Haut kommen.
4. Man handhabe es sehr vorsichtig zu jeder Zeit.
5. Man gebrauche keine Aluminiumgefäße.

Gegenmittel — Gegen Verbrennung durch Lauge

Man gebrauche Essig oder Zitronensaft in Wasser oder schmiere etwas Talg auf. Für innerlichen Gebrauch — man gebe sofort Wasser mit Essig oder Zitronensaft.

Kalter Prozeß der Seifenherstellung in 20 Minuten, ohne Kochen

Benötigte Geschirre: Eine Halb-Gallonen Büchse oder Kanne und ein Ein-Gallonen Kessel.

Gebrauchsanweisungen

Harte Seife. Man schütte den Inhalt von einer Büchse Gillett's Flake Lye in einen Steintopf oder ein eisernes Gefäß, in dem 2½ Pints kaltes Wasser enthalten sind. Man rühre solange, bis die Lauge aufgelöst ist. Dann stelle man es beiseite, bis abgekühlt, da die Lauge das Wasser erwärmt. Man zerschneide 4 Pfund reines Fett, Talg oder Schmalz in einer Pfanne über dem Feuer. Wenn zerschmolzen, stelle man es beiseite, bis es beinahe kalt ist, aber doch noch immer flüssig. Jetzt gieße man langsam die **aufgelöste Lauge in das Fett** (nicht das Fett in die Lauge) und rühre solange, bis Lauge und Fett vermischt sind und die Mischung von dem Rührholz wie Honig abtropft. Man rühre langsam, aber nicht zu lange, denn die Lauge kann sich dadurch absondern. Von einer bis fünf Minuten ist lange genug, je nach dem Fett und Wetter. Dann gieße man die Mischung in eine Form — ein Holzkasten ist gut —, die mit Fabrikbaumwolle ausgelegt ist, damit die Seife sich nicht am Holz festsetzt. Man bedecke alles gut mit einer Decke und stelle an einen warmen Platz für einen oder zwei Tage; dann wird die Seife herausgenommen und in Stücke gewünschter Größe geschnitten. Je länger die Seife gehalten wird, desto besser wird sie.

STANDARD BRANDS LIMITED

MONTREAL - TORONTO - WINNIPEG - VANCOUVER

Dienstmann Nr. 107

Humoreske

1.

Der Gerlach-Poldl, seines Zeichens ein Lakkierer und Schriftenmaler, war schon vierzehn Tage auf der Walz also ohne Posten und daher auf der Suche nach einem solchen. Auf den Dörfern gabs keine Meister, welche sich mit Anstreichen, Lackieren und dergleichen beschäftigen; denn die Bauern streichen ihre Häuser, Zäune usw. selber an; pfuschen überhaupt in alle Handwerke, damit's nicht viel kostet. Auch in den kleinen Städten fand er nirgends Beschäftigung. Die einzige Hoffnung blieb dem Poldl demnach nur noch die Großstadt, welcher er augenblicklich zustrebte.

Zu tragen hatte er nicht viel, bloß eine große Aktentasche, in der er etwas Wäsche und ähnliche Dinge barg, denn er hielt etwas auf sich. Sein Anzug war immer schön gebürstet und seinen Strohhut hätte, wie er sagte, sogar der Rotschild auf alle Tage tragen können. Doch, o Malheur, gerade der, also sein schönstes Stückel, kam ihm, als er das vorletzte Dorf passierte, abhanden. Der Wind wehte ihm denselben beim Ueberschreiten der Brücke ins Wasser und der Fluß war schneller als ein Roß. Ekelhaft, nicht? Also, was tun? Es blieb dem Poldl nichts anderes übrig, als eine neue Kopfbedeckung zu kaufen, sobald er in die Stadt kam. Weil aber das Geld bei ihm spärlich vorhanden war, durfte der Kopfdeckel nicht viel kosten. Wer sich in einem solchen Falle befindet, kauft nicht in der Hauptstraße ein, sondern beim Trödler.

Da der Poldl erst spät am Abend in der Stadt ankam, übernachtete er in einem Asyl für Obdachlose und ging dann gegen neun Uhr vormittags — fechten! Na, ja, ganz umsonst gibt auch ein Trödler einen Hut oder eine Mütze nicht her. Demnach putzte der Poldl vorerst eine Anzahl Türschnallen und ging sodann ins Judenviertel, woselbst man alles in der Welt um billigen Preis erstehen kann.

Beim Itzig Abendstern in der Hirschmann-Gasse war's, wo der Poldl endlich landete. „Einen Hut wollen Se haben, Herr Doktor?" begann auf seine Anfrage hin der Handelsmann. „Gott über die Welt, da können Se bei mir schon welche haben um fünf Kronen, die allerfeinsten. Oder belieben Se zu gebrauchen ein Mütz', die können Se schon haben mit einer Krone fufzig bis zwei Kronen fufzig."

Ja, das war das Richtige; denn Strohhüte sind wie die Luftballons; kommt ein Wind, fliegen sie bis in die höchsten Regionen und es gibt kein Wiedersehen mehr. Man einigte sich also auf eine sehr schöne grellrote Mütze, welche über dem Schilde einen Streifen mit der Aufschrift „Dienstmann Nr. 107" hatte. Sie stammte aus der Hinterlassenschaft eines Dienstmannes und gab, oh Wunder des Zufalls, zugleich eine einträgliche Anstellung! Freilich die behördliche Konzession zum Tragen einer solchen Mütze war damit nicht verbunden; aber wer wird denn so engherzig sein! Der Mann, dem die Mütze gehört hatte, war schon, wer weiß wie lange tot und wer kannte da in der Großstadt den Poldl? Niemand.

Leicht war der Handel nicht; denn der Itzig Abendstern verlangte für die Prachtmütze fünf Kronen und der Poldl wollte nur eine dafür hergeben; aber wozu ist man ein Handelsmann, wenn man nicht mit sich handeln läßt. Zwei Kronen fünfzig lautete der Abschlußpreis schließlich und fünf Minuten darauf war der Poldl ein ganz ansehnlicher Dienstmann mit einer Aktentasche. Und noch dazu ein vom Glück begünstigter, indem er bald darauf in einer Gasse stand, in welcher weit und breit kein konzessionierter Dienstmann zu sehen war. Der Poldl faßte bei einem Blumengeschäft Posto und siehe da — nicht vergeblich! Gleich war ein junger, fescher Herr da — und die „Nr. 107" an der Mütze des Mannes da sehend, fragte er: „Sind Sie frei?"

„Jawohl, zu dienen, gnädiger Herr, ganz frei," antwortete der Poldl. Der Herr befahl: „Kommen Sie mit mir in den Laden da hinein." In den Blumenladen natürlich.

Der fesche Herr wählte in dem Geschäfte einen wagenradgroßen herrlichen Blumenstrauß aus und übergab diesen dem Poldl mit den ganz überflüssigen zwei Fragen: „Wissen Sie, wo die Rittergasse ist?" und „Wieviel bekommen Sie für den Weg?" Wo die Rittergasse ist, wußte der Poldl zwar nicht, aber wozu hat man einen Schnabel? Andere Leute werden's schon wissen! Also antwortete der Poldl: „Versteht sich Euer Gnaden; ich bin ja in der Rittergasse geboren." Und die zweite Frage betreffend, erklärte er: „Fünf Kronen."

„Muß Geld gehabt haben, der Herr; denn er gab dem dienstfertigen Poldl nicht nur die fünf geforderten Kronen, sondern noch eine Krone dazu, daß er mit der Elektrischen schneller hinkäme.

Famos; denn damit erledigte sich auch alle lange Herumfragerei. Der „elektrische" Kondukteur wußte schon, wo die Rittergasse war, und die Hausnummer findet man schon, wenn man zwei Augen hat. So klappte denn alles. Ja, noch mehr als das. Die Dame gab dem Herrn Nr. 107 auch noch drei Kronen. Schön, was?

Unter solchen Umständen war's kein Wunder, wenn der Poldl sofort beschloß, das Anstreichen und Lackieren und das entwürdigende Fechten an den Nagel zu hängen und Dienstmann zu bleiben.

Ein Unglück kommt selten allein, sagt ein altes Sprichwort; aber auch ein Glück folgt oft dem anderen: der Poldl begegnete später bald noch einem anderen Herrn, der auch einen Dienstmann brauchte. Der hielt ihn an und fragte: „Können Sie mir eine Selcherei in der Nähe zeigen, in welcher man ein Gabelfrühstück und ein Glas Bier in einer Nebenstube in Gemütsruhe verzehren kann? Ich habe Hunger, aber nicht viel Zeit und bin fremd hier."

Mein Gott, ist denn der Herr blind? Gerade gegenüber ist ja so ein großartiges Lokal. „Bitte sehr, Euer Gnaden, gerade da wäre so eins. Erstklassig, und die Portionen sind da fabelhaft billig und groß!" erwiderte der Poldl und zeigte auf die nahe Auslage. Damit wäre eigentlich auf jeden größeren Verdienst die Hoffnung geschwunden gewesen; doch es sollte auch noch dazu kommen. Der Herr fuhr nämlich fort: „Kommen Sie mit in die Auskocherei, Sie können da vielleicht auch etwas essen, wenn Sie Appetit haben, und mir dann meinen Ueberzieher und mein Kofferl bis in die Rittergasse (!) tragen, wenn Sie wissen, wo die ist. Ich habe dort zu tun."

Ausgerechnet in die Rittergasse, die einzige Gasse in der ganzen großen Stadt, von welcher der Poldl — und das erst seit einer Stunde — etwas wußte. Doch geistesgegenwärtig antwortete der Befragte: „Rittergasse? Natürlich kenne ich die ganz genau; ich bin ja in der Rittergasse geboren."

Also gingen Herr und Diener in den Selcherladen, verzehrten dort auf Kosten des Herrn eine Portion des saftigen Schinkens und tranken ein Gläschen gutes Bier dazu, worauf dann der Poldl den Fremden in die Rittergasse geleitete. Wieder um etliche Kronen reicher und mit befriedigtem Magen wanderte der Poldl weiter in der Richtung zum Geflügelmarkt, allerdings noch ohne jede Ahnung, daß es hier einen solchen gab. Ganz starr über sein bisheriges Glück sann er über des Schicksals Mächte nach und segnete im Geiste den Wind, welcher ihm gestern den Hut ins Wasser geweht und den Itzig Abendstern, der ihm die Dienstmannmütze angedreht hatte.

Doch seines Glückes Maß war noch nicht voll. Kaum am Geflügelmarkt angekommen, packt ihn eine reizende junge Dame, welche einen Korb in der einen Hand und eine sauber gerupfte Gans in der anderen hält, am Arm und redet ihn an, ob er ihr nicht die zwei Gepäckstücke bis in ihre Wohnung in der Theatergasse tragen könnte. Warum denn nicht? Er weiß zwar auch von keiner Theatergasse; aber die Dame, die dort wohnt, wird's schon wissen und die läßt er eben vorausgehen, wie sich's doch von selbst versteht. Am Wege erklärt sie dem Dienstmanne, sie hätte gar nicht vorgehabt, so viel einzukaufen, sonst hätte sie das Dienstmädchen mitgenommen, aber es hätte sich ihr eine besonders günstige Gelegenheit am Grünzeugmarkt und dann am Geflügelmarkt geboten und da konnte sie nicht widerstehen, diese auszunützen usw.

Am Nachmittag schreit ihn vor einer Tankstelle jemand an: „Heda, Dienstmann, kommen Sie mal her! Der Gummischlauch da scheint 'nen Defekt erlitten zu haben, das muß mit der vierten Geschwindigkeit geordnet werden!" — Der Poldl bekommt für seine Hilfe eine Mark, denn der Herr ist ein Berliner. — Kurz darauf erhält er von einem noblen Mann, welcher sich geniert, mit seiner goldenen Uhr ins Versatzamt zu gehen, den Auftrag, das zu tun. (Der Herr wartete einstweilen bei der Plakatsäule nebenan.)

Hierauf gibts noch verschiedene andere kleinere oder größere Aufträge, bis der Poldl endlich müde in ein Wirtshaus geht und dort nachtmahlt, um dann schließlich in demselben zu übernachten. Ins Asyl für Obdachlose geht er nimmer; erstens ists ihm da zu ordinär, und zweitens hat er jetzt genug Geld, um sich ein Federbett leisten zu können.

Ja, manchmal kommt das Glück knüppeldick daher. Und was den Poldl am meisten freut: er hat sich sein Geld redlich, ganz ehrlich verdient, was auf der Walz nicht immer der Fall war, weil er z. B. so oft es ging, zuerst dem Hühnernest der Bäuerinnen und hierauf erst dieser selbst seine Aufwartung gemacht hat.

2.

Doch nichts dauert ewig und das Glück ist wandelbar!

Die Glücksgöttin Fortuna, welche bisher dem Poldl mit vollen Händen ihre Gaben gespendet hat, erinnert sich plötzlich, daß der junge Mann bezüglich der Konzession schwer gesündigt hat, und wendet ihm den Rücken. Den folgenden Tag gibts nur wenige und minderlohnende Aufträge und der Poldl verfrißt und vertrinkt mehr als

er verdient hat. Hunger tut weh und Durst nicht wohl, und da das Geld zuletzt nimmer zur Begleichung der ganzen Zeche ausreicht, zahlt er lieber gar nichts, brennt mit der Zeche durch und denkt gar nicht daran, daß an seinem Mützenschilde „Dienstmann Nr. 107" steht. Und das bricht ihm das Genick.

Der Wirt wartet wohl ein paar Stunden auf das Wiedererscheinen des Dienstmannes Nr. 107 — der Mann konnte ja momentan vergessen haben zu zahlen und kommt bald zurück; er kann auch abberufen worden sein und hatte keine Zeit mehr zu zahlen. Wie die Geschichte jedoch mit dem Wiederkommen zu lange dauert, schickt der Wirt seinen „Ober" mit der Anzeige, daß heute um 1 Uhr 30 Minuten der Dienstmann Nr. 107 im Gasthause des Herrn Mahler einen Schweinebraten mit Knödeln und Kraut verspeist und dazu drei Glas Lagerbier getrunken habe, mit der Zeche von 12 Kronen 50 Heller jedoch durchgebrannt sei.

„Na, das werden wir gleich haben," sagte der Polizeikommissär und telephoniert ein paar Minuten lang an alle Polizeiämter der Stadt.

Die Nachforschungen ergeben: 1.) daß der Dienstmann Nr. 107 vor vierzehn Tagen gestorben ist, 2.) daß dessen Witwe Margarethe Doblinger die alte Mütze ihres verstorbenen Mannes dem Trödler Itzig Abendstern um eine Krone dreißig Heller verkauft hat, 3.) daß dieser wieder dieselbe Mütze am 26. d. M. einem Herrn ohne Hut, ca. 30 Jahre alt, groß, braun gekleidet usw. um 2 Kronen 50 Heller verkauft hat und zwar mit der Bemerkung, daß der Herr Käufer den Mützenstreifen mit der Ueberschrift „Dienstmann Nr. 107" abtrennen muß; 4.) hat sich derselbe Mann im Asyl für Obdachlose vorgestern als Leopold Gerlach, gebürtig aus Riedstetten Nr. 9 gemeldet.

Von all dem weiß der arme Leopold kein Wort; ahnungslos steht er in „seiner" Gasse und wartet wie die Spinne auf eine Fliege, auf einen Auftrag. Da kommt denn auch endlich ein älterer Herr auf ihn zu und wie der Poldl untertänigst, doch innerlich hocherfreut fragt: „Womit kann ich dienen, gnädiger Herr?" legt dieser würdige Herr seine Rechte auf die Schulter des Fragenden und sagt ganz kühl und geschäftsmäßig: „Leopold Gerlach, vulgo Dienstmann Nr. 107, ich verhafte Sie! Kommen Sie mit mir, ohne Aufsehen zu machen." Und um den „falschen" Dienstmann über seine Person nicht im unklaren zu lassen, lüftet der Fremde seinen Ueberzieher und läßt dem Poldl ein Schilderl sehen.

Dem Poldl wird schlecht, er zittert, er will Einwendungen machen, aber der Geheimpolizist entgegnet darauf bloß: „Schon gut, das wird sich schon finden, das können Sie ja alles am Polizeikommissariate „aufklären."

Ergeben in sein Schicksal, geht der Poldl mit dem Herrn aufs Kommissariat, wo ihm ein anderer älterer würdiger Beamter erklärt: „Sie haben sich zweier Delikte schuldig gemacht: Erstens haben Sie sich für einen konzessionierten Dienstmann ausgegeben, während Sie doch ein postenloser Anstreicher und Lackierer sind; zweitens sind Sie dem Gastwirte Mahler mit einer Zeche von 12.50 Kr. durchgegangen. Was haben Sie dagegen anzugeben?"

Zerknirscht schildert der Poldl den ganzen Vorgang von seiner Stellenentlassung und dem Verluste seines Strohhutes bis zu seinem wahnsinnigen Hunger und schließt mit den Worten: „Wegen der Konzession habe ich mir gar nichts gedacht und meine Zechschuld würde ich auf jeden Fall abgetragen haben, sobald ich wieder was verdient hätte, und ich werde das auch noch tun. Ich bin kein schlechter Kerl, nur arm und postenlos."

Der Kommissär ist kein hartherziger Mensch, hat schon manchen Einblick in das menschliche Elend getan und sieht dem armen Kerl an, daß er kein Berufsverbrecher ist. Aber, Gesetz ist Gesetz, und ungestraft kann das doppelte Vergehen nicht bleiben. Also muß der Poldl vorläufig ins Loch und vor den Richter! Der Richter ist aber auch kein Barbar und die Strafe fällt milde aus; sie lautet in Anbetracht aller Milderungsgründe: Vierzehn Tage Arrest, aber bedingt, auf ein Jahr. —

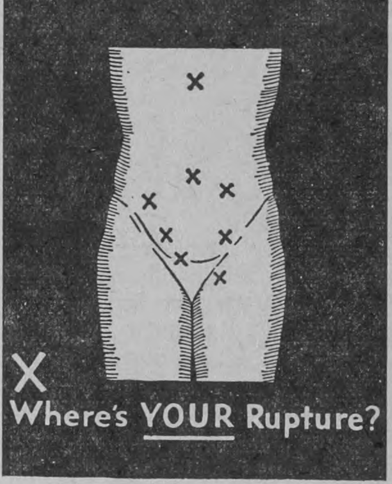
Das ist auf alle Fälle eine bittere Lehre für den Poldl gewesen und nur ein Trost ist ihm geblieben: So allwissend die Polizei auch ist, von den vielen Eiern, die der Poldl auf seiner Walze den Bäuerinnen gestohlen hat, hat die Polizei nichts gewußt.

Wohl ihm und der liebe Gott wird ihm das hoffentlich auch nicht höher anrechnen als das irdische Gericht ihm den herrlichen Dienstamnn-Tag und die unbezahlte Zeche angerechnet hat.

Bei einer Versteigerung verschiedenartiger Gegenstände, die bei Sotheby in London stattfand, wurde lebhaft um einen alten Atlas gestritten, der 33 Blätter enthielt; darunter befand sich die größte bekannte Karte von Amerika aus dem 16. Jahrhundert, von der nur noch ein Exemplar in Venedig vorhanden ist. Der Preis wurde auf 500 Pfund Sterling gesteigert. Für eine Flußlandschaft mit einem Kirchturm im Hintergrunde von Jan van Goyen wurden 430 Pfund bezahlt, während eine Sammlung alter englischer Silberlöffel 1087 Pfund erzielte.

Der Kummer ist sich selbst genug; aber um eine Freude voll und ganz zu genießen, muß man jemand haben, mit dem man sie teilen kann.

Sorgen Sie sich nicht um den Bruch



Warum Tage . . . Monate . . . **Jahre** lang Unbequemlichkeit, Sorgen und Angst erdulden? Erfahren Sie jetzt über diese vollkommene Erfindung für alle Arten von reduzierbarem Bruch. Sicherlich wollen Sie und haben das starke **Verlangen,** sich wieder an des Lebens normalen Betätigungen und Freuden zu erfreuen. Zu arbeiten . . . zu spielen . . . zu leben . . . zu lieben . . . mit der Sie wie ein Gespenst verfolgenden Angst wegen Bruch aus Ihren Gedanken verscheucht! Es gibt buchstäblich **Tausende** von Bruchleidenden, die in dies Reich des „wiedergewonnenen Paradieses" eingetreten sind. Warum nicht auch Sie? Ein weiser Mann sagte: „Nichts ist unmöglich auf dieser Welt" — und es ist wahr, denn wo andere Fehlschläge hatten, haben wir in vielen Fällen unseren größten Erfolg gehabt! Sogar Aerzte — tausende von ihnen — haben für sich und ihre Patienten bestellt. Wenn Ihr Fall nicht absolut hoffnungslos ist, dann **verzweifeln Sie nicht.** Der untenstehende Kupon bringt Ihnen unser **freies** Buch über Bruch in einfachem Kuvert. Schicken Sie den Kupon jetzt ein.

Patentiertes Luftkissen hilft der Natur, die Oeffnung zu schließen

Bedenken Sie! Hier ist eine staunenerregende, jedoch einfach wirkende Erfindung, die der Natur hilft, die Oeffnung zu schließen — die den Bruch sicher aber mit sanftem Druck hält, bei Tag und bei Nacht, bei der Arbeit und beim Spiel! Tausende von Briefen drücken den herzlichen Dank aus für die Erfolge, welche die Schreiber derselben wider Erwarten hatten. Was ist diese Erfindung? Wie arbeitet sie? Wird sie mir helfen? Erfahren Sie die ganzen, faszinierenden Tatsachen über Brooks automatischen Luftkissen-Bruchapparat — schreiben Sie jetzt um freies Buch über Bruch.

Billig — Sanitär — Bequem

Reich oder arm — **jeder** kann es sich leisten, diese bemerkenswerte **billige** Bruch-Erfindung zu kaufen! Aber hüten Sie sich vor Nachahmungen und Fälschungen. Das echte Brooks Luftkissen-Bruchband wird nirgends in Läden oder von Agenten verkauft. Ihr Brooks Bruchapparat wird hergestellt, nachdem Ihre Bestellung eingelaufen ist, damit er für Ihren besonderen Fall paßt. Sie kaufen direkt für den billigen „Hersteller-zum-Gebraucher" Preis. Der vervollkommnete Brooks ist sanitär, leicht, unauffällig. Hat keine harten Polster, die schmerzhaft ins Fleisch drücken. Keine steifen, schmerzbringenden Federn, kein Metallgürtel, der rosten kann. Bringt himmlischen Komfort und Sicherheit — während das automatische Luftkissen stetig arbeitet auf seine eigene und eigenartige Weise, um der **Natur zu helfen, Resultate zu bringen!** Finden Sie aus, was diese patentierte Erfindung für Sie bedeuten kann — schicken Sie schnell den Kupon.

Wird auf Probe geschickt!



C. E. Brooks, Erfinder

Nein . . . bestellen Sie jetzt keinen Brooks — erfahren Sie **zuerst** die volle Erklärung über diese weltberühmte Bruch-Erfindung. **Dann** entscheiden Sie, ob Sie den Komfort — die Freiheit von Angst und Sorge — die Sicherheit — dieselben erstaunlichen Erfolge wie tausende von Männern, Frauen und Kindern berichtet haben, haben wollen. Unsere Erfindung war ihnen die Antwort auf ihre Gebete! Warum nicht auch für Sie? Und Sie riskieren nichts, da der komplette Apparat **auf Probe geschickt** wird. Sicherlich schulden Sie es sich selbst, diese kein Risiko enthaltende Probe einer Untersuchung zu unterziehen. Schreiben Sie um die Tatsachen heute — beeilen Sie sich! Alle Korrespondenz absolut vertraulich.

Frei! Neuestes Buch über Bruch erklärt alles!

In einfachem Umschlag Ihnen zugeschickt

Schneidet nur den Kupon aus und schickt ihn ein →

BROOKS APPLIANCE CO., 41 State St., Marshall, Mich.

Beweis!

Lesen Sie diese Briefe über Fälle von reduzierbarem Bruch.

(In unseren Files zu Marshall, Mich., haben wir über 33,000 Dankesbriefe, die uns ohne unser Ersuchen und ohne irgend welche Zahlung dafür zugeschickt wurden.)

Brooks gefällt am besten

„Kaufte 1933 einen Ihrer Bruchapparate, trug ihn ein Jahr Tag und Nacht; letzten Dezember legte ich ihn beiseite. Der Bruch hat mich nicht mehr belästigt. Versuchte viele andere ohne Erfolg, bis ich einen Brooks kaufte." J. B. McCarter, Rte. 2, Box 104, Oregon City, Ore.

„Springt herum und spielt"

„Mein Sohn trägt seit über einem Jahr den Apparat nicht mehr. Er trug einen 10 Jahre lang und ich bin dankbar, daß er ihn jetzt beiseite gelegt hat. Er ist 12 Jahre alt, springt und spielt wie alle Knaben und hat nie Sorgen um den Bruch." Mrs. M. George, Route 1, Box 103, Cumberland, Md.

Schicken Sie diesen Kupon jetzt!

BROOKS APPLIANCE CO.,
41 State St., Marshall, Michigan.

Ohne Verpflichtung, schicken Sie mir bitte Ihr **freies Buch** über Bruch, **Beweis** von Erfolgen und **Probe-Offerte** — alles in einfachem Umschlag.

Name ....

Straße ....

Stadt.................. Prov.........

Angeben ob Mann.... Frau.... Kind....

Wo sind die Ochsen?

Erzählt von W. Kemter

1.

Im Hinterzimmer des „Goldenen Stern" saß der löbliche Gemeinderat von Kiefersbach beisammen und beriet über das Wohl und Wehe der Gemeinde.

Oben an der Spitze dräute des Gemeindeoberhauptes, des Wolfnerbauern, wuchtige Gestalt, neben ihm führte der spindeldürre Gemeindeschreiber Ignaz Zapfinger das Protokoll, an die beiden reihten sich die übrigen acht Ausschußmitglieder, durchwegs lauter größere Bauern. Vor jedem, mit Ausnahme des Schreibers, dessen magerer Lohn dies nicht zuließ, stand eine Halbliterflasche voll des süffigen Ueberetscher-Weines, den man weit und breit nirgends so gut trank wie beim Sternenwirt in Kiefersbach. Selbstverständlich qualmte jeder der Räte aus einer Pfeife.

„Alsdann," sprach der Wolfnerbauer sich rekkend, „dös hätten wir wieder amal! Hast g'schrieben, Zapfinger?"

„Fertig!" beeilte sich der Schreiber.

„Nachher kämen wir zum letzten Punkt der Tagesordnung: Freie Anträge. Wer hat no was?"

„I!" rief der Meßmerbauer.

„Der Meßmerbauer hat's Wort! Mach's aber kurz, wir möchten no' a bissel spielen vor dem Nachtessen. Liesel!" rief er der eintretenden Kellnerin zu, „bring' die Karten!"

„Himmelsternelement!" begann der Meßmerbauer und schlug mit seiner haarigen Faust auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser zu tanzen anhuben.

„Fluch' nit!" rief der Vorsteher, „sonst wirst Du in Dei'm Leben nit fertig."

„Alsdann hätt' i vorzubringen," fuhr der Bauer etwas gemäßigter fort, „daß mir die letzten Tag mein Haushund weg'kommen ist. Der schönste Hund im ganzen Dorf ist's g'wesen."

„Oho!" unterbrach ihn der Bäck mit seiner schrillen Stimme. „Was schönster Hund! Dein Tyras ist a Schmarren gegen meinen Pluto!"

„Halt's Maul, Bäck!" donnerte der Vorsteher, „der Meßmer hat ja g'sagt: ist's g'wesen, jetzt wird's Dein Hund sein."

Da schwieg der Bäck verblüfft und schielte ein bißchen zum Vorsitzenden hinauf. Denn man wußte nie recht, war es dem ernst oder hielt er einem zum Narren.

Der Meßmerbauer aber, ohne den seinen verschwundenen Hund beleidigenden Einwurf des Bäckers zu beachten, fuhr fort: „Spurlos verschwunden ist dös Tier, das so wachsam und zugleich so scharf g'wesen ist, daß es koa Mensch nit angreifen oder gar hätt' einfangen können. Jetzt frag' i, wo ist der Hund denn hin'kommen? Ah, dös ist wohl koa Zweifel, i mach' a G'wett, daß dös schöne Tier oben in der Burg von den zwei Malefizhalunken g'fressen worden ist. Dös sind die einzigen, die alle Teufelskünst verstehen und auch die Mittel haben, den schärfsten Hund so zahm zu machen, wie a Schaf. A Schand und a Spott ist's für's ganze Dorf, daß wir da oben in dem alten Gemäuer, wo sonst nur Eulen und Fledermäus hausen, so zwei Gauner dulden, die was koa ehrliche Arbeit haben und doch ganz fidel und vergnügt leben. Wovon, wann i wieder fragen darf? Vom Schmuggeln, Stehlen und vom Leutbetrügen, von nix anderem, verstanden! Außi mit dem Glichter aus dem Dorf! Sie spotten schon im ganzen Kreis über die Burgherren von Kiefersbach und recht haben die Leut'. So a Affenschand ist ja auch nur bei uns möglich!"

Der Meßmerbauer hatte sich in eine immer größer werdende Wut hineingeredet und zum Schluß förmlich gebrüllt.

„Nit so laut!" mahnte erschreckt der lange, kropfige Hieblerhofer, der ebenso geizig wie furchtsam war. „Die Wänd' haben Ohren und die beiden Burschen könnten sich rächen."

„Ach was, Du Hasenfuß," lachte der Meßmerbauer geringschätzig, „fürchtest Du die Lumpen, i nit! Alsdann, Ihr habt gehört, was i g'sagt hab', es ist höchste Zeit, daß wir der Schweinerei a End' machen."

„Aber — aber," meinte nun der Oberhofer hastig, „wir sind im Dorf doch auch schon manchmal froh g'wesen um den Hans und den Peter. So manches Roß und manche Kuh hätt' nimmer g'rettet werden können, wenn nit die beiden g'holfen hätten. Und für die Leut' wissen sie auch allerhand heilkräftige Sachen."

„Und zum Schmuggeln sind s' a gut zu brauchen," fuhr der Meßmerbauer höhnisch dazwischen.

Der Vorsteher hatte die hitzige Debatte mit keinem Wort unterbrochen. Jetzt fragte er ruhig und kalt: „Stellst Du einen Antrag, Meßmer?"

„Jawohl," rief dieser, „dös tu' i! I bean-

trag', daß die beiden Tagdieb', Hundefresser und Hexenkünstler aus unserer G'meind für immer und ewige Zeiten abgeschafft werden, dös beantrag' i!"

„Ihr habt's den Antrag vom Meßmerbauern g'hört," sprach der Vorsteher, „alsdann laß' i d'rüber abstimmen. Wer dafür ist, soll aufstehen!"

Wie ein Pfeil schoß der Meßmerbauer in die Höhe, aber — er blieb allein auf weiter Flur, kein zweiter erhob sich von den Räten. Die hatten gerade alle mit ihren Pfeifen zu tun, die gar nicht brennen wollten, offenbar war der Tabak nicht recht trocken, darüber hatten sie das Aufstehen ganz vergessen.

zwei Kartenspiele mit Kreide, Tafeln und Schwämmen und wenig später hatten die Ratsherren von Kiefersbach den Zwischenfall vergessen.

Ignaz Zapfinger aber packte Schriften und Protokoll zusammen, warf noch einen begehrlichen Blick auf die mit feurigem Weine gefüllten Literflaschen, die eben auffuhren, grüßte dann und huschte lautlos wie ein Gespenst aus der Stube. Keiner der Bauern hatte ihn noch mit einem Blick gewürdigt.

„Der Schafskopf," brummte der Vorsteher zu seinem Nachbarn, dem Stockerbauer, „könnt' uns mit seinem blöden Antrag die ganze G'schicht verderben."



„Ah so seid Ihr g'sotten, a nette G'sellschaft da beisammen, jetzt weiß i meinen Teil! Pfui Teufel!"

Schon sprach der Vorsteher: „Der Antrag ist gefallen. Damit schließe ich die Sitzung!"

Der Meßmerbauer aber starrte weiß wie die Wand vor Wut auf seine Mitbürger, die ihn in einer mehr als gerechten Sache so jämmerlich im Stiche gelassen hatten, und kreischte endlich zornbebend: „Ah so seid Ihr g'sotten, a nette G'sellschaft da beisammen, jetzt nachher weiß i meinen Teil! Pfui Teufel!"

Riß den Hut vom Nagel und stürmte ohne Gruß zur Türe hinaus.

Im gleichen Augenblick aber brachte Liesel

Der Stockhofer nickte und meinte dann besorgt: „Was meinst, wird es g'lingen?"

„Selbstverständlich, gar kein Zweifel, kannst Dich drauf verlassen, wenn die zwei was übernehmen, nachher geht's. Billig sind sie nit, aber es schaut was heraus. Alsdann, wer gibt?"

2.

Kiefersbach lag anmutig in einem Hain von Obstbäumen vergraben inmitten eines Talkessels. Rings erhoben sich waldbesetzte Höhen, die sich gegen Norden bis zur Landesgrenze zogen. Auf

einem Felsvorsprunge, gerade über dem Dorfe standen die spärlichen Ueberreste einer ehemaligen Ritterburg, die einstens gar stolz und trotzig in die Lande geschaut hatte. Immerhin war vom ehemaligen Bergfried noch so viel übrig, daß sich da oben mit Brettern und Dachpappe noch ein ganz wohnliches Gelaß hatte herstellen lassen. Dort hausten ganz allein der Hans und der Peter, zwei Burschen, verwittert und verwegen, gefürchtet und — gesucht.

Als infolge der großen Preis- und Währungsunterschiede der beiden angrenzenden Länder, sowie der verschiedenen, streng durchgeführten Ein- und Ausfuhrverbote der Schmuggel von toten und lebenden Waren zur höchsten Blüte gedieh und für Leute, die dieses Handwerk trieben, goldene Zeiten anbrachen, da waren Hans und Peter eines Tages in Kiefersbach aufgetaucht, hatten vom Vorsteher die Erlaubnis bekommen, sich in der Ruine häuslich einzurichten und wurden um diese Wohnung von niemand beneidet, denn, so behaupteten die alten Kiefersbacherinnen, da oben spuke es gewaltig und die Geister der in den Bauernkriegen erschlagenen Ritter hätten bis heute noch keine Ruhe gefunden. Und tatsächlich gab es im ganzen Dorfe auch unter der männlichen Bevölkerung nur wenige, die sich um Mitternacht da hinauf getraut hätten.

Woher Hans und Peter gekommen waren, das wußte kein Mensch und fragte auch keiner. Sie waren eben eines Tages da und bald vielen unentbehrlich, vor allen jenen, die vom goldenen Regen des ungesetzlichen Warenüberschiebens auch etwas haben wollten. Aber sie wußten auch allerhand nützliche Dinge, bewährte, alte Hausmittel für krankes Vieh und kranke Menschen, sie besorgten Gifte für Ratten und Feldmäuse und dergleichen Sachen, für die es immer Abnehmer gab. Ein Teil der Kiefersbacher allerdings, besonders die frommen Seelen, zu denen auch der Meßmerbauer gehörte, betrachtete die beiden Burschen mit scheelen und mißtrauischen Blicken und raunten sich so Verschiedenes zu. Erstens einmal konnte hinter Menschen, die so gotteslästerlich fluchten, nichts Gutes stecken und zweitens — Tatsache war, die beiden arbeiteten nicht und lebten doch wie Fürsten. Tranken am hellichten Werktage Wein aus Literkrügen und aßen Braten, sogar an Fasttagen.

Dazu kam, daß das einemal ein fettes Schaf, ein anderesmal ein wohlgenährter Gockel, ein Schweinchen, sogar ein Hund über Nacht verschwanden, ohne daß die Bestohlenen eine Spur von den Dieben fanden. Das war früher in Kiefersbach nie vorgekommen, kein Wunder also, daß sich die Gegner der Burgherren so manches reimten, aber beim Großteil der Mitbürger, wie auch die Gemeindeausschußsitzung neuerlich bewiesen hatte, keine Unterstützung fand. Schließlich war kein bloßer Verdacht noch kein Beweis, und wenn wir ehrlich sein wollen, die Mehrzahl der Kiefersbacher fürchtete die unheimlichen und sicher zu allem fähigen Burgherren genau so, wie ihre Vorfahren einst, als sie noch Hörige gewesen waren, vor den damaligen Rittern von Kiefersbach gezittert hatten. Denn wie diese einst jede Unbotmäßigkeit mit Schwert und Galgen bestraften, konnten die beiden sich mit einem brennenden Holzscheit in dunkler Nacht oder anderen Teufelsmitteln, an denen Vieh und Menschen erkrankten, rächen. Das war die Meinung.

Um dieselbe Zeit, da im „goldenen Stern" der Gemeindeausschuß tagte, waren Hans und Peter in ihrer Burg. Durch geschickte Ausnützung der vorhandenen Mauern, die mit Dachpappe bekleideten Brettern überdeckt und deren Risse mit Mörtel ausgebessert wurden, war ein ziemlich großer, vor Wind und Wetter wohl geschützter Raum entstanden, der mit einer festen Holztüre mit wuchtigem Riegel von der Außenwelt abgesperrt werden konnte. In zwei Ecken standen Pritschen mit Laubsäcken und Wolldecken, in der dritten ein Eisenofen, auf dem auch gekocht werden konnte, dessen lange Röhre den Rauch durch eine alte Schießscharte ins Freie führte. An der Wand hingen Hüte, Kleider, Rucksäcke, lehnten derbe Stöcke; ein Kasten, Tisch und Stühle vervollständigten die sehr einfache Einrichtung. Durch ein Mauerloch neben dem Ofen gelangte man in einen zweiten, kleineren Raum, der als Vorratskammer diente.

Hans und Peter waren zwei sehnige, übermittelgroße Gestalten, mit scharfen, hageren, etwas verlebten Gesichtern und unsteten, stechenden Blikken. Die unverkennbare Aehnlichkeit miteinander verriet wohl, daß sie Brüder seien. Ihr Aeußeres vermochte kein großes Vertrauen zu erwecken, eher das Gegenteil.

Hans lag auf seiner Pritsche und rauchte ein kurzes Pfeifchen, einen sogenannten Nasenwärmer, während Peter am Tische saß und ein Loch in seinem Wetterkragen zuflickte.

„Höllteufel," fluchte er dabei, „bald hätt' i dös Loch in meinem Fell g'habt. Der verdammte Grashopfer hat's gut gemeint gehabt. Ueberhaupt, Hans, die G'schicht wird brenzlig, dös kann i Dir scho' sagen! Am Teufelsweg spionieren sie a schon herum, wird nit lang gehen und sie haben ihn g'funden. Nimmt mich eh' Wunder, daß so viel Grenzwächter so einen breiten, bequemen Uebergang nit wissen. Aber freilich, er liegt schon damisch versteckt und nit grad vor der Nasen. Schad' drum! Wenn die Dummköpf' wüßten, was wir dort alles hinüber gebracht haben, in stillen Nächten, während sie ganz wo anders paßten."

Er lachte vor sich hin und auch Hans verzog sein Gesicht zu einem satanischen Grinsen.

Da schlug ein im Raum angebrachtes, kleines Glöcklein an. Zwei Minuten später klopfte es an der Türe, dreimal hintereinander.

„Ah, der Zapfinger!" sprach Hans, erhob sich, schob den Riegel zurück und öffnete.

Im nächsten Augenblick huschte des Gemeindeschreibers zaundürre Gestalt ins Zimmer. Hans schloß hinter ihm die Türe wieder und setzte sich nun auch zum Tische, an dem auch Ignaz Zapfinger Platz genommen hatte.

„Was gibt's Neues, Herr Magistratsdirektor?" fragte Hans und gab dem Angeredeten einen freundschaftlichen Puff in die Seite, daß er fast unter den Tisch gefallen wäre.

Als das Schreiberlein sein Gleichgewicht wieder hergestellt hatte, antwortete er: „I komm' g'rad von einer Ausschußsitzung."

„Was ist los?" riefen beide Burschen.

„Nix b'sonders, nur am Schluß hat sich der Meßmerbauer noch gewaltig über Euch aufgeregt."

„Ueber uns?"

„Er behauptet, Ihr hättet ihm seinen schönen Hund gestohlen und aufgegessen."

„Was!" entrüsteten sich die beiden, „was glaubt der Aff, wir essen Hundefleisch, so a Tepp! Da brodelt schon was Besseres in unseren Pfannen. Pfui Teufel, Hundefleisch! Aber Fett hat er g'habt, dem Meßmer sein Hund, damisch viel, und der Kurpfuscher in Oberegg zahlt gut fürs Hundeschmalz."

„Zum Schluß," fuhr der Gemeindeschreiber fort, „hat der Meßmer Eure Ausweisung aus der Gemeinde beantragt."

Hans und Peter sprangen von den Sitzen auf.

„Dös hat er g'wagt, der Hund!" brüllte Hans in heller Wut.

„Und?" fragte Peter gespannt.

„Er ist nobel unter den Tisch gefallen mit seinem Antrag. Kein Einziger hat dafür gestimmt."

Hans und Peter lachten spöttisch auf und setzten sich wieder.

„Hätten 's ihnen nit anders g'raten," höhnte Hans, „den Mandern; da wär's ihm schlecht 'gangen, dem ganzen Gemeindeausschuß von Kiefersbach. Sauber hätten wir den hineingetunkt!"

Sie lachten aus vollem Halse und auch Ignaz Zapfinger grinste vergnügt.

„So, der Meßmerbauer, schau, schau, a heller Kopf ist er, vielleicht der hellste von Kiefersbach, aber eintränken werden wir ihm die Gemeinheit doch noch, drauf kann er sich verlassen."

Wieder ertönte das Glöcklein.

„Zapfinger, verzapf' Dich!"

Ein wirklicher Genuss!

Drehen Sie Ihre eigenen Zigaretten mit diesem großartigen Zigarettentabak. Hergestellt und garantiert von Canadas ältesten Tabak-Fabrikanten. Blatt von feinster Qualität, speziell bearbeitet auf Aroma und mildes Rauchen.



TUCKETTS FEINSCHNITT

Auch 10-Cent Päckchen

Lautlos schlüpfte der Schreiber in das dunkle Nebengelaß, gleich darauf klopfte es.

„Wer ist draußen?"

„I bin's!"

„Wer I?"

„Der Toni."

„Warum sagst denn dös nit gleich?" rief Hans öffnend. „I gibt's Millionen auf der Welt."

Ein älterer Mann, der Oberknecht des Vorstehers, betrat den Raum.

„An schönen Gruß vom Vorsteher und Ihr sollt's heut' Nacht um halb zehne kommen, Ihr wißt schon wohin."

„dös ist der reichste Mann in Aulendorf und weit im Umkreis jenseits der Grenz'. Der hat Geld wie Heu und er kauft immer nur das schönste Vieh."

Hans begann aufzutischen, Speck, Wurst, Käs und Brot, dazu brachte er aus dem Verschlage noch einige Flaschen Bier und eine große Flasche Schnaps.

„Greif zu, Du höchster Beamter von Kiefersbach," lud Peter den Gast ein und das halbverhungerte Schreiberlein ließ sich nicht zweimal bitten. Mit einer unheimlichen Gier schlang es die größten Bissen hinab, sodaß es einem wun-



„Greif' zu, Du höchster Beamter von Kiefersbach!" lud Peter den Gast ein, und das halbverhungerte Schreiberlein ließ sich nicht zweimal bitten.

„Alles in Richtigkeit, wir kommen!"

Kaum war der Knecht gegangen, tauchte Ignaz Zapfinger wieder auf.

„Was will der Dorfhäuptling, Du Tagblatt von Kiefersbach?" fragte Hans den Schreiber.

Der zuckte die Achseln.

„Kann's nit genau sagen, aber denken kann i's mir, der Heubacher von Aulendorf ist nämlich gestern beim Vorsteher gewesen."

Die beiden Burschen warfen sich einen vielsagenden Blick zu.

„Ah, der Heubacher, nachher geht was in den nächsten Nächten, möcht' wetten drauf!" rief Peter.

Sein Bruder und der Schreiber nickten.

„Ja, ja, der Heubacher," meinte Zapfinger,

dernehmen mußte, wo das zaundürre Gestell diese Mengen unterbrachte.

Dann saßen die drei, und während Hans und Peter schweigsam rauchten, erstattete Zapfinger über allerhand Vorgänge im Orte Bericht, wofür er sich auf der Burg immer Trunk und Essen verdiente...

3.

Es hatte kaum vom Kiefersbacher Kirchturme halb zehn geschlagen, da lösten sich vom nahen Walde zwei Gestalten und schritten über die Wiesen dem nächsten Hofe, dem Stockergute, zu. Es waren Hans und Peter. Als sie das Haus erreicht hatten, öffnete sich dessen Hintertüre, wie

von Geisterhand geführt, und die beiden Burschen verschwanden im Innern.

In der geräumigen Wohnstube, deren Fensterläden gut und sorgfältig verschlossen waren, sodaß kein Schein des Lichtes ins Freie dringen konnte, saßen der Vorsteher von Kiefersbach, der Oberhofer, der Hieblerbauer, der Sternenwirt, der Back und der Hausherr selbst.

„Guten Abend beisammen!“ grüßten Hans und Peter und setzten sich auf einen Wink des Vorstehers auch an den großen, runden Tisch.

„Sind wir allein, Stocker?“ fragte der Vorsteher.

Ist alles im Bett, kannst ruhig sein,“ erwiderte der Bauer.

„Alsdann,“ begann der Vorsteher zu Hans und Peter gewendet, „wir hätten wieder so einen kleinen Viehtransport nach auswärts. Wollt Ihr ihn übernehmen?“

„Kommt ganz darauf an, ob sich was verdienen läßt,“ sprach Peter.

„Zahlt wird gut!“

„Was soll's sein?“

„Sechs Ochsen. Jeder von uns liefert einen.“

„Zum Heubacher nach Aulendorf?“

„Richtig erraten.“

„Also über die Grenz'. Natürlich sollen die Viecher verzollt werden?“

„Ist klar,“ lachte der Vorsteher und die anderen lachten mit.

„Was bietet Ihr?“

„Zwanzig Mark für's Stück.“

„Hm, hm, was meinst, Hans?“

„Ist z'wenig, mein' i.“

„Na, hört's,“ rief der Vorsteher, „mehr haben wir noch nie 'zahlt und 120 Mark verdienen in einer Nacht sozusagen, das ist wohl genug!“

„Meinst Du, Vorsteher. Es handelt sich nit bloß um eine Nacht, dös weißt Du ganz gut, und 's Zuchthaus riskieren wir a no'. Ueberhaupt, so viel verdienen der Hans und i wirklich in einer Nacht, wenn wir a paar Kilo Sacharin 'nüber nehmen. Und das werdet Ihr denn doch zugeben, daß dös leichter und besser z'machen ist, wie sechs lebendige Ochsen, solche Mordstrümmer, wie Ihr sie habt, zu schwärzen.“

Da konnten die Bauern allerdings nichts dagegen sagen. Sechs lebendige Ochsen und einige Kilo Süßstoff, die gut in einem Ruckſacke zu tragen waren, das war wohl ein Unterschied.

„Was verlangt Ihr?“

„300 Mark bar bei Uebernahme.“

„Zweihundert,“ bot der Vorsteher.

Es wurde noch eine Weile hin- und hergefeilscht, schließlich aber einigte man sich auf 240 Mark.

Pertussin

Von Aerzten seit über 30 Jahren verschrieben

Für jeden Husten, Bronchitis, Bronchial-Asthma und Keuchhusten

Vernachlässigen Sie niemals einen Husten. Er mag zu einer ernsten Krankheit ausarten. Vertreiben Sie den Husten sofort mit PERTUSSIN. Sehen Sie zu, daß Sie immer eine Flasche dieses Mittels zu Hause haben. **In allen Drogerien zu haben.**

Reguläre Flasche 57c; Familien-Flasche $1.35

„Wann soll's sein?"

„Diese Woche noch."

„Gut, also dann übermorgen! Um halb zwölf in der Nacht müssen die Tiere beim rauhen Graben oben gestellt sein. Ein Bündel Heu hat jeder mitz'bringen, dös wißt Ihr ja."

„Schon recht, also die Sach' ist abgemacht."

Mit Handschlag und einem folgenden ausgiebigen Trunke wurde die große Ochsenschiebung besiegelt . . .

4.

Die zweitfolgende Nacht war stürmisch und regnerisch, eine Schmuggelnacht, wie man sie nicht besser hätte wünschen können.

Eine halbe Stunde von Kiefersbach entfernt, tief im Walde, der sich gegen die Grenze hinzog, war der rauhe Graben. Ein Wildwasser hatte sich hier tief in den Berg hineingefressen und da an den steilen Rändern fortwährend Erdabrutschungen stattfanden, daher dort weder Baum noch Strauch, kaum ein paar unscheinbare Gräslein gediehen, hatte der Volksmund dieser Stelle den Namen rauher Graben gegeben.

Als erster kam der alte Toni, der Knecht des Vorstehers, der einen riesigen Ochsen brachte. In kurzen Abständen folgten die anderen fünfe mit ihren Tieren.

„Ein höllisches Dreckwetter!" fluchte der Oberhofer, sich schüttelnd, daß die Tropfen nur so herumspritzten.

„Aber für uns wie geschaffen," lachte der Bäck, „denn bei dem Wetter werden die Grenzer wohl auch unter Dach bleiben, und die Ochsen kommen sicher hinüber."

Die festgesetzte Stunde war vorüber, Hans und Peter ließen sich aber noch nicht sehen. Allein die Männer mußten nicht lange warten, dann hörten sie Schritte durch den Hohlweg heraufkommen und wenig später erschienen die beiden Burschen in weite Wetterkrägen gehüllt, mit hochgezogenen Kapuzen. Auch sie trieben ein Tier. Im Dunkel konnten die Männer nur erkennen, daß es ein kräftiger Stier war.

„Ah," lachte der Oberhofer verständnisvoll, „Ihr bringt a no was."

„Wir haben noch a Nebenfracht bekommen," grinsten die zwei.

Nachdem der Oberhofer an Stelle des Vorstehers, der nicht selbst gekommen war, den ausbedungenen Schmuggellohn ausbezahlt hatte, meinte er: „Jetzt möcht' i eigentlich nur wissen, wie Ihr, Teufelskerle, die sieben Viecher hinüberbringt?"

„Wird schon gehen," brummte Hans voll Ruhe, und begann mit Hilfe der anderen Männer, die auch schon um diese Stunde am rauhen Graben gewesen waren, die Vorbereitungen. Sämtlichen Tieren wurden die Klauen mit Hadern gut umwickelt und immer je zwei Ochsen zusammengebunden.

„Gut ist's," sprach Peter befriedigt, „nachher kann's losgehen! Jetzt fahren wir mit dem Vieh bis zum Klosterwald. Bei der Holzhütte, die dort steht, binden wir die Tiere an, nehmen zwei Stück und bringen sie durch den Teufelsweg über die Grenz' hinüber. Dort kennen wir an sicheren Ort, wo wir das ganze Viehzeug verstekken können, daß es kein Grenzer findet, und holen so nach und nach alle. Dreimal müssen wir heut' den Gang machen und es wird schon grauen, bis wir fertig werden. Macht aber nix, wir haben dös schon öfters getan. Den morgigen Tag über bleiben wir in dem Versteck, und wenn's dunkel wird, geht's auf Aulendorf zu."

„Ihr Sappermenter," lachte der Sternenwirt, „dös ist schon eine höllisch gut ausgedenkte Sach'! Na fahrt's zu und Glück auf den Weg!"

„Laßt die Kiefersbacher schön grüßen," grinste Peter, dann setzte sich der Zug in Bewegung. Hans mit dem Stiere voran, hinter ihm trieb Peter paarweis die sechs Ochsen. Bald waren sie im Dunkel verschwunden.

„A g'wagte G'schicht ist's doch!" brummte der Hieblerhofer, als sie sich wieder dem Dorfe zu wandten.

„Würd's auch sonst koa Mensch machen, wie nur die zwei. Aber was die alles schon hinüber'bracht, frag' den Toni!"

Der alte Knecht nickte.

„Hundert lebendige Stück und a paar hundert Häut' langen nit," bestätigte er. „Die haben a schweres Geld verdient mit dem Schwärzen, freilich andere a, die Preis' sind drüben viel höher wie bei uns."

„Warum sollen wir Bauern unser Sach' verschenken," meinte der Oberhofer, „wären Narren, wenn wir's täten . . ."

5.

Kaum brach nach dieser Nacht der Morgen in Kiefersbach an, da gab es beim Meßmerbauern einen Mordsspektakel. Als die Knechte zum Füttern in den Stall gingen, fanden sie die Türe gegen die Straße nur angelehnt und nach kurzem Schauen entdeckten sie das Ungeheure, Unerhörte, der schöne Zuchtstier, der schönste seiner Art im ganzen Kreise, für den man dem Besitzer schon eine schöne Summe geboten hatte, war verschwunden.

Dem Bauer blieb vor Schreck das Wort im Munde stecken. Dann rannte er in Unterhosen und Pantoffeln in den Stall, tat trotz seiner frommen Gesinnung einen gräßlichen Fluch, stürmte ins Haus zurück, fuhr in Hosen und Rock und eilte spornstreichs, damit ja keine Zeit verloren

gehe, zum Gendarmerieposten, wo er die Anzeige erstattete.

Eine halbe Stunde später wußte es das ganze Dorf.

Der Sternenwirt kam ganz blaß im Gesicht zum Vorsteher.

„Hast es schon g'hört, Franz? Das Tier, das die beiden noch extra mit'bracht haben, ist dem Meßmer sein Stier g'wesen. In der Dunkelheit haben wir nit so drauf g'achtet, überhaupt nit an so was denkt. Außerdem hat der eine g'sagt, sie hätten noch a Nebenfracht erhalten."

„Die Lumpenhund'," knirschte der Vorsteher, „da könnten wir in a schöne G'schicht hineinkommen! Der Meßmer ist schon beim Wachtmeister g'wesen. Zum Schluß heißt's: Mitgefangen, mitgehangen! Wir müßten für den Diebstahl a no' einstehen. Die Lumpenhund, die elendigen!"

„Was sollen wir tun?" fragte der Sternenwirt ganz erschreckt.

„Tun, gar nix! 's Maul halten und fein still sein!" antwortete der Vorsteher.

— — — —

Der starke Regen war den Dieben günstig gewesen, er hatte ihre Spuren so vollständig verwischt, daß nicht der leiseste Anhalt zu einer Verfolgung gefunden wurde. Auch das Herumtelephonieren in den Nachbargemeinden hatte keinen Erfolg, der Stier war nirgends gesehen worden. Der Meßmerbauer jammerte und schimpfte in einem Atem. Dem Wachtmeister gegenüber hielt er mit seinem Verdachte, daß die beiden Gauner oben auf der Burg wieder mit im Spiele seien, nicht zurück und der Beamte war dann auch mit einem seiner Leute gleich hinaufgestiegen, hatte aber zu seinem nicht geringen Staunen das Nest vollkommen leer gefunden. Wohl war die einfache Einrichtung und einiger wertloser Plunder noch da, aber sonst war die Bude vollkommen



Die fünf Bauern rasten vor Wut, sie schoben alle Schuld auf ihr Gemeindeoberhaupt.

ausgeräumt. Nun schien es auch dem Wachtmeister, daß des Meßmerbauern Verdacht begründet sein könnte, und es galt vor allen Dingen, der beiden Burschen habhaft zu werden. Voraussichtlich würde dann auch der Stier zum Vorschein kommen. Allein das war leichter gedacht, als getan. Alle Bemühungen blieben umsonst, der Stier schien mitsamt seinen Entführern wie vom Erdboden verschwunden.

Diesmal kamen der Oberhofer und der Hieblerbauer in heller Aufregung zum Vorsteher.

„Weißt Du schon das Neueste?" fragten sie. „Da oben in der Burg sieht's aus, als ob die beiden Spitzbuben auf Nimmerwiedersehen davon

wären. Sind am End' die Ochsen auch hin! Vorsteher, Du bist uns verantwortlich, Du hast den Handel mit dem Heubacher und den Schmuggel mit den beiden vermittelt!"

So schrien die beiden Bauern auf den armen Vorsteher ein, der bald nicht mehr recht wußte, wo ihm der Kopf stand.

„Hört's auf," rief er endlich, „macht's doch koan solchen Lärm oder wollt Ihr, daß es das ganze Dorf, natürlich auch die Finanzer, hören. Nachher könnt Ihr blechen, daß Euch die Schwarten krachen. Seid's nur ruhig, der Hans und der Peter sind keine Engel, aber a solche Lumperei machen sie nit, sie verdienen eh g'nug an der G'schicht. Den Stier freilich werden sie auf dem Gewissen haben, aber der Meßmer ist selbst schuld daran, warum hat er sich die zwei zu Feinden gemacht. Ueberhaupt, dös geht uns nix an, wir wissen nix und haben a nix g'sehen. Punktum! Uebermorgen wird der Heubacher kommen und die Ochsen zahlen. Wenn dann die beiden nimmer z'rückkehren, und i denk, es wird fast so sein, ist's eh' ganz gut, wär' doch nix mehr z'machen mit ihnen, wir sind sie dann auf gute Art los. Dem Meßmer aber, wie g'sagt, geschieht ganz recht, warum hat er immer a andere Meinung."

Damit gaben sich die beiden Bauern vorläufig zufrieden.

„Millionenteufel," brummte der Hieblerbauer zum Oberhofer, wie sie vom Vorsteher weggingen, „wenn nebst den 40 Mark, die jeder als Schmuggelgeld gezahlt hat, no' die Ochsen hin wären, g'rad naarisch könnt' i werden."

Der gute Mann ahnte nicht, daß noch viel, viel mehr hin war.

Der Heubacher von Aulendorf kam zwar nicht am erwarteten, wohl aber am übernächsten Tage. Allein er brachte dem Vorsteher kein Geld, sondern die Frage:

„Wo sind die sechs Ochsen?"

Da gab es dem Vorsteher einen Riß. Es schien ihm, als wanke der Boden unter seinen Füßen und er mußte nach einem Halte greifen. Daß er noch viel fragte, war nicht nötig, er ahnte alles und durchschaute mit einem Male die ganze, groß angelegte und wohlgelungene Gaunerei und wußte zugleich, daß sie alle vollständig ohnmächtig waren. Sie konnten ja die Anzeige gar nicht erstatten, sonst saßen sie auch mit in der Tinte, und wie. Gerade in letzter Zeit war der Viehschmuggel besonders verboten und mit extra hohen Strafen belegt worden.

Schwer ließ er sich auf einen Stuhl fallen.

„Heubacher," stöhnte er, „dös ist's größte Lumpenstück, das die Welt gesehen hat. Am Mittwoch in der Nacht sind die zwei, Du kennst sie ja, mit den Ochsen den alten Weg über die Grenz'. Vorgestern hätten sie bei Dir sein müssen."

„I hab' weder den Hans noch den Peter noch auch die Ochsen g'sehen. Wo sind die Burschen?"

„Auf und davon mit den Ochsen! Wenn sie erwischt worden wären, hätten 's wir oder Du schon erfahren. Aber das gibt's nit, Heubacher, fahr' heim, hetz ihnen die Polizei auf den Hals, den Schuften! Zwei Leut' und sechs Ochsen werden doch nit so mir nix Dir nix verschwinden können."

Der Heubacher aber lächelte nur.

„Vorsteher, daß mi' der Teufel reiten tät'! Meinst, i steck' meine Hand in die unsaubere G'schicht. Daß i a no' einging, weil i g'schmuggeltes Vieh kauf'."

In diesem Augenblick wurde die Türe aufgerissen und hereinstürmten der Bäck, der Sternenwirt, der Oberhofer, der Hieblerbauer und der Stocker. Sie hatten den Heubacher durchs Dorf fahren gesehen und kamen nun um ihr Geld.

Die Auseinandersetzung, die nun folgte, war den Umständen entsprechend. Die fünf Bauern rasten vor Wut, sie schoben alle Schuld auf ihr



„Meßmer, bist verrückt! Den Stier sollen wir Dir a no' vergüten, ausgeschlossen!"

Gemeindeoberhaupt, das alles vermittelt hatte, und vergaßen aber ganz, daß sie sowohl mit dem Schmuggel wie noch mehr mit dem schönen Verdienste einverstanden gewesen waren. Besonders der geizige Hieblerhofer drohte jeden Augenblick umzuschnappen und Heubacher mußte sich öfters in Mittel legen, es wäre sonst noch zu Tätlichkeiten gekommen. Das Resultat blieb allweil dasselbe, die Ochsen waren futsch, außerdem hatte noch jeder 40 Mark Schmuggellohn zu verschmerzen. Dazu die niederschmetternde Erkenntnis, daß man rein gar nichts tun, daß man den Lumpen nicht einmal nachsetzen konnte, ohne nicht selbst in Teufels Küche zu kommen. Man mußte die einfältigste Miene von der Welt machen, als ob nichts geschehen sei. In heller Wut trennten sich die Bauern, nachdem sie sich die saftigsten Schmeicheleien gründlich gesagt hatten.

Aber es sollte noch besser kommen. Der Meßmerbauer erfuhr die Geschichte, woher, war nicht herauszubringen.

Er gönnte zwar seinen Ratsgenossen, die seinen Antrag damals, die beiden Lumpen auszuweisen, nicht unterstützt hatten, die Niederlage, in Strafe bringen wollte er aber seine Mitbürger doch nicht. Also ging er zum Vorsteher und redete mit ihm in aller Ruhe ein paar freundliche Worte.

Als der Vorsteher verstanden hatte, was der Meßmer von ihm wollte, da sträubten sich ihm die grauen Haare auf seinem viereckigen Bauernschädel.

„Meßmer, bist verrückt! Den Stier sollen wir Dir a no' vergüten, das ist ganz ausgeschlossen!"

Der Meßmerbauer zuckte die Achseln.

„I hab 's gut mit Euch g'meint, Vorsteher, besonders mit Dir. Wenn Ihr nit wollt, nachher muß i der Behörde an Fingerzeig geben. G'rad aus der Welt werden die zwei mit ihren sieben Stück Rindvieh nit sein. Wenn sie erwischt werden, ist's fraglich, ob sie nit aus der Schul' plaudern, dann sitzt Ihr erst recht drinnen. Wenn Ihr mir aber den Stier 'zahlt hättet, wär' i still g'wesen und hätt mi z'frieden geben, obwohl i das schöne Tier eigentlich gar nit verkaufen hab' wollen."

Was blieb dem Vorsteher übrig, ihm ganz besonders. Wenn es aufkam, vor allem, wenn die vorgesetzte Behörde davon erfuhr, daß er als Gemeindeoberhaupt von Kiefersbach sich mit Viehschmuggel abgebe, nicht nur gestraft, sondern mit Schimpf und Schande seines Amtes entsetzt würde er werden. Also mußte er wohl oder übel die Runde bei seinen fünf Leidensgenossen machen und ihnen die neuerliche Hiobsbotschaft überbringen, sie aber auch zur Zahlung zu bewegen suchen. Was er dabei zu hören bekam, übertraf die erste Auseinandersetzung bei weitem. Es waren zwar alle sehr begütert und die neuerliche Zahlung brachte keinen um, aber gerade bei solchen Menschen sitzt das Geld lange nicht so locker wie beim armen Teufel. Der Hinweis des Vorstehers jedoch, daß die unvermeidliche Strafe, abgesehen von der Riesenblamage, mindestens das Doppelte von dem betragen würde, was sie dem Meßmerbauern zahlen müßten, öffnete endlich die Geldsäcke.

Die Kiefersbacher hatten in nächster Zeit reichlich Gelegenheit, zu staunen. Im „goldenen Stern" wurde Getränk und Essen plötzlich teurer, der Bäck schlug auf und der Stocker, der Hiebler und der Oberhofer gingen mit den Milch- und Butterpreisen in die Höhe. Der Vorsteher gönnte sich nicht einmal mehr seine geliebte und gewohnte Zigarre und auch auf den anderen fünf Höfen schien plötzlich eine förmliche Sparwut Platz gegriffen zu haben.

Die Kiefersbacher standen dieser merkwürdigen Erscheinung verständnislos gegenüber, nur der Meßmerbauer wußte warum. Und er erzählte die Geschichte einmal seinem Freunde.

„Sechs vierbeinige Ochsen haben wir jetzt in Kiefersbach weniger," schloß er schmunzelnd, „dafür haben wir sechs zweibeinige mehr!"

Hängen Sie an Ihre Cream-Kanne einen Zettel mit der Adresse:—



MANITOBA CO-OPERATIVE DAIRIES LIMITED

Winnipeg, Brandon, Dauphin, Chatfield, Gilbert Plains

•

Beste Bedienung — Beste Zahlungen

Höfliche und prompte Aufmerksamkeit wird jedem Rahmsender zuteil.

Manitobas Reichtum in eigener Pelztierzucht

Ueber $3,000,000 sind in Pelztierfarmen in der Provinz Manitoba angelegt, die eine Jahresproduktion von ungefähr $320,000 haben, wie Hon. J. S. McDiarmid, Minister für Bergwerke und Naturschätze in der Provinzialregierung, kürzlich in einem Interview erklärte. „Manitoba ist reicher und wohlhabender vonwegen der Pelztierzucht und hat durch das Wachstum und die Ausdehnung dieser Industrie Gewinn zu verzeichnen," sagte er.

Der Grundstein zu der Industrie wurde vor reichlich zwanzig Jahren von einigen Pionieren gelegt, sagte der Minister. Seit der Zeit haben sich immer mehr Personen dafür interessiert und sich daran beteiligt. Die Statistik zeigt, daß die Industrie sich von zwei lizensierten Pelztierzüchtern in 1920 ausgedehnt hat, bis in diesem Jahr 915 Lizensen vom Regierungs-Departement ausgestellt wurden.

Dies blühende Geschäft bekommt Rat und Hilfe vom Regierungs - Departement für Bergbau und Naturschätze. Mr. McDiarmid wies darauf hin, daß sein Departement eine Versuchspelzfarm und ein pathologisches Laboratorium an der Universität von Manitoba, an Fort Garry Platz, unterhält. Hier wird den Problemen der Industrie ein ständiges Studium gewidmet von einem erfahrenen Angestelltenstab, der unter Dr. J. A. Allen, dem Pathologen des Departements, arbeitet.



HON. J. S. McDIARMID

Hierzu kommt, daß das Departement jedes Jahr mit der Universität zusammenarbeitet in der Zusammenstellung eines kurzen Kursus von Vorträgen und im Laboratoriumunterricht für solche Personen, die in der Pelzindustrie beschäftigt sind. So populär sind diese Betätigungen des Departements geworden, daß im letzten Jahr Registrationen einliefen von einer großen Anzahl Distrikte in der Dominion wie auch von Ortschaften in den Vereinigten Staaten.

Rehabilitierungsgebiete

Ein zweiter Faktor, von dem erwartet wird, daß er eine Hauptrolle spielen wird in der Vergrößerung der Rohpelzproduktion Manitobas, ist nach Ansicht des Ministers das sogenannte Rehabilitierungsprogramm für wilde Pelztiere, welches Programm jetzt von dem Departement für Bergbau und Naturschätze unternommen wird.

In vielen Distrikten der Provinz gibt es wilde Gebiete, die früher ganz voll waren mit Muskratten und Bibern. Die letzten Trockenperioden haben nach Aussage von Mr. McDiarmid in den besten pelzproduzierenden Gebieten viel Schaden getan.

Eins dieser Gebiete war das 1,500,000 Acker große Delta des Saskatchewan Flusses nahe The Pas. In normalen Jahren, sagte er, wäre der Saskatchewan Fluß jedes Frühjahr über die Ufer getreten und hätte die flachen Seen dieses großen Deltagebiets mit Wasser angefüllt.

„Hunderttausende von Ackern," fuhr Mr. McDiarmid fort, „von diesen feinsten Sumpfgebieten auf dem Kontinent hatten jedes Jahr hunderttausende von Muskratfellen produziert. In den ersten Tagen dieses Jahrhunderts wurden über 700.000 Muskratfelle von den sumpfigen Gebieten von der Gegend von The Pas genommen." Dieses Gebiet, so führte Mr. McDiarmid aus, gab Beschäftigung für eine große Anzahl von Trappern. Durch die Trockenheit ist das Wasser in den Seen gefallen und es konnten nur kleinere Mengen von Fellen gewonnen werden.

„Die Rehabilitierung dieser wichtigen Industrie verlangte die Berücksichtigung von zwei bedeutenden Faktoren: die Restaurierung und Stabilisierung des Wasserstandes und die Kontrolle des Tierfangs bis zu der Zeit, wo wieder ein genügend großer Tierbestand vorhanden war," sagte er.

Andere Projekte im Gange

So hat man, wie Mr. McDiarmid sagt, gearbeitet und heute sind 300,000 Acker ausgezeichneten Sumpfgebiets entweder entwickelt oder auf dem Wege dazu. Andere Projekte werden zur selben Zeit in der Provinz durchgeführt.



In der Anfangszeit der Geschichte unserer Provinz war der Pelzhandel, wie Mr. McDiarmid bemerkte, die Hauptquelle für den Lebensunterhalt. Entdeckungen wurden gemacht in der Suche nach Pelztieren.

Mit dem Fortschritt der Besiedlung des Westens und mit der schnellen Entwicklung der Landwirtschaft nahm der Pelzhandel an Bedeutung ab. Feine Rohpelze wurden ein immer kleinerer Teil des neuen Reichtums, der in jedem Jahr produziert wurde.

Aber dieser Niedergang, der anhielt sowie neue Hilfsquellen entdeckt wurden, sollte nicht für immer weitergehen. Neue Faktoren traten in Tätigkeit, die, wie er sagte, nicht nur den Niedergang aufhielten und die Produktion von Fellen stabilisierten, sondern wesentlich dazu beitrugen, die Produktion zu vergrößern. Heute ist die Pelztierzucht fest etabliert in Manitoba und wird schnell eine der größeren Industrien der Provinz.

Wird er Wort halten?

Wütend springt der Richter auf und schreit in den Saal:

„Der nächste, der jetzt einen Ton sagt, wird an die frische Luft befördert."

Darauf brüllt der Angeklagte: „Bravo!"

Kreuzschmerzen, Lumbago, Harnbeschwerden!



Warum weiter an diesen schmerzhaften, qualvollen Krankheiten leiden? Gin Pills werden Ihnen sofortige Linderung geben. Ihre lindernden, antiseptischen Eigenschaften lindern die Reizung der Nieren, der Blase und der Harngänge. Wenn die Nieren verstopft sind, können sie nicht die giftigen Abfallstoffe aus dem Körper ausscheiden. Dies hat oft zur Folge Rheumatismus, Kreuzschmerzen, geschwollene Gelenke. Gin Pills helfen den Nieren, in normaler Weise zu funktionieren und beseitigen die Ursache dieser schmerzhaften und qualvollen Leiden.

Gin Pills sind in Läden über ganz Canada zu haben. Reguläre Größe 50c per Schachtel; Spar-Größe (doppelt so groß wie gewöhnliche Größe) 75c.

Heiterkeit sei Dein Glück

Von Arthur Schopenhauer

Eine neue Ausgabe der „Sämtlichen Werke" Arthur Schopenhauers ist zur Zeit bei F. A. Brockhaus Verlag, Leipzig, im Erscheinen begriffen. Diese Neuauflage soll die volkstümliche Ausgabe werden, die jeder braucht, der sich mit Schopenhauers Philosophie beschäftigen will. Schopenhauer gehört zu den lebendigsten und erzieherischsten Autoren der gesamten Weltliteratur. Bis zum heutigen Tage hat seine Lehre gegenüber allen Gebieten des Lebens und des Denkens ihre Geltung erwiesen. Die besten Geister haben sich Urteile und Einsichten des Philosophen über Welt und Leben, über Kultur, Kunst, Religion und Ethik, über den menschlichen Charakter, über Geist und Seele zu eigen gemacht, kurz, Schopenhauer ist zu einer kulturellen Macht im Bereich der deutschen Kultur und weit darüber hinaus geworden. Der Lebensphilosoph nahm F. A. Brockhaus das Versprechen ab, den Anzeigen seiner Werke keine Empfehlung beizufügen. „Werde mich schon selbst empfehlen," meinte er. Dem soeben erschienen 5. Band der Gesamtausgabe, die 7 Bände umfassen wird, entnehmen wir nun einen Abschnitt, damit der Autor in der Lage ist — „sich selbst zu empfehlen."

Immer kommt es darauf an, was Einer sei und demnach an sich selber habe: denn seine Individualität begleitet ihn stets und überall, und von ihr ist alles tingirt, was er erlebt. In Allem und bei Allem genießt er zunächst nur sich selbst: Dies gilt schon von den physischen; wie viel mehr von den geistigen Genüssen. Daher ist das Englische to enjoy one's self ein sehr treffender Ausdruck, mit welchem man z. B. sagt he enjoys himself at Paris, also nicht „er genießt Paris," sondern „er genießt sich in Paris." — Ist nun aber die Individualität von schlechter Beschaffenheit; so sind alle Genüsse wie köstliche Weine in einem mit Galle tingirten Munde. Demnach kommt, im Guten wie im Schlimmen, schwere Unglücksfälle bei Seite gesetzt, weniger darauf an, was Einem im Leben begegnet und widerfährt, als darauf, wie er es empfindet, also auf die Art und den Grad seiner Empfänglichkeit in jeder Hinsicht. Was Einer in sich ist und an sich selber hat, kurz die Persönlichkeit und deren Wert ist das alleinige Unmittelbare zu seinem Glück und Wohlseyn. Alles Andere ist mittelbar; daher dessen Wirkung vereitelt werden kann, aber die der Persönlichkeit nie. Darum eben ist der auf persönliche Vorzüge gerichtete Neid der unversöhnlichste, wie er auch der am sorgfältigsten verhehlte ist. Ferner ist allein die Beschaffenheit des Bewußtseins das Bleibende und Beharrende, und die Individualität wirkt fortdauernd, anhaltend, mehr oder minder in jedem Augenblick: alles Andere hingegen wirkt immer nur zu Zeiten, gelegentlich, vorübergehend, und ist zudem auch noch selbst dem Wechsel und Wandel unterworfen. Hierauf beruht es, daß wir ein ganz und gar von außen auf uns gekommenes Unglück mit mehr Fassung ertragen, als ein selbstverschuldetes: denn das Schicksal kann sich ändern; aber die eigene Beschaffenheit nimmer. Demnach also sind die subjektiven Güter, wie ein edler Charakter, ein fähiger Kopf, ein glückliches Temperament, ein heiterer Sinn und ein wohlbeschaffener, völlig gesunder Leib, also überhaupt mens sana in corpore sano, zu unserem Glükke die ersten und wichtigsten; weshalb wir auf die Beförderung und Erhaltung derselben viel mehr bedacht seyn sollten, als auf den Besitz äußerer Güter und äußerer Ehre. — Was nun aber, von jenem Allen, uns am unmittelbarsten beglückt, ist die Heiterkeit des Sinnes; denn diese gute Eigenschaft belohnt sich augenblicklich selbst. Wer eben fröhlich ist hat allemal Ursache es zu seyn: nämlich eben diese, daß er es ist. Nichts kann so sehr, wie diese Eigenschaft, jedes andere Gut vollkommen ersetzen; während sie selbst durch nichts zu ersetzen ist. Einer sei jung, schön, reich und geehrt; so frägt sich, wenn man sein Glück beurtheilen will, ob er dabei heiter sei: ist er hingegen heiter; so ist es einerlei, ob er jung oder alt, gerade oder pucklich, arm oder reich sei; er ist glücklich. In früherer Jugend machte ich ein Mal ein altes Buch auf, und da stand: „Wer viel lacht ist glücklich, und wer viel weint ist unglücklich," — eine sehr einfältige Bemerkung, die ich aber, wegen ihrer einfachen Wahrheit doch nicht habe vergessen können, so sehr sie auch der Superlativ eines truism's ist. Dieserwegen also sollen wir der Heiterkeit, wann immer sie sich einstellt, Thür und Thor öffnen: denn sie kommt nie zur unrechten Zeit; statt daß wir oft Bedenken tragen, ihr Eingang zu gestatten, indem wir erst wissen wollen, ob wir denn auch wohl in jeder Hinsicht Ursache haben, zufrieden zu seyn; oder auch, weil wir fürchten, in unsern ernsthaften Ueberlegungen und wichtigen Sorgen dadurch gestört zu werden: allein was wir durch diese bessern ist sehr ungewiß; hingegen ist Heiterkeit unmittelbarer Gewinn. Sie allein ist gleichsam die baare Münze des Glückes.

Woher kommt diese Redensart?

Biographien seltsamer Sprachwendungen

In jeder Sprache gibt es Redensarten, die als solche allein merkwürdig klingen, jedoch im Satz verwendet, einen klar umrissenen Begriff darstellen. Auch unsere deutsche Sprache besitzt eine Unmenge solcher Redewendungen, die im Laufe der Jahrhunderte zu allgemein gebräuchlichen Ausdrücken geworden sind, deren Ursprung jedoch wohl den wenigsten Menschen bekannt sein dürfte. Im folgenden sollen nun einige oft gebrauchte Redensarten, wahllos ausgewählt, vermerkt und ihre Entstehung und ursprüngliche Bedeutung erklärt werden.

Stein und Bein schwören.

Diese Redensart ist aus der Zusammenziehung zweier alter Schwurmethoden entstanden. Vor Beginn des Christentums, also in der heidnischen Zeit, war es Sitte, beim Eid Steine ins Wasser zu werfen; nach Ausbreitung des Christentums jedoch schwor man, indem man eine Hand auf Reliquien, auf die Gebeine von Heiligen, legte. Die Heiden schwuren „Stein", die Christen „Bein" und die heftigsten Schwüre nannte man daher später „Stein und Bein."

Unter dem Pantoffel stehen.

Nach altdeutscher Sitte war der Schuh das Symbol für den Uebergang der „Gewalt" vom Vater einer jungen Braut auf den zukünftigen Mann. Sobald die Braut den ihr vom Bräutigam dargereichten Schuh an ihren Fuß gezogen hatte, war sie seiner Herrschaft unterworfen; wenn allerdings der nicht allzu seltene Fall eintrat, daß die Frau die Gewalt über den Mann in der Ehe besaß, so sagte man, er sei in ihre Schuhe hineingetreten. Noch heutzutage gilt in vielen Teilen Deutschlands der Glaube, daß jener Teil des Brautpaares, der während der Trauung dem anderen auf den Fuß trete, die Herrschaft in der Ehe erlangen werde. Wenn es also der Frau gelingt, dem Mann zuerst auf den Fuß zu treten, so ist er unter ihrem Schuh oder unter ihrem Pantoffel.

Die Stange halten.

Dies bedeutet, jemand in Schutz nehmen, ihn mit Rat und Tat unterstützen. Der Ursprung ist in der Zeit der Turniere zu suchen, bei welchen es das Amt des Aufsehers, des Grieswartes, war, auf die genaue Einhaltung der Turnerregeln zu achten; seine besondere Aufgabe war es jedoch, in dem Augenblick, in dem einer der Kämpfer gefallen war, eine Stange zum Schutze über ihn zu halten oder auch vermittels dieser Stange allzu harte Kämpfer voneinander zu trennen.

Den Brotkorb höher hängen.

Diese Redensart bedeutet, daß man jemanden in der Kost knapper als bisher halten will, und hat ihren Ursprung darin, daß man früher den Pferden, die unbändig waren, die Futterkrippe höher anbrachte, so daß sie ihr Futter wohl sahen, aber schwer zu ihm gelangen konnten; dadurch wollte man die Tiere zum Gehorsam zwingen.

Einen Korb bekommen.

In der Zeit der Minnesänger war es gebräuchlich, daß die Burgfrauen ihre heimlich Geliebten in einem Korb zu sich heraufziehen ließen; es kam aber auch vor, daß diese Frauen einem unbequemen Galan einen Korb, dessen Boden schadhaft war, herabließen und so Absturz des Betrogenen herbeiführten. Später schickte man dem, dessen Bewerbung man sich fernhalten wollte, einen Korb ohne Boden, um ihm anzudeuten, welches Schicksal ihn bei fortgesetzter Werbung erwarte.

Auf einen grünen Zweig kommen.

Die Entstehung dieser Redensart ist auf folgenden mittelalterlichen Brauch zurückzuführen. Es war nämlich ein Reis oder grüner Zweig von einem tragbaren Baume bei den alten Deutschen ein sinnbildliches Zeichen der Uebergabe. Diese erhielt ihre gesetzliche Kraft dadurch, daß der Schenker, indem er zur Haustür hinaustrat, dem ihm entgegentretenden Geschenknehmer in Anwesenheit einiger Zeugen einen solchen Zweig überreichte. Es war nun richtig gesagt, daß der Beteilte dadurch auf einen grünen Zweig kam. Das Zeichen des angebotenen Friedens bei Erb- oder Gutstreitigkeiten war also ein grüner Waldzweig und der vor dem Hause eines anderen hingeworfene Ast ein Zeichen der Vorladung ins Ding.

Ueber die Schnur hauen.

Wenn jemand einen Fehler gemacht hat, wenn

man zuviel des Guten tut, dann wird diese Redensart angewendet, die von einem Arbeitsbrauch der Zimmerleute stammt. Gemeint ist nämlich die mit Kreide oder Rötel bestrichene Schnur, mit der die Arbeiter an dem Baumstamm den Strich zeichnen, bis zu welchem die Späne abgehauen werden sollen. Wer nun über die Schnur, beziehungsweise den Strich hinaushaut, der macht einen Fehler und haut zuviel ab.

Etwas hinter die Ohren schreiben.

Sich etwas sehr gut merken, stammt von dem alten Brauch unserer Vorfahren, die bei Umgehungen ihrer Mark den ältesten Sohn mitnahmen; kamen sie nun an einem Grenzstein vorüber, so zupfte der alte Bauer seinen Sohn am Ohrläppchen, damit er sich den Standort der Steine genau ins Gedächtnis einpräge.

Zum Schluß noch eine Redensart, die wohl von jedem Mann einmal in seinem Leben gebraucht und durchgeführt wird, wenn es ihn auch später vielleicht des öfteren reut; das ist um die Hand anhalten und stammt daher, daß in früheren Zeiten das Ineinanderfügen der Hände ein Symbol der Eheschließung war, bevor im 13. Jahrhundert das Ringwechseln aufkam.

Müler zwo

Skizze von Georg Büsing

Einen Meter zweiundsechzig groß. Kein Gardemaß. Klein, schmal, aber sehnig. Strohblondes Haar, blaue Augen, energisches Kinn. Etwas wortkarg, aber gern gesehen auf der Werft. Kurz und gut: Müller zwo.

Morgens sechs Uhr mit der Fähre über den Strom nachmittags vier Uhr zurück. Dienst am Niethammer, tagaus, tagein. Schon achtundzwanzig Jahre lang. Dazwischen vier Jahre Galizien, Flandern und Verdun. Na, ja, es wurde nicht viel darüber geredet. Man hatte sein kleines Haus vor der Stadt, seinen Garten, seine Arbeit, seine Kinder. Der Aelteste stand bei den Pionieren, der Jüngste lernte in der Schlosserei auf der Werft. Und die fünf dazwischen waren auch nicht schlecht geraten....

Die „Maria Luise" lag im Trockendock. Ostasiendampfer, gestern mit verbeulten Vordersteven und erheblichem Leck eingeschleppt. Kleiner Zusammenstoß vor der Hafeneinfahrt mit einem englischen Kohlendampfer. Kommt mal vor. Besonders wenn der Nebel seit Wochen wie Watte auf dem Wasser liegt.

Müller zwo und sein Kollege Karl Brandt sitzen auf schaukelndem Brett, fünfzehn Meter über der Sohle des Trockendocks, außenbord. Die Preßlufthämmer knattern. Der Kran bringt ihnen die Stahlplatten zu. Vorsichtig tastet das Seil sich durch den Nebel, die Platten schwimmen wie Riesenschollen in der milchigen Masse. Gefährliche Sache. Den Vormittag über geht alles gut. Gegen Mittag passiert es dann, daß eine der zentnerschweren Stahlplatten gegen das Brett schlägt, auf dem die beiden Nieter bei der Arbeit hocken. Karl Brandt verliert dabei das Gleichgewicht, rutscht aus — nur im letzten Augenblick bekommt er noch eins der Seile zu fassen, an dem die Bretter befestigt sind. Da hängt er nun, fünfzehn Meter über der Sohle des Trockendocks. In dreißig Sekunden wird's mit ihm vorbei sein, länger kann man sich an dem öligen Seil nicht halten.

Aber da ist ja Müller zwo. Der kriecht blitzschnell über das lange, schwankende Brett, legt sich auf den Bauch und streckt seinem Kollegen die Hände zu. Es langt gerade, man bekommt sich mit den Fingerspitzen zu fassen. Und was sich dann da in den nächsten Sekunden abspielt, das ist mit Worten schwer zu sagen. Es ist ein stummer, unendlich schwerer Kampf mit dem drohenden Absturz. Karl Brandt muß auf das Brett zurück, und Müller zwo zieht ihn hoch! Seine Kinnbacken springen wie Sicheln vor, seine Lungen keuchen, sein Blut braust in den Schläfen. Ueber ihm schaukelt die schwere Stahlplatte. Aber als der Kranführer aus dem Nebel ruft, ob etwas nicht stimme, da ist schon alles wieder in Ordnung. — „Nix passiert," ruft Müller zwo, und Karl Brandt murmelt ihm mit bebenden Lippen die zwei Worte mechanisch nach. Dann knattern auch schon wieder die Niethämmer. Niemand hat außer den beiden gespürt, daß der Tod eine Minute lang ganz nahe war.

Nachmittags vier Uhr zurück über den Strom. Es dunkelt, der Nebel ist noch immer undurchdringlich. Karl Brandt sitzt neber Müller zwo. Er preßt die Hand seines Kollegen. „Kannst den Birnbaum haben; weißt ja, Fritz, den jungen Baum, der die dicken, saftigen trägt," sagt Karl Brandt, und seine Lippen beben.

„Laß man, Karl," antwortet Müller zwo ruhig, „ist schon gut so."

Mehr wurde über diese Angelegenheit nicht gesprochen.

Der rote Schwamm

Von H. Sanford

Athena Malarakis erwachte an jenem Morgen mit einer unbestimmten Angst. Der Himmel über der kleinen griechischen Insel, über dem Dach ihres Fischerhäuschens war klar und blau, die Luft frisch wie Wein, und die Sonne strahlte — aber ihr Gemüt bedrückte irgendetwas....

Der Traum! Das war es! Die ganze Nacht hatte sie geträumt, besonders von einem Schwamm, so groß, wie noch nie einer bei der Insel geschnitten worden war, und rot gefleckt und gestreift, ein ekliges Ungetüm, das sich ihrem Mann auf die Brust gesetzt hatte und dort zu saugen schien. Es war scheußlich, schrecklich!

Athena richtete sich auf. Ihre Mutter, die in einem abgetrennten Alkoven nebenan schlief, war schon aufgestanden und rumorte in der Küche mit dem Frühstücksgeschirr. Neben ihr aber schlief Dimitri, seit einem Jahr Athenas Mann, und in einigen Monaten der Vater ihres Kindchens, das auch ein so großer und starker Mann wie Dimitri werden sollte, mit Augen so blau wie die See und Haaren so rabenschwarz wie ihre eigenen.

Leise stand sie auf, doch sofort war Dimitri wach. Er lachte ihr zu, küßte sie, neckte ein bißchen — er liebte seine junge Frau wie sie ihn. Ein Bad im Meer, schnelles Anziehen, ein eiliges Frühstück, und die Arbeit des Schwammfischers konnte beginnen. — Microcastro, ihre kleine Insel, liegt drei Kilometer vom griechischen Festland entfernt. Das flache Uferwasser zwischen dem Strand der Insel und einigen Klippen weiter im Meer war überreich an jenen seltsamen Seepflanzen, die — auf dem Meeresgrund geschnitten, getrocknet und sorgfältig behandelt — die weichen Schwämme abgeben, mit denen sich die kultivierte Menschheit das Gesicht wäscht.

Zwanzig Schwammfischer leben auf Vicrocastro, und immer zu zweien gehen sie auf die Jagd nach ihrer Beute. Dimitri arbeitete mit Athenas Bruder Leandro zusammen, der fünfzig Schritt von Dimitris Haus ebenfalls in einem kleinen weißen Häuschen lebte. Die beiden jungen Leute hatten immer die feinsten Schwämme; Leandro fand fast gefühlsmäßig die besten Fundstätten, und Dimitri war der beste Schwimmer und Taucher der Gemeinde. Heute konnte Leandro jedoch nicht mit hinausfahren, er hatte sich mit einem rostigen Nagel den Fuß verletzt und mußte nun unwillig unter den heißen Umschlägen Katinas, seiner Frau, stilliegen. Nun, Yanni Mavropulos würde ja seinen Platz einnehmen, und Yanni war einer der besten Taucher.

Dimitri war blond, eine seltene Ausnahme unter den heutigen südlichen Griechen. Athena beobachtete ihn von der offenen Tür her, wie er sein Boot fertig machte. Ihre Augen waren stolz und froh, als sie sah, wie behend er hantierte und wie schnell er das schwere Boot vom Strand schieben konnte. Aber da kam schon der andere, der Yanni, mit seinem Boot vom Festland herüber gerudert, und ihre bösen Ahnungen kehrten wieder. Nie hatte sie ihrem Mann zu erzählen gewagt, daß Yanni schon früher um ihre Hand angehalten hatte und daß er sogar nach ihrer Hochzeit noch einmal heftig und fast gewaltsam versucht hatte, mit ihr anzubändeln.

Es war noch nicht acht Uhr, als die beiden Boote auf das Meer hinausschossen, um sich einer neuen Fundstätte an der Ostspitze der Insel zuzuwenden. Die Luft umspülte in warmen Wellen Gesicht und Körper der beiden Männer. Dimitri dachte an seine Frau, an das kleine beb'aki, das nun kommen sollte. Yanni, ein etwas älterer, breitschultriger Mann brannte vor Eifer, dem jungen Dimitri endlich einmal nachzuweisen, daß er als bester Taucher seines Festlanddorfes es sehr gut mit diesem blonden Windhund von der Insel aufnehmen könnte. Und auch er dachte an Athena.

In der Lagune unter dem kleinen verfallenen Fort, das Microcastro seinen Namen gab, machten die Boote halt. Seit sieben Jahren hatte hier niemand gefischt, denn bei windigem Wetter konnte man leicht auf einen der spitzen Felsen in der Mitte der Lagune geschleudert werden, und ganz ruhiges Wetter, so wie heute, gab es selten. Durch das kristallklare Wasser konnten die beiden Fischer Schwämme über Schwämme auf dem Meeresgrunde sehen.

Eine kurze Ruhepause auf dem Boden der Boote; dann warfen Yanni und Dimitri schnell ihre Kleider bis auf die Lendentücher ab. An den Gurten, die die Lendentücher hielten, baumelte je ein scharfes, leicht gebogenes Messer, mit dem die Schwämme von ihren Stämmen abgeschnitten werden. In eleganten Kopfsprüngen

schnellten sich die beiden Körper von den Bootsrändern in die grüne Tiefe hinab.

Tiefer, immer tiefer ging es durch das warme, helle Wasser zu der Ernte unten. Ein kleiner Rochen schoß mit erstaunlicher Geschwindigkeit davon, als er Dimitri nahen sah, ein winziger Tintenfisch versuchte ihn mit seinem Vorrätchen von Schutzfarbe einzunebeln, und Seesterne krümmten sich bei der ungewohnten Bewegung des Wassers. Dimitri griff nach dem ersten besten Kraut, um sich zu halten. Mit drei schnellen Schnitten hatte er ebensoviele prachtvolle Schwämme von ihren Stielen getrennt, er sammelte sie auf und schoß an die Oberfläche zurück, wo er die Schwämme in das Boot warf um sofort wieder zu tauchen.

Drei Stunden arbeiteten sie so ununterbrochen. Die Sonne stieg immer höher und nur selten kräuselte eine Brise die Oberfläche des Wassers. Beide Boote wiesen schon eine ansehnliche Ladung von Schwämmen auf, beide freuten sich über die schnelle Arbeit und über die bevorstehende Heimkehr lange vor Sonnenuntergang, als plötzlich das Schicksal in die ruhige Lagune einbrach.

Yanni und Dimitri waren nach einer kurzen Ruhepause gleichzeitig getaucht, als Dimitri einen riesigen Schwamm auf dem halben Wege zwischen seinem und Yannis Boot entdeckte. Er stieß darauf zu, aber auch Yanni hatte diesen Koloß unter den Schwämmen entdeckt und wollte ihn greifen. Um den Bruchteil einer Sekunde war Dimitri geschwinder. Dimitris Messer durchschnitt den Stiel, Dimitris Hand hielt die Beute. Seine weißen Zähne glänzten, als er, wieder an der Oberfläche, den Riesenschwamm triumphierend in sein Boot warf.

Yannis Gedanken setzten plötzlich aus. Blinde Wut hatte ihn überkommen. Mit wenigen Stößen schwamm er zu Dimitris Boot, worin Dimitri jetzt gerade in aller Ruhe seinen Schatz betrachtete und abschätzte. Im Nu hatte sich Yanni ebenfalls in das Boot geschwungen. Sein dunkles Gesicht glühte vor Zorn, als er jetzt die Hand ausstreckte und den Schwamm für sich verlangte. Dimitri erschien die ganze Sache nur als ein köstlicher Scherz, er lachte und schüttelte den Kopf. Aber Yanni sah in dem Wegnehmen des Schwamms, im Lächeln des anderen nur Hohn, nur Beleidigung, nur das Gefühl der Ueberlegenheit.

„Klefti! Dreckiger Dieb!" brüllte er. „Das ist mein Schwamm! Ich habe ihn zuerst gesehen, du hast ihn mir einfach weggenommen!"

„Du bist wohl nicht bei Troste." Dimitri wandte sich ruhig ab. Es kam ja garnicht darauf an, wer den Schwamm nach Hause ruderte, wurden doch noch nicht die Schwämme, sondern der Erlös beider Ladungen gleich zu gleich unter den Partnern geteilt.

Jetzt war für Yanni kein Halten mehr. Er hatte sein Messer noch in der Hand, und bevor er sich besinnen konnte, hatte er es schon erhoben und in den Körper des Feindes hineingejagt. Dimitri hatte die Gefahr gesehen, seine Hand hatte sich geballt, um sie abzuwehren — aber es war zu spät. Die rasiermesserscharfe Schneide riß seine Seite auf, er preßte die Hand an die Brust und sank im Boote nieder. Langsam spreizten sich die Finger der anderen Hand. Der Körper regte sich nicht mehr.

Kopflos hatte Yanni zugestochen, kopflos floh er jetzt. Niemand hatte ihn gesehen. Die nächsten Boote waren weit entfernt. Er stürzte zu seinem Boot hinüber, ruderte zum Festland. Noch ehe die beide Boote vermißt waren, hatte er schon seine Habseligkeiten zusammengerafft und war verschwunden. Zehn Jahre später hätte niemand in einem heruntergekommenen Levantiner, der die Bazare Kairos heimsuchte, den früher so reichen Schwammfischer Yanni Mavropulos wiedererkannt.

Athena fühlte zuerst, daß etwas geschehen sein mußte. Gegen Abend, als ihre Unruhe wuchs, hatte sie alle Sitte außer Acht gelassen, die es der Frau verbietet, den Mann bei der Arbeit auf See zu stören, und war auf eine Düne hinausgeeilt, von wo aus sie die Bucht unter dem Fort übersehen konnte. Nur ein Boot war zu sehen, und nichts rührte sich darin. Sie wartete fünf, zehn, fünfzehn Minuten — kein blonder Kopf tauchte aus dem Meere auf, um ihr zuzuwinken. Sie eilte hinüber zu Leandro, sie machte mit Katina und ihrer Mutter in rasender Eile Leandros Boot fertig und stützte ihn, als er zum Strand hinunterhumpelte, um eiligst zu der Lagune zu rudern. Und sie stand am Strand, als Leandro mit Dimitris Boot im Schlepptau zurückkam. Noch sah sie, wie Leandro den Körper ihres Gatten heraushob, sie sah, wie in ihrem Traum — dann sah sie nichts mehr . . .

„Hagia Maria! Der Schwamm, der Schwamm!" Sie schrie auf und fuhr nach langer Ohnmacht in ihrem Bett empor.

„Hari mou — ganz ruhig, Kind!" tröstete sie Leandro, über sie gebeugt. „Der Schwamm hat ihm ja das Leben gerettet. Das hat mir der Yatro, der Arzt gesagt. Hätte er nicht den Schwamm unbewußt an die Wunde gepreßt, so sagte er, so wäre Dimitri verblutet. Das Salzwasser darin hat das Blut aufgehalten, und der Schwamm war wie ein Verband. Es war ein Wunder, ein wirkliches Wunder!"

Und noch heute erzählt Athena ihren Kindern, daß die bösesten Träume manchmal doch etwas Gutes bedeuten können.

Etwas über Handarbeiten für Frauen

Man nennt diese Arbeiten auch genauer „Nadelarbeiten", was eine zusammenfassende Bezeichnung ist für alle Techniken, die mit Nadel und Faden neue Gebilde hervorbringen oder Stoffe bearbeiten. Es gibt eine ganze Reihe verschiedener Hand- oder Nadelarbeiten, wie: Nähen, Stopfen, Sticken in mannigfacher Art, Häkeln, Stricken, Filieren, Klöppeln, Knüpfen.

Bei der mit **Nähen** bezeichneten Nadelarbeit werden Stoffteile mit Nadel und Faden verbunden oder verziert. Durch Ein- und Ausführen der Nadel entsteht auf der Ober- und Unterseite des Stoffes eine Reihe Fadenenden, die Stiche genannt werden und die zum Zusammenhalten oder zur Verzierung dienen können. Die Reihe von Stichen nennt man Naht und unterscheidet dabei Verbindungsnaht und Ziernaht. Reine Ziernähte sind Steppstich- und Kettenstichnähte. Die Hohlnaht ist eine durchbrochene Ziernaht, die oft als Verzierung des Saumes angewandt wird und dann Hohlsaum heißt.

Das **Stopfen** ist eine Näharbeit, wobei man fehlende oder gerissene Fäden eines Gestricks oder Gewebes durch neue ersetzt. Zum Stopfen von Geweben benutzt man am besten ausgefaserte Fäden eines neuen Stoffes, für Leinen und Damast Glanzgarn, für Woll- oder Baumwollgewebe Stopfgarn. Es gibt besondere Stopfstiche für die verschiedenen Gewebe wie: Gitterstich, Maschenstich oder Strickstich.

Mit **Stickerei** bezeichnet man eine Nadelarbeit zur Verzierung von Geweben oder auch Leder und Papier durch Ein- oder Aufnähen von Garn, Seide, Baumwolle, von Metallgespinsten, Perlen und Stoffen. Man bedient sich hierzu mannigfaltiger Sticktechniken, die nach der Eigenart ihrer Stiche bezeichnet werden. Man spricht von Kreuzstich, Plattstich, Flachstich, Schlingenstich, Zierstich in vielfachen Abwandlungen und von Weißstickerei. Man kann den zu bestickenden Stoff frei über die Finger der linken Hand klemmen oder ihn in Rahmen spannen. Große Flächen, wie Aufnäharbeit und Plattstich befestigt man an verstellbaren Stickrahmen, wodurch ein Verziehen der Arbeit vermindert wird. Bei der Weißstickerei benutzt man auch runde Rahmen.

Die **Weißstickerei** oder besser Stickerei auf weißen Materialien, wird zur Verzierung von Feinwäsche und Haushaltleinen verwendet. Zu diesen Stickereiarten gehören die sogenannten Schweizer Stickerei, Madeiraarbeit, Renaissance- und Richelieustickerei sowie Venezianische Stickerei. Letzteres ist bestimmt die künstlerisch feinste Art der Stickerei auf weißem Material. Zu dieser Technik gehört auch die als Piqué bekannte sowie die dänische Hedebo-Stickerei.

Hier sei auch besonders die **Leinenstickerei** erwähnt, wobei man so verfährt, daß man entweder ein Muster durch Abdruck auf den Stoff überträgt und danach arbeitet oder indem man ein in kleine Quadrate gezeichnetes Papier als Untergrund nimmt oder indem man nach abgezählten Feldern arbeitet. Diese Art Stickerei bedeckt nicht den ganzen Stoff, sondern läßt freie Felder zwischen den aufgesteckten Mustern und Motiven.

Diese Art Stickerei wird bereits seit Jahrhunderten geübt und ist auch heute noch in allen Ländern beliebt, da sie verhältnismäßig leicht auszuführen ist und weil es eine unendliche Menge von Motiven und Mustern gibt. Um die Arbeit zu erleichtern, werden heute Leinwandstoffe mit runden, sich gut abhebenden Fäden, die leicht abzuzählen sind, hergestellt und kann man diese Materialien in weiß, creme oder ungebleicht bekommen.

Da diese Art Stickerei hauptsächlich benutzt wird für Artikel, die öfter gewaschen werden müssen, so sollte man Stickgarn benutzen, das gutes Waschen aushalten kann. Die D-M-C Baumwoll-, Seiden- und Leinenstickgarne sind hervorragend für diese Arbeiten geeignet. Für verschiedene Arten dieser Stickerei gibt es verschiedene Sorten dieser Garne von derselben Firma, die für die besonderen Zwecke am besten geeignet sind.

Selbst solche reichen und glänzenden Stoffe wie Seide, Brokatsammet und Plüsch und Stoffe von ähnlichem Glanz und reicher Schönheit können noch durch die Kunst der Stickerei an Glanz und Schönheit gewinnen. **Seide- und Sammetstickerei** ist ebenso alten Datums wie Leinwandstickerei und die verschiedenen Arten dieser Stickerei sind im allgemeinen auch zu verwenden auf modernen Leinen-, Baumwoll- und Wollmaterialien. Es gibt schattierte und unschattierte Plattstich-Stickerei, beiderseitige Stickerei, d. h. gleich auf beiden Seiten des Stoffes und Nadelmalerei. Bekannt und schön ist auch die arabische Stickerei.

Für diese Art Stickerei eignen sich am besten dickere Seidenstoffe wie Satin, Repp und kurzer Sammet. Dünne Materialien, die sich bei der Arbeit leicht dehnen mögen, sollte man nicht verwenden.

Für alle diese Stoffe und Arten der Stickerei gibt es besondere D-M-C Stickgarne.

Wir kommen nun zu der mit **Häkeln** bezeichneten Handarbeit. Bei dieser Arbeit wird durch Umschlagen und Durchziehen eines Fadens vermittelst der Häkelnadel eine Maschenkette hergestellt. Auf dieser ersten Reihe bauen sich, einem Muster entsprechend, Stäbchen, Doppelstäbchen und feste Maschen auf. Hierbei wird der Faden einmal oder mehrmals um die Nadel geschlungen und abgemascht oder ohne Umschlagen durch eine Masche gezogen. Besonders gut gedrehtes Garn in verschiedenen Stärken braucht man für Spitzenarbeiten. Das feinste Erzeugnis dieser Technik ist die **irische Spitze.** Die Motive hierzu werden als Blüten, Blätter und Dolden aus festen Maschen und Stäbchen einzeln gehäkelt, dann auf vorgezeichnetes Pausleinen geheftet und mit Luftmaschenstegen verbunden. — Zur Wollhäkelei braucht man gröbere Nadeln und bildet durch dichteres Häkeln schmiegsame Flächen, die zu Jacken und Westen zusammengefügt werden. Es gibt verschiedene Techniken des Häkeln. — Es sei darauf hingewiesen, daß man auch für diese Art Arbeiten Zwirne und Garne allenthalben dort bekommen kann, wo die D-M-C- Waren verkauft werden.

Wir kommen nun zu der bekannten Handarbeit des **Strickens.** Hiermit bezeichnet man die Herstellung hauptsächlich von Bekleidungsgegenständen, besonders Wollhandschuhen und Strümpfen durch Bildung einzelner, reihenweise angeordneter und ineinander gefügter Maschen aus einem fortlaufenden Faden durch die von der Hand geführten Nadeln. Es gibt verschiedene Methoden oder Techniken des Strickens und man kann so eine große Menge Muster herstellen. Man strickt besonders aus gezwirnter Baumwolle, Wolle und Seide. Heute strickt man nicht nur Strümpfe und Socken, sondern Schals, Halswärmer, Jerseys und Sweaters, Jacken und ganze Kleider.

Zum Schluß mögen wir hier noch erwähnen, daß Garne, die hier verschiedentlich mit D-M-C bezeichnet worden sind, Produkte der Dollfuß-Mieg Cie., Mulhouse, Frankreich, sind, die man in allen besseren Läden erhalten kann.

Welches Tier ist wohl am klügsten?

Affen, Hunde, Bären und Rehe geben Beweise ihrer staunenswerten Intelligenz.

Charles Darwin berichtet von einer Schlange, die durch ein Loch des Gitters, hinter dem sie gefangen gehalten wurde, ihren Kopf hindurchsteckte und einen Frosch verschlang. Als sie erkannte, daß sie, mit dem Frosch im Rachen, nicht durch das Loch zurück konnte, spie sie ihr Opfer wieder aus. Ein zweites Mal versuchte sie das gleiche, wieder mit negativem Resultat. Da besann sich das Reptil eines anderen, packte den Frosch bei einem Bein, zerrte ihn durch das Loch und verschlang ihn erst, als er auf der anderen Seite des Gitters angelangt war.

Affen schälen Eier.

Diese Beobachtung ist darum besonders interessant, weil es sich hier um ein verhältnismäßig niedriges Tier handelt, von dem man besondere Intelligenzkundgebungen eigentlich nicht erwarten würde. Von höher entwickelten Tieren aber haben wir ganz erstaunliche Beweise für ihre Fähigkeit zu logischem Denken erhalten, denen gegenüber sich die Annahme, als handle es sich immer nur um „Instinkte" und mechanische Reflexe auf gegebene Nervenreize, kaum aufrechterhalten läßt. Insbesondere die Affen leisten in dieser Hinsicht Bewunderungswürdiges. Der deutsche Naturforscher Rengger hat in Paraguay die Beobachtung gemacht, daß Affen, denen er Eier zu fressen gab, bald von dem zuerst geübten Zerschlagen der Schalen abgingen, offenbar weil sie bemerkt hatten, daß dabei zuviel von dem Inhalt verlorenging. So fingen die Tiere binnen kurzem an, mit einem harten Gegenstand die Spitze des Eies einzuschlagen, die Schale sorgfältig mit den Fingern abzulösen und das unversehrte Ei auszutrinken. Um die Intelligenz der Affen zu erproben, gab Rengger ihnen Zucker in einer Düte, in der eine Wespe eingeschlossen war. Die ersten paar Male war das Resultat, wie vorauszusehen, recht unerfreulich für die Affen: sie wurden von der Wespe gestochen, kaum daß sie die Düte aufgerissen hatten. Später aber wurden die Affen vorsichtiger und öffneten nie mehr eine Düte, ohne sie vorher ans Ohr gehalten und sich dadurch überzeugt zu haben, ob sich etwas darin bewege.

Daß Affen ausgesprochen rachsüchtig sind, ist bekannt, aber mitunter nimmt ihre Rache geradezu verblüffend intelligente Formen an. So geschah es in Südafrika, daß ein Affe, der schon öfter von einem Offizier gehänselt und geneckt worden war, sich gerade den Sonntag dazu aussuchte, um seinem Feind einen Possen zu spielen. Von niemanden bemerkt, goß das Tier Wasser in ein Sandloch, erzeugte in emsiger Arbeit einen großen Schmutzklumpen und warf ihn nach dem Offizier, eben als dieser in voller Paradeuniform vorüberging.

Die schlaue Rehgeiß.

Auch für die Klugheit anderer Tiere lassen sich zahlreiche Beispiele anführen. Die Bären zum Beispiel haben schon häufig Proben ihrer Intelligenz gegeben. Ganz abgesehen von den Wundern der Dressur, läßt sich oft feststellen, wie sich der Bär an den friedlichen Umgang mit dem Menschen gewöhnt, sich dessen Gewohnheiten anpaßt und sie sogar übernimmt. Da gibt es zum Beispiel im Londoner Regent Park einen Eisbären, der die Besucher durch geradezu menschliche Posen erheitert. Ganz besonders aber geben uns außer den rührenden Beweisen treuer Anhänglichkeit die Rehe Gelegenheit, ihre ausgesprochene Klugheit zu bewundern. So hat kürzlich eine Rehgeiß, die in einem Försterhaus großgezogen und vor der Not des Winters geschützt worden war, später, als es wieder zum Winter ging, ihr junges Kitzlein den Förstersleuten in den Stall gelegt und ist dann selbst wieder in den Wald zurückgegangen, um im Frühsommer das inzwischen wohlbehütete und betreute Junge wieder abzuholen. Aber auch Freund Adebar mag in dieser Reihe nicht vergessen werden, denn auch seine Klugheit wird gerühmt. Man beobachtete einmal eine Störchin, wie sie mit unendlicher Geduld ihrem Sprößling das Fliegen beibrachte.

Die Katze läutet.

Ob Hunde oder Katzen über eine höhere Intelligenz verfügen, das ist eine Frage, über die Hunde- und Katzenbesitzer seit Menschengedenken miteinander im Sreit liegen. Beide Parteien haben zahllose Anekdoten zu erzählen, die für die Klugheit ihrer Lieblinge sprechen, und einige von diesen Geschichten sind wirklich wunderbar genug, zumal wenn sie von glaubwürdigen und durchaus ernst zu nehmenden Persönlichkeiten erzählt werden. Der englische Naturforscher G. J. Romanes berichtet von einer Katze, die mit

Vorliebe Jagd auf Vögel machte und beobachtet hatte, daß ihr Herr Brotkrumen auszuwerfen pflegte. Die Katze verbarg sich im Gebüsch und wartete auf die Vögel, die, durch die Krumen angelockt, in großer Zahl erschienen dann stürzte sie sich auf eines ihrer Opfer und bemächtigte sich seiner. Da geschah es einmal, daß das Vogelfutter am Abend ausgestreut wurde und am nächsten Morgen unter neugefallenem Schnee verborgen war. Was tut die beutegierige Katze? Damit die Vögel dennoch angelockt würden, grub sie die Krumen sorgfältig aus dem Schnee aus, legte sie an einer anderen Stelle des Gartens auf die Schneeoberfläche und versteckte sich selbst in der Nähe im Gebüsch. Die gleich zoologische Autorität verbürgt sich dafür, daß Katzen mehrfach die Fähigkeit bewiesen haben. Türen durch Drükken der Klinken zu öffnen oder gar anzuläuten.

Diesen Intelligenzwundern haben die Anhänger der Hundewelt nicht minder eindrucksvolle Geschichten gegenüberzustellen. Immer wieder wird von Hunden berichtet, die, an die Kette gelegt, aus ihrem Halsband schlüpften, irgendeinen Unfug anstellten und dann wieder in das Halsband zurückkrochen, um den Unschuldigen zu spielen. Zahllos sind auch die Fälle, in denen Hunde ihren Herrn aus schwerer Gefahr gerettet und dabei Beweise größter Intelligenz und Entschlußfähigkeit abgelegt haben.

In Schottland geschah es, daß ein Mann im Eis eines gefrorenen Flusses einbrach und sich nur an seiner querüberlegten Flinte festhalten konnte. Sein Hund eilte schnurstracks in das nächste Dorf, packte einen Mann am Rock und zerrte ihn mit aller Gewalt zu der Unglücksstelle, wo er gerade noch zur rechten Zeit eintraf, um den Eingebrochenen zu retten.

Der Hund doch intelligenter?

An verschiedenen wissenschaftlichen Instituten sind in den letzten Jahren exakte Testversuche mit Hunden und Katzen angestellt worden, um die alte Streitfrage einmal auf Grund exakter Daten zu beantworten. Hierbei wurden die Tiere vielfach höchst komplizierten Prüfungen unterworfen, wie sie auch Menschen nicht ohne weiteres immer bestehen können. Es ergab sich, daß der Hund der Katze in allen denjenigen Fällen überlegen ist, wo es sich um eine Art abstrakten Denkens handelt, während die Intelligenz der beiden Tiergattungen ansonsten ziemlich die gleiche ist. Ueberlegen ist der Hund auch im Verständnis der menschlichen Sprache; hat es sich doch zum Beispiel ergeben, daß ein im psychologischen Laboratorium der Columbia-Universität geprüfter Hund mit völliger Sicherheit imstande war, dreiundfünfzig verschiedene Befehle auszuführen, ohne daß er sich auch nur ein einzigesmal geirrt hätte.

Der Bauer und die Kartoffeln

Ein Bauer muß mit seinem Wagen, der mit Kartoffeln beladen ist, über eine Brücke fahren. Mitten auf der Brücke rollt ein Hinterrad von seinem Wagen ab. Der Wagen fällt um, und fast alle Kartoffeln fallen in den Fluß, der unter der Brücke fließt.

Ein Fußgänger, der alles mit ansieht, bricht in helles Gelächter aus, das den Bauer aber sehr ärgerlich macht. Zornig ruft er aus:

„Wie könnt Ihr über den Schaden eines anderen so lachen!?"

Darauf antwortet ihm der Fußgänger:

„Lieber Freund, ich lache ja nur, weil ich noch nie solch große Kartoffelsuppe gesehen habe."

Beendigen Sie das Jucken

Lindern Sie Jucken schnell — oder Geld zurück



Zur schnellen Linderung des Juckens von Eczema, Pusteln, Athleten-Fuß, Schuppen, Schorf, Ausschlag und anderen äußerlichen Hautleiden verwenden Sie die weltberühmte, kühlende, antiseptische, flüssige D.D.D. PRESCRIPTION. Macht nicht fettig und fleckig. Lindert Entzündung und beendet schnell starkes Jucken. Eine 35-Cent Probeflasche beweist es, oder Geld zurück. Verlangen Sie heute von Ihrem Drogisten

D.D.D. PRESCRIPTION

Unter der Lawine

Erzählung von M. Kerbler

1.

Unaufhörlich tropfte es nieder auf die kahlgewordene, all ihrer Schönheit, ihres überreichen Schmuckes von Grün und Blumen beraubte Erde. Es war, als trauere und weine der Himmel selbst mit grau verschleiertem Antlitz über die entschwundene Pracht und über die arme Beraubte. Um verlorenes, entschlafenes Leben trauert Himmel und Erde, trauerte auch die einsame Frauengestalt dort am frischaufgeworfenen Grabhügel, unbekümmert um Wind und Regen. Was bedeutet auch alle Trauer der leblosen Natur gegenüber der eines liebenden Mutterherzens? Vor einer kurzen Woche noch hatte das liebliche Mädchen in ihrer sonnigen, fröhlichen Weise die Mutter umschmeichelt und nun lag sie tief drunten in der kalten Erde, der Mutter und all ihrer Liebe entrückt für immer! Ein heftiger Anfall der tückischen Diphtheritis hatte die kleine Menschenblüte schnell geknickt.

Eine junge Frau in gediegener bäuerlicher Tracht näherte sich jetzt der Trauernden. Schön war ihr Gesicht gerade nicht, aber lieb, voll Anmut und Güte.

„Komm, Marianne," sagte sie, den Arm um die überschlanke Gestalt der Trauernden schlingend, „Du mußt Dich ja arg verkühlen bei dem grauslichen Wetter. Wir möchten auch bald heimfahren und Du mußt zuerst noch etwas Warmes haben, daß Du Dich wieder einwärmen kannst."

„Vergelt Dir's Gott, Bäuerin, aber ich kann nit, keinen Tropfen könnt ich hinunterbringen."

Voll innigsten Mitleids blickte die junge Bäuerin der armen Mutter in die tränenverschleierten Augen. Sie hatte es so wohl verstanden, daß diese nach dem Seelengottesdienste ihres verstorbenen Kindes nicht mit den andern ins Wirtshaus gehen mochte, sondern lieber trotz Kälte und Ungewitter am Grabe des verlorenen Lieblings weilen wollte. Nun war ihr aber doch bange geworden um das arme Weib, das nach all den seelischen Leiden der letzten Tage nun auch noch schutzlos dem argen Ungewitter ausgesetzt war.

„Schau, Marianne, i kann Dir's ja nachfühlen, wie Dir zumut ist. Aber an uns dürfen wir Frauen ja nit denken, nit an das, was uns freut, und nit amal an das, was uns wehtut, nur alleweil an die, die wir liebhaben und die uns anvertraut sind. Und darum mußt Du auch nit an Dich denken und nit amal an Dein tot's Madele, das Du ja mit all Deiner Trauer nimmer lebendig machen kannst und das es ja gar nit verlangen tät, weil's droben beim lieben Himmelvater ja viel schöner hat als auf der buckligen Welt. Nur an Dein arm's Bübel darfst denken, das auf der ganzen Welt nur mehr Dich hat, sein Mutterl! Komm, Marianne!"

Noch einmal schluchzte die Trauernde weh auf, dann ließ sie sich wegführen von der Stätte, die ihr Teuerstes barg.

Der stattliche Ramoserbauer war schon damit beschäftigt, seine glänzenden, wohlgenährten Gäule vor das einfache Steirerwägelchen zu spannen, als die beiden Frauen beim „Stern" anlangten. Ein Blick unendlichen Mitleids streifte das blasse, eingefallene Gesicht der armen Mutter. Und er, der Ramoser, hatte sie doch gekannt, als sie noch anders, o, so ganz anders aussah, schön und blühend, strahlend in Frohsinn und Jugendlust. Und damals hatte er sich mit der frohen Hoffnung getragen, daß die Marianne einmal die Seine werden würde, so wie es bei den beiderseitigen Eltern längst feststand, daß die beiden jungen Nachbarskinder einmal ein Paar werden müßten. War dann doch so ganz anders gekommen! Nicht er, der zwar stattliche und brave, aber ein wenig stille Bursche hatte der schönen Bauerntochter Liebe errungen, sondern der Steff vom Rumerhof, ein bildhübscher, zungenfertiger, aber ziemlich lockerer Bursche. Wohl hatten sich Mariannens Eltern mit allen Kräften gegen diese Verbindung gewehrt, umsonst! Marianne hatte es durchgesetzt, war ihres geliebten Steffels Weib geworden und fühlte sich selig im Besitze ihres mühsam erkämpften Glückes. Ach, wie bald erwachte sie aus diesem seligen Glückstraum! Der Steffel war zwar kein Säufer und kein Spieler, aber ein arbeitsscheuer Mensch und ein Maulheld. Und weil er im Wirtshause am ehesten willige Zuhörer fand, war er dort bald mehr als daheim, als in seinem schönen Hofe, in Stall und Feld. Und wenn seine Zuhörer müde und überdrüssig werden wollten, griff er oft tief in seine Tasche, um ihre Zeche zu begleichen und sie am Wirtstische festzuhalten, weil er eben diese Zuhörerschaft nicht entbehren konnte.

So häuften sich gar bald die Schulden auf dem schönen, reichen Hofe, zumal auch des Herrn

Auge überall fehlte. Wohl tat Marianne ihr Möglichstes, die Leute zur Arbeit anzuhalten, und rackerte selbst von früh bis spät, aber was vermochten ihre schwachen Kräfte allein gegen die vielen, die am Untergange des Rumerhofes arbeiteten? Das Ende kam, die Zwangsversteigerung, der Hof ging in fremde Hände über. Und der Mann, der auf eigenem Grund und Boden nicht arbeiten wollte, sollte es nun auf fremden, sollte es in fremden Diensten tun! Das wollte er natürlich noch weniger, nicht einmal die Pflicht, für Weib und Kind zu sorgen, vermochte ihn dazu. Eines Tages war er verschwunden, er, der Besitzer eines stattlichen Hofes, heiliger Scholle, von den Vätern ererbt, war hinausgewandert in die Welt, ein Besitz- und Heimatloser!

Seinem armen Weibe blieb allein die Sorge für sich und ihr Kind und eines, das sie noch erwartete.

Der, der sie einst geliebt, an dessen Seite sie die Herrin des Hofes sein sollte, der bot ihr jetzt Brot für sich und ihre Kinder, für den arbeitete sie nun als Taglöhnerin! Für den Ramoser war, was einst gewesen, längst versunken, er hatte nun ein liebes, herzensgutes Weib, an dem er mit jeder Faser seines Herzens hing, er hatte herzige, blühende Kinder, die seines Lebens höchste Freude waren. Für die, die er einst geliebt, die sich selbst so schlecht gebettet und auf der nun so schwer des Schicksals Hand lag, fühlte er nur mehr innigstes Mitleid und die Zuneigung eines treuen, *schützenden* Freundes. Als über der armen Marianne alles zusammengebrochen war, als sie allein und hilflos dastand, da waren es die Ramoserleute allein, die sich ihrer annahmen. Aber Mariannens stolzen Sinn hatte all das über sie gekommene Elend nicht zu brechen vermocht und sie weigerte sich ganz energisch, irgend etwas anderes anzunehmen als Arbeit. Sie arbeitete mehr und unermüdlicher als alle anderen und wies trotzdem auch jetzt jede Bevorzugung stolz zurück, wollte nur gehalten sein wie alle anderen Arbeiter im Ramoserhofe.

Umsomehr erstaunte der Besitzer desselben, als Marianne während der Heimfahrt, plötzlich aus ihrem schmerzlichen Sinnen auffahrend, sagte:

„Bauer, ich hätt' eine Bitt!"

„Was selten ist, ist auch kostbar! Also schnell heraus damit!" sagte er lächelnd.

„Du hast vor ein paar Tagen erst gesagt, daß Du viel darum gäbst, für die Gufel-Alm einen verläßlichen Mann zu finden, der auch den Winter über droben bleiben wollt!"

„Ja, nur wird der nit so leicht zu finden sein!"

„Laß mich hinauf, Bauer! Grad recht wär mir jetzt ein solcher Aufenthalt. Unter die Leut' geh ich jetzt eh nit, mit meinem Leid, müßt allen nur die Freud' verscheuchen!"

„Und Dei Büabl, Marianne," warf die Bäuerin dazwischen, „wirst Dich von Dein' Letzten wohl nicht trennen wollen?"

„Gott bewahr! Den Franzl nimm ich natürlich mit, er geht ja noch nit zur Schul!"

Der Bauer schüttelte energisch den Kopf: „Das geht nit, Marianne, auf kein' Fall! An ein' Mann hab ich denkt, den ich auf diese Alm schikken möcht, und das müßt ein wetterharter und schneidiger sein, aber ein Weib und noch dazu ein Kind, — gar kein Gedanken! Hast eine Idee,



Eine junge Frau näherte sich der Trauernden. „Komm, Marianne, Du mußt Dich arg verkühlen bei dem grausligen Wetter. Nur an Dein arm's Bübel darfst denken, das auf der ganzen Welt nur mehr Dich hat, sein Mutterl! Komm, Marianne!"

was da droben für Schneemassen liegen im Winter und wie der Sturm haust?"

„Weiß ich alles, Bauer, bin nit umsonst Sennerin gewesen auf der Alm meines Vaters und alleweil die letzte, die abgefahren ist. Im Winter bin ich zweimal hinauf nachschauen, weil ich g'lernt hab', mit den Brettln umzugehn! Das letztemal bin ich auch eing'schneit g'wesen und hab' fünf Tag warten müssen, bis ich wieder auskommen bin, 's ist also nix Neues für mich! Und was geht uns denn ab? Holz ist oben mehr als genug, Milch haben wir auch, wenn Du heuer gar eine Kuh oben lassen willst, und sonst wirst 'suns schon auch an nix fehlen lassen. Wetterfest ist die Gufl-Hütte, so alt sie auch ist; und sollt gar amal was Unvorg'sehenes eintreffen, es kommen ja Brettlfahrer genug vorbei, daß ich Botschaft schicken könnt. Im übrigen aber könnt's Euch auf mich verlassen wie auf den besten Mann!"

Das wußten die Ramoserleute wohl und, kurzum, als das Wägelchen vor dem Hofe hielt, hatte die Marianne die Erlaubnis errungen, den Winter auf der Gufel zu verbringen.

2.

Die Gufel-Alm, hoch am Berge über der Waldgrenze gelegen, war ein Bergbauerhof gewesen, den aber sein Besitzer der unendlichen Mühen und der unbesiegbaren Not wegen aufgegeben hatte. Der Ramoser hatte ihn für billiges Geld erworben, hauptsächlich der schönen Bergwiesen wegen, die dazu gehörten. Die kurzen Sommermonate hindurch war das alte, aus eisenharten, dunkelbraunen Balken gefügte Haus bewohnt. Man hielt das Vieh da droben auf den prächtigen Weiden und brachte das würzige Bergheu ein. Ein paar Winter hindurch hatte der Ramoser jetzt auch im Winter das Galtvieh droben gelassen und hatte sich so das mühevolle Heimtreiben des Bergheus erspart. Ein alter Senner hatte es betreut und den vielen Skifahrern bei argem Unwetter Unterkunft und Verpflegung, wenn auch sehr einfache geboten, was dem Bauer eine gar nicht zu verachtende Mehreinnahme gebracht hatte. Deshalb wollte er auch für diesen Winter eine Kuh, ja sogar zwei, wenn es nötig sein sollte, in der Gufel einstellen, um den zusprechenden Wintergästen etwas mehr bieten zu können. Aber der alte Senner, der bisher da droben gehaust, war im Frühherbst gestorben und noch hatte sich keiner gefunden, der sich für den ganzen Winter in der wilden Einsamkeit da droben vergraben wollte.

Und nun war es ein Weib, mit einem wunden Herzen, das sich in diese Einsamkeit flüchten wollte, das aber dem harten Leben da droben wahrscheinlich nicht gewachsen war, wenn es auch ein im tiefsten Leid gestählter Mensch war. Schließlich hatte der Ramoser ihren Bitten nachgegeben, obwohl seine Frau besonders des Kindes wegen immer noch dagegen war. Und Marianne zog für den langen Winter hinauf in die einsame, jetzt schon tief im Schnee vergrabene Gufel.

In der ersten Zeit ließ die viele Arbeit, welche Marianne fand, Einsamkeit und Langeweile gar nicht aufkommen. Der alte Senner hatte zwar das Vieh gewissenhaft betreut, nach bester Möglichkeit auch die Wünsche der einkehrenden Skifahrer erfüllt, der Reinlichkeit hatte er keinen Zoll zu entrichten vermocht. Marianne fegte und rieb also die Böden, die nun trotz ihres Alters ein viel helleres Gesicht zeigten, machte die kleinen Fensterchen, durch die man kaum mehr hatte hindurchsehen können, wieder blitzblank, wusch Decken und Strohsäcke und füllte sie neu mit duftigem Bergheu.

Dann freilich kamen stille Tage, in denen es neben der Versorgung der Tiere nur sehr wenig zu tun gab, aber ein Gefühl der Vereinsamung kam auch jetzt nicht über Marianne. Im Gegenteil, es war ja so unendlich traulich beim großen, wärmespendenden Ofen, wenn das Spinnrädchen surrte oder die Stricknadeln klapperten, ihr Büblein an dem niedrigen Schemel ihr zu Füßen saß und mit leuchtenden Augen auf die alten Geschichten hörte, die sie ihm erzählte, indes der Sturmwind um das alte Haus heulte, die Schneeflocken in wildem Tanze durcheinanderwirbelten oder die Nebel — grauen Gespenstern gleich — dicht am kleinen Fenster vorüberhuschten.

Und dann kamen die Brettlleute, mehr, immer mehr, viel mehr, als der einsamen Frau oft lieb war, denn die Kunde von der neuen Wirtschaft auf dieser Alm sprach sich bald herum und es gab ja so viele, die den teuren Unterkunftshütten ihrem kranken Geldbeutel zuliebe aus dem Wege gehen mußten und doch das Bedürfnis nach Wärme und einem bescheidenen Imbiß hatten. Auch andere klopften an die stets sorgsam verschlossene Tür, zerlumpte, unheimliche Gestalten, deren Augen frohlockend aufflackerten, wenn eine Frau ihnen öffnete, und deren unruhige Blicke forschend über den ganzen alten Bau glitten, über die feste Türe, die winzigen Fensterchen und am längsten an der das Haus auf drei Seiten umringenden Laube hafteten. Wenn aber ihre Blikke auf den riesigen Bernhardiner fielen, der sich Marianne mit unfehlbarer Sicherheit zur Seite stellte, sobald sie die Türe öffnete, dann verdüsterten sich sofort ihre hoffnungsvollen Mienen.

Nun ging der Winter schon bald seinem Ende entgegen, drunten im Ramoserhofe führten sie wohl schon den Dünger auf Aecker und Wiesen, da oben gebärdete er sich wie ein richtiger Tyrann, der um keinen Preis seinen Thron räumen wollte und der mit Not und Tod jeden bedrohte,

der seinem Gebiete nahe kam. Tag und Nacht dröhnte das Sausen und Krachen der Lawinen an Mariannens Ohr, aber neuer Schnee füllte bald wieder die Lücken aus und fürchterliche Schneestürme schienen jede aufkeimende Frühlingshoffnung schon im Keime wieder ersticken zu wollen.



Als sie die Stimme des Vagabunden hörte, da schrie sie in hellem Entsetzen auf: „Steff! Um Gotteswillen!“

3.

An einem ausnahmsweise hellen Märzmorgen, an dem aber die Anzeichen des kommenden Föhns schon unverkennbar an den Himmel geschrieben waren, brach eine kleine Skigesellschaft trotz der flehentlichen Bitten Mariannens von der Gufel auf, um die nächstliegende Bergspitze zu erreichen. In schwerer Sorge um die jungen Leute, die so eigensinnig ihr Leben auf's Spiel setzten, blickte Marianne immer wieder durch das kleine Fenster hinauf zum Grat, unter welchem das Abfahrtsfeld gelegen war, ja sie ging sogar, als der Tag sich schon bald zu Ende neigte, ohne daß die jungen Leute zurückgekehrt waren, einigemale zur Türe hinaus, um in ihrer sich immer steigernden Unruhe nach ihnen auszuschauen.

Ein Blick empor zum Grat sagte ihr, daß der warme Frühlingsbote bereits gesiegt hatte. Da oben war alles schon in Unruhe und Aufruhr. Hoch wirbelte der aufgejagte Schnee in weißen Wolken empor zum Himmel, der in zartesten, blauen, grünen und rosenfarbigen Tinten erstrahlte. Von den unbesonnenen Menschen aber war nichts zu entdecken. Lux winselte und sprang unruhig den Hang empor, das kluge Tier witterte wohl auch Unheil. Marianne rief ihn nicht zurück. Es war ja nicht das erstemal, daß er verirrten Touristen den Weg in die Gufel gewiesen und ihnen das Leben gerettet hatte. Hätte Marianne ihre Blicke aber nicht nur bergauf, sondern auch abwärts wandern lassen, dann hätte sie zwei von jenen Wanderern entdeckt, bei deren Anblick sich ihr doch so tapferes Herz immer ein wenig beengt und beunruhigt fühlte. — —

„Was willst denn eigentlich da oben am Berg,“ fragte der ältere der beiden zerlumpten Walzbrüder den jüngeren, dem trotz seiner Jugend schon alle Schlechtigkeit ins Gesicht geschrieben stand.

„Der Weg paßt Dir gar nit, den wir diesmal eingeschlagen haben?“ gab der höhnend zurück.

„Na, durchaus nit. Ich hab' Dir schon g'sagt, daß ich aus der Gegend bin; und wie leicht könnt's sein, daß einer den Rumerhofersteffel in mir erkennt. Na, es ist ja gut vorbeigegangen da unten, keiner hat im zerlumpten Bettler den schneidigen Hoferben wieder erkannt, der amal allen Madeln im Dorf den Kopf verdreht hat.“ Voll Weh und Bitterkeit war diese Rede. „Was aber da heroben willst, versteh ich schon gar nit,“ fuhr er nach einer kleinen Pause, in der er wohl gar vieles von sich abschüttelte, fort, „nix zu holen als der Tod in der Lahn oder im Schneesturm!“

„Nix z'holen?“ höhnte der andere. „Da sieht man wieder, was für ein armseliger Patzer Du bist! Zu was andern als zum Mauerstehn kann man Dich überhaupt nit brauchen! Da heroben kann man herrlich und in Freuden leben, sag ich Dir! In den verlassenen und versperrten Schutzhütten gibt's zu essen und zu trinken, was nur die feinen Herrschaften sich leisten können, warme Bude und weiches Lager, und wann's gar einmal

brenzlich werden soll, ist's nur ein Katzensprung über die Grenz', in dem Dreiländerwinkel. Du hast gar no die Auswahl zwischen Italien und der Schweiz."

„Wenn sie einen nit vorher einfangen! Ist ja nimmer wie früher da heroben auf den Bergen, triffst bald mehr Leut als auf der Dorfstraß' um Kirchweih!"

„Feigling!" zischte der andere nur.

Ein unheimlich warmer, gewaltiger Windstoß stürzte ihnen von der Höhe herab entgegen.

„Holla, der Föhn," rief der jüngere der beiden Vagabunden sofort, „jetzt wird's g'fährlich. Nur schnell in die nächstbeste Hüttn, ob's Dir paßt oder nit, oder Du kriegst gar no recht mit Deinem Tod in der Lahn oder im Schneesturm!"

Und ängstlich und in tunlichster Eile arbeiteten sich die beiden durch den tiefen Schnee empor.

„Schau, ein Licht da oben, Gottlob, zu der Hütte kann's nimmer weit sein!"

„Aber Leut' sein drin!"

„Ist ja recht, können uns einlassen, ob gern oder nit, wir ersparen uns das Aufbrechen."

Bald darauf pochte es eilig und ängstlich an die altersschwarze Tür der Gufel.

„Gott sei Lob und Dank, da sind's endlich," dachte Marianne, „ja, der Lux."

Aber es waren nicht die so sehnlich erwarteten jungen Leute, sondern zwei abgerissene Vagabunden, die Einlaß begehrten.

„O Muttergottes!" entsetzte sich Marianne in Gedanken, „und nicht einmal der Lux da!"

Als sie aber die Stimme des einen Vagabunden, der von seinem Genossen in den Vordergrund geschoben wurde, wohl weil sein Gesicht immer noch vertrauenerweckender war als das eigene, hörte, da schrie sie in hellem Entsetzen auf: „Ja, sieh i denn recht? Steff! Um Gotteswillen!"

Und gleichzeitig stieß der Vagabund in tiefstem Schrecken hervor: „Marianne, wie kommst Du da herauf?"

Der andere verschwand wie ein Schatten an der hinteren Ecke des alten Gebäudes. Das konnte gefährlich werden, aber hoffentlich nur für den ganz unbrauchbaren Patzer und Leimsieder, der erkannt worden war. Für ihn war vielleicht gar etwas zu holen, indes die beiden mit sich zu tun hatten. Mit hämischem Grinsen schwang er sich auf die altersschwarze Laube, die das ganze Haus umgab.

Indes standen sich die beiden, die sich eigentlich im Leben zunächst standen, gegenüber wie erbitterte Feinde.

„Was hast Du in der Heimat zu suchen, Du Vagabund? Daß Du Dich nit schämst, wiederzukommen, wo Du doch weißt, daß man mit dem Finger auf Dich zeigt. Hast Deinem Weib und Deinen Kindern no nit genug Schand angetan? Schau nur glei, daß Du wieder verschwindest, so lang noch die Nacht Dich barmherzig versteckt!"

„Wenn ich gewußt hätt, daß Du auf der Gufel bist, wär ich ihr im weiten Bogen aus'm Weg gangen, darfst mir's glauben. Weil ich aber schon einmal da bin, wirst mich nit wie an räudigen Hund von der Tür jagen, gar wo der warme Wind 's Wandern da heroben so gefährlich macht. Und im Magen hab' ich heut' no' nix als trockenes Brot."

Fast wider ihren Willen gab ihm Marianne den Weg ins Innere frei und in der warmen gut erleuchteten Küche sahen die beiden Eheleute erst die große Veränderungen, die sie der Zeit, dem Leben und dem Leide zu danken hatten. Mariannens einst so lebensvolles und lebensfrohes Gesichtchen war freilich schmal und blaß geworden, aber gerade dadurch und durch das Leid und den tiefen Ernst, mit dem sie es zu überwinden suchte, hatte es einen neuen Reiz gewonnen. Auch ihre Gestalt war schlanker, fast mädchenhaft geworden und so war sie immer noch eine Augenweide für schönheitsempfängliche Blicke. Anders der Mann! Bei dem hatte das unstete Wanderleben, die Not und der Verkehr mit minderwertigen Menschen geradezu verheerend gewirkt. Nichts mehr war da von seiner dereinstigen Schönheit, von seinem flotten, schneidigen Auftreten, er war nur mehr ein richtiger, verkommener und abgerissener Vagabund.

„Wie kommst denn Du herauf, Marianne?" fragte der Steff, sich müde auf die Herdbank niederlassend. „Mag den ganzen Winter über grad nit gar so fein sein da herob."

„Ich kann nit lang fragen, wo ich mir mein Brot verdienen möcht," gab sie eisig zurück, „übrigens ist's mir recht da oben, vor den Leuten hat man seine Ruh!"

„Und die Kinder? Du hast sie wohl nit da? O Mariann', wenn ich sie grad' einmal no sehen könnt'!"

„S'Dirndl mußt drunten im Friedhof suchen!" Erbarmungslos kam die verhängnisvolle Botschaft über die Lippen der verbitterten Frau. „Zu Allerseelen haben wir es begraben. Hätt' ich ihm ganze Schuhe und ein warmes G'wand schaffen können, vielleicht lebet es heute no!"

Aufstöhnend vergrub der Mann sein verwüstetes Gesicht in seine Hände. Lang und bang war die Pause, die den harten Worten folgte; denn auf des Mannes Herz hämmerte das Schuldbewußtsein und der Schmerz um durch eigene Schuld unwiederbringlich Verlorenes. Und im Herzen der Frau stand all das Unrecht, all das Leid wieder auf, das sie seit Jahren getragen,

und weckte den Haß gegen den Urheber desselben. Schauerlich heulte der Wind, als ob tausend klagende, stöhnende und heulende Stimmen rings um den alten Bau laut würden. Dazu brüllte das Vieh im Stall ungewöhnlich laut und angstvoll. Die beiden aber hörten selbst in dieser langen, qualvollen Pause nichts davon über dem Pochen und Stürmen in ihrem eigenen Herzen.

Endlich begann der Mann wieder leise — stokkend: „Und 's Bübl? — Ist ja no a Bübl kommen — wie — wie ich scho fort war — hab's gestern erst gehört."

Wieder kam es scharf und schneidend von den schmalen, blassen Lippen:

„Mei Bübl hat keinen Vater, soll nie von ihm hören, könnt ihm nur zum Schaden sein!"

In diesem Augenblick wurde die Türe zur nebenan liegenden Kammer aufgerissen und — als wollte eine höhere Macht eingreifen und ihr hartes Wort zuschanden machen, stürmte ein herziger, kaum fünfjähriger Bub herein, in weißem Hemdchen, mit noch schlafheißen Wangen und wirren goldenen Locken, aber weit geöffneten angstvollen Augen.

„Muatta, Muatta, laß mich bei Dir bleiben, ich fürcht mi soviel, sausen tuats, der Wind, weißt, und jammern und schreien. Sein dös die armen Seelen oder gar die Verdammten in der Höll?" Und schluchzend barg der Kleine sein herziges Gesichtchen im Kleide der Mutter.

Dieses Sausen und Brausen hörte das Ehepaar endlich auch und erkannte mit maßlosem Schrecken, daß das nicht mehr der gewaltige Frühlingssturm, sondern das unheilvolle und letzte Warnungssignal der beginnenden Zerstörung war. Und nun war es auch kein Sausen und Brausen mehr, sondern ein furchtbares, ohrenbetäubendes Donnern, Krachen und Bersten, als würden die Berge da oben von urgewaltiger Hand zertrümmert und zerstört und auf die Täler und ihre zitternden Bewohner niedergeschleudert.

„A Lawin!" kam es über Mariannens schrekkensbleiche Lippen, indes sie ihr Kind angstvoll an ihre Brust drückte.

„Die geht ja auf der anderen Seit' ab," wollte Steff beruhigen, „die Gufel ist ganz — —"

Er konnte nicht vollenden, denn es krachte und splitterte in allernächster Nähe und die gegenüberliegende Wand schien plötzlich lebendig geworden zu sein und kam mit Tisch und Schrank, die an ihr bisher gestanden, auf die drei entsetzensstarren Menschen zu. Und dann neigte sich der Schrank, im nächsten Augenblicke wohl schon begrub sie alle das schwere alte Ungetüm. Aber da fiel er krachend auf den massiven gemauerten Herd auf und auch der Tisch kam an dem zum Stillstand und darüber hinweg türmte sich der Schnee der Lawine. —

4.

Der Entsetzungsschrei der Erwachsenen, die ihr letztes Stündlein gekommen sahen, verstummte, nicht aber das Weinen des Kindes. Und das erst brachte es seinen Eltern zum Bewußtsein, daß sie ja noch am Leben seien. Unter der Lawine und noch lebend? War denn der Tod wahrhaftig an ihnen vorbeigegangen? Ein letztes, auf dem Herde eben noch aufzuckendes und dann verlöschendes Flämmchen enthüllte dem Manne unbarmherzig die volle Wahrheit. Nein, vorbeigegangen war er nicht, der grause Würger, nur auf die Lauer hatte er sich gelegt, nicht verschonen wollte er ihn, sein Weib und sein Kind, nur spielen wollte er mit ihnen wie die Katze mit der Maus, vermehren ihre Todesqualen und verlängern. Der Schnee hatte sie wohl nicht sofort begraben und erstickt, über ihnen lag der mächtige Schrank und zwischen ihm, dem Rande des Herdes, auf den er aufge-



„Steff! Verzeih mir's, daß der liebe Herrgott mir auch verzeihen mag!"

fallen war, und dem Fußboden war immerhin ein kleiner Raum, in dem sie nun lagen und atmeten. Aber wie lange würde es währen, bis das armselige Restchen Luft verbraucht war? Doch der Tisch lehnte auch noch da, hielt den Schnee ab und barg unter sich ein wenig von dem köstlichsten und unentbehrlichsten Lebensspender, an den wir doch kaum einen Gedanken verlieren im gewöhnlichen Verlaufe unseres Lebens. Rettung? Ach, wohl kaum! Nur Verlängerung der Qual und des Todeskampfes.

Auch die vor Schreck erstarrte Marianne hatte das Weinen des Kindes wieder ins Leben gerufen, das sie staunend und voll innigen Dankes gegen Gott wie ein unverdientes Geschenk entgegennahm. Zunächst beruhigte sie das Kind mit so warmer Stimme und so lieben Worten, daß auch dem verkommenen Manne ganz warm um's Herz wurde. Dann aber dämmerte wohl auch ihr das Verständnis für ihre gefahrvolle Lage auf. Nicht verschonen wollte sie der Tod, nur eine letzte Gnadenfrist gab er, ehe er sie vor des Höchsten Richterstuhl lud. Und Marianne nahm sie in ihrem frommen Sinne voll heißen Dankes an, diese Gnadenfrist, und wollte sie wohl benützen. Wie es denen, die im Angesichte des Todes stehen, immer gehen soll, so war's auch bei ihr: Mit blitzartiger Schnelle glitt ihr ganzes Leben an ihr vorüber. Und vieles sah sie dabei, das ihr nicht gefiel und an das sie jetzt nur mit schmerzlichster Reue denken konnte. Auch dem Manne gegenüber, der da an ihrer Seite seinem letzten Stündlein entgegensah, fühlte sie sich nicht frei von Schuld. Wohl hatte er so viel Leid, Elend und Schande in ihr Leben gebracht wie kein anderer Mensch, aber einmal hatte ihm doch ihr ganzes Herz gehört und an Gottes Altar hatte sie geschworen, bei ihm auszuharren in guten und bösen Tagen, bis der Tod sie scheiden würde. Und als die bösen Tage dann — freilich durch seine eigene Schuld — gekommen waren, da hatte sie es nicht versucht, ihn durch Nachsicht und Liebe auf bessere Wege zu führen, nein, von der hohen Warte ihrer Tugend und ihres flekkenlosen Wandels hatte sie nur voll Verachtung auf ihn herabgesehen, hatte ihn mit Vorwürfen und Schmähungen überhäuft und es fast wie eine Erleichterung betrachtet, als er sie verlassen hatte, er, dem sie längst statt Liebe nur mehr Haß und Verachtung entgegenbrachte. Und auch in dieser Stunde des Wiedersehens, in der er so reuevoll und demütig vor ihr gestanden, in dieser von Gott gegebenen Stunde hatte sie nur Vorwürfe und spitze Redensarten gehabt.

Das alles fiel ihr nun schwer auf's Herz. Wie sollte sie mit dieser Last vor dem ewigen Richter erscheinen? Steff traute seinen Sinnen kaum, als im undurchdringlichen Dunkel, das sie umgab, seine Hand plötzlich mit warmem Drucke erfaßt wurde und die Stimme, die bisher kalt und scharf erklungen, nun so weich seinen Namen aussprach:

„Steff! Der liebe Herrgott meint's wohl gut mit uns, daß er in den letzten Augenblicken uns'res Lebens uns noch zusammenführt, die niemals hätten auseinandergehen dürfen, — daß wir einander noch verzeihen können. Jetzt sehe ich's wohl ein, daß ich nicht ohne Schuld bin an unserm Unglück. Hätte ich mehr Geduld g'habt mit Dir, wär's wohl nie so weit 'kommen. Verzeih mir's, daß der liebe Herrgott mir auch verzeihen mag!"

Wie rüttelten und zerrten diese Worte am Herzen des armen Vagabunden! Ihm hatte der liebe Gott doch so viel gegeben im Leben, wonach andere weniger Glückliche sich vergebens sehnten ihr ganzes Leben hindurch: Eigen Grund und eigen Dach, unter dem er wie ein König leben und herrschen konnte, ein freier Mann! Dazu noch ein schönes, braves Weib, ein herziges Kind! Ja wahrlich, verschwenderisch hatte der Ewige seine Gaben über ihn ausgeschüttet! Er aber hatte verschwenderischer noch all das vergeudet! Und nun sollte er hinübergehen zu seinem Herrn und Schöpfer, dem gütigen Spender all dieser Güter, und sollte Rechenschaft ablegen, Rechenschaft über gewissenloseste Verschwendung und Pflichtverletzung! Wie sollte er da bestehen und sich verantworten können, nicht mehr vor dem gütigen und barmherzigen Gott, sondern vor dem gerechtesten und allwissenden Richter! Unmöglich, ganz unmöglich war das! Und diese Erkenntnis wälzte sich auf sein schuldbeladenes Herz schwerer, eisiger und tödlicher noch, als die Lawine über ihnen auf alles Leben sich wälzte.

Und in diese verzweifelte Stimmung hinein klangen die versöhnenden Worte seines Weibes wie Sphärenmusik, wie eine himmlische Verheißung! Wenn sie, das Menschenkind, dem er auch so viel und schweres Leid zugefügt, ihm nicht nur verzeihen wollte, sondern sogar von ihm, dem Hauptschuldigen, Verzeihung erbat, dann war es vielleicht auch nicht ausgeschlossen, daß der barmherzige Gott ihm noch verzieh im letzten Augenblicke, ehe er vor seinem Richterstuhle erscheinen mußte. Wie eine neue Verheißung und Aufmunterung klang es wieder an seine Ohren:

„Schau, Steff, ist's nit eine große Gnade von unserm lieben Herrgott und eine ernste Mahnung obendrein, daß er uns zwei, die nit miteinander leben wollten, wie 's unser Pflicht gewesen wär, jetzt wieder zusammengeführt, daß wir miteinander sterben müssen?"

„Ja, recht hast, Mariann', tausendmal recht, bis auf ein's: „Schuldig bin nur ich ganz allein, ich hab' Euch ja verlassen!"

Der kleine Franzl, der, sich in den Armen der Mutter wohl und sicher fühlend, schon wieder ins selige Traumland hinübergesegelt war, regt sich jetzt im Halbschlafe, schauerte zusammen und klagte bald darauf mit weinerlicher Stimme: „Kalt, Mutter, deck mi zu!"

Seinen Eltern war in ihrer Angst vor dem sicheren Tode und der herannahenden Verantwortung bisher diese, unter der gewaltigen Schneemasse stetig zunehmende Kälte gar nicht zum Bewußtsein gekommen. Jetzt freilich fühlten auch sie dieselbe und Steff fragte sich, welcher der sie bedrohenden Feinde wohl der stärkere sein würde, wer eher zum Ziele kam, der Luftmangel oder die Kälte? Barmherziger war sicher die letztere. So schnell er es in diesem engen Raume vermochte, entledigte er sich seiner abgetragenen Lodenjoppe und warf sie seinem Weibe und dem in ihren Armen ruhenden Kinde über. Es war wohl das erste Opfer, das er in seinem Leben den Seinen brachte, und Marianne empfand das auch voll Glück und Dankbarkeit und es war, als weckte dieser erste lichte Strahl, der in ihr seit langem so düsteres Leben fiel, Lebensmut und Lebenshoffnung auf's neue in ihr.



Endlich wurde die arme Frau mit dem an ihre Brust gepreßten Kinde sichtbar und daneben der erst halb freigelegte Körper eines Mannes.

„Wenn nur die Skifahrer bald zurückkämen," seufzte sie, „die könnten uns ausgraben. Und der Lux, der ist ja auch außen, und das sollt mich wundern, wenn der uns nicht findet, so ein g'scheites Vieh, wie der ist!"

Und es gelang ihr wirklich, dieses Flämmlein Hoffnung anzufachen im eigenen, wie auch im Herzen ihres Mannes; und schon begann dieser, gute Vorsätze zu machen. Ach, wie anders, wie so ganz anders würde er sein Leben einrichten, wenn es ihm wirklich neuerdings geschenkt werden sollte! Wie es ihm jetzt eine Wonne wäre, wenn er nur mit der geringsten Aussicht auf Erfolg mit seinen Händen einen Ausweg für Weib und Kind schaffen könnte, und wäre es auch mit seinem Blut, mit tausend Qualen, so sollte ihm nichts zu schwer, zu hart und bitter sein, wenn er leben durfte, leben für Weib und Kind!

Aber immer geringer wurde diese Hoffnung. Der kleine Franzl wurde immer unruhiger und beklagte sich immer öfter über Kälte, die auch seinen Eltern immer eisiger durch die Glieder kroch. Auch der andere Feind, den Steff viel mehr fürchtete, rückte immer näher. Bleischwer lag er ihnen schon auf der Brust, mit würgender Hand griff

Fässer-Fabrik

Wer gute saure Gurken und schmackhaftes Sauerkraut haben will, der muß gute und reine Fässer haben, damit sich die Sachen auch halten. Unsere Fabrik stellt alle Arten von Fässern her und macht auch Fässer auf Bestellung, wie man sie haben will. Wir haben auch Stahlfässer, die sich eignen zum Wasserfahren und auch Trinkwasser darin zu halten. Lest unsere Anzeige und schreibt uns in Eurer Muttersprache; wir werden Euch ehrliche Bedienung zuteil werden lassen.



er nach ihrer Kehle. Und auch das Kind begann nun zu jammern: „Luft, Mammi, mach doch 's Fenster auf!"

„Kind, wenn das möglich wäre!" stöhnte die Mutter.

Ja, der Tod, der auf sie gelauert, rückte näher, immer näher, und mit ihm auch die Angst vor der dunklen Pforte, durch welche er führte, und vor dem, was drüben wartete, vor dem gerechten Richter. Aber während dies Erkennen bei der frommen Frau ein heißes Flehen um Erbarmen weckte, aber doch in der Ruhe eines guten Gewissens und voll Ergebung in Gottes Willen, war's beim Manne die fürchterlichste aller Qualen, die Erkenntnis eines verfehlten, vergeudeten Lebens. Doch aus dem Abgrunde dieses Elends und einer brennenden Reue und Selbstanklage stieg auch sein demütiges Flehen um Verzeihung und Erbarmen zum Allgütigen empor.

Ein Weilchen noch hörte man das leise Stöhnen, das qualvolle und vergebliche Ringen nach Luft, dann wurde es totenstill in dem winzigen, schneefreien Raume. Wohltätige Bewußtlosigkeit hatte die Verschütteten umfangen, barmherzig die schon unerträglich gewordenen Qualen von ihnen nehmend.

Sie hörten also nicht mehr das immer deutlicher und lauter werdende Winseln und aufgeregte Heulen eines Hundes, hörten nicht mehr das immer näher kommende Scharren und Arbeiten im Schnee, hörten nicht, daß der Hund inmitten seines Winselns plötzlich einen lauten Freudenlaut gab und eine Menschenstimme jubelnd sagte: „Habt Ihr's gehört, er hat sie gefunden, wir sind am rechten Platz! Nur schnell, nur schnell!"

Was ihre Kräfte nur hergeben mochten, wandten die drei Männer an die Wegräumung der letzten, festgeballten Schneemassen und selbst das junge Mädchen, die vierte der kleinen Skigesellschaft, um die Marianne sich so gesorgt hatte, wollte nicht zurückbleiben. Da — ein Arm wurde sichtbar, die Retter nur noch mehr anfeuernd, und endlich, endlich wurde die arme Frau mit dem an ihre Brust gepreßten Kinde sichtbar und daneben der erst halb freigelegte Körper eines Mannes.

Es war höchste, allerhöchste Zeit gewesen! Lange währten die Wiederbelebungsversuche und lange schien es, als ob sie überhaupt keinen Erfolg haben sollten, bis endlich zuerst beim Kinde und dann beim Manne, zuletzt erst bei Marianne sich die ersten leisen Lebenszeichen zeigten. Ein Glück war es, daß nur die letzten Ausläufer der mächtigen Lawine es waren, die, auf dem jenseitigen Hange niedergehend, das ganze Tal ausfüllend, noch die Gufel erreicht hatten. So war ihre größte Kraft schon gebrochen, als dies geschah, und der Schnee war hier nicht so fest wie Eis zusammengepreßt, nicht mit Bäumen und riesengroßen Steinen durchsetzt wie weiter oben und bot daher der Rettungsarbeit der Skifahrer geringere Schwierigkeiten. Diese hatten auf ihrem Rückwege die Gufel schon beinahe erreicht, als sie die losbrechende Lawine sahen und hörten, und in ihrem Schrecken waren sie anstatt der Gufel zu bergaufwärts geflohen. Das war ihre Rettung gewesen. Nur infolge dieser glücklichen Umstände war eine Rettung überhaupt möglich gewesen. Die Gufel hatte infolgedessen auch wenig gelitten, sogar das Vieh im Stalle fand sich noch lebend vor. Nur auf jener Seite, wo die Lawine das Haus erreicht hatte, fand sich unter den Trümmern der Laube die Leiche eines Mannes, die Steff schaudernd als die seines Wandergenossen erkannte.

Die ausgestandene Todesangst unter der Lawine aber hatte alle seine bösen Eigenschaften, die ihn bisher ruhelos durch das Leben gejagt, gründlich ausgetilgt. Nun gibt es keinen arbeitsameren, sparsameren und mit seiner Familie inniger verwachsenen Mann als den Steff. Vom Tagelöhner hat er es bald bis zum Pächter eines kleinen Bauerngutes gebracht und nicht allzulange dauerte es, bis es sein Eigen war.

Eine Nacht auf dem Mond

Von Dr. F. Lause.

Noch ist es uns nicht gelungen, in Raketen zu fremden Weltkörpern zu fliegen. Nur ein einziger Weltkörper wurde schon so gründlich erforscht, daß wir naturgetreue Landschaftsbilder von ihm zeichnen können: der gute alte Mond.

Eine Nacht auf dem Monde! Ueber uns wölbt sich der sternbesäte Himmel. Es sind dieselben Bilder, die wir von der Erde her kennen: der Große Bär, der Orion, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, das Südliche Kreuz und die anderen 82 Bilder, in die alte Kulturvölker und später Gelehrte den Sternenhimmel aufgeteilt haben. Als schimmerndes Band zieht sich die Milchstraße zwischen den Sternen dahin. Alle Gestirne leuchten etwas heller, als wir es von der Erde her gewohnt sind, und zahllose kleinste Sternlein, die auf der Erde dem unbewaffneten Auge unsichtbar bleiben, sind hinzugetreten. Todesstarr, wie der Wüstenboden um uns herum, ist auch das Licht der Sterne; ohne, wie auf Erden, in unaufhörlichem Wechsel Glanz und Farbe zu ändern, leuchten sie still und scharf. Nie sieht das Auge eine flüchtige Sternschuppe am Himmel dahinjagen, nie ein helles Meteor einen funkensprühenden Schweif hinter sich herziehen.

Tödliche Kälte umgibt uns. Der Wärmemesser zeigt 70 Grad unter Null an. Dem Monde fehlt nämlich die schützende Hülle einer Atmosphäre. Die Atomfluten des weiten Weltalls umspülen unmittelbar seine völlig nackten Flächen auf die bald hier, bald dort ein Meteor mit kosmischer Geschwindigkeit aufprallt, ohne vorher im Luftwiderstand aufgeglüht und verbrannt zu sein.

Fast im Scheitelpunkt des Himmels steht die Erde, eine leuchtende Scheibe, dreizehnmal größer als von ihr aus der Mond erscheint, und rund achtzigmal heller. War sie zu Beginn der fünfzehntägigen Mondnacht noch ein Halbrund, so ist sie jetzt, um Mitternacht, voll erleuchtet. In buntem Wechsel führt die Achsendrehung die gelben und grauen Wüstengebiete der Sahara, die dunkelblauen Wassermassen des Atlantischen Ozeans, die tiefgrünen Urwälder Brasiliens, die weißen Schneefelder Alaskas langsam an unserem Auge vorüber — soweit Land und Meer nicht unter blendend weißen Wolkenmassen begraben liegen.

Unmerklich langsam nimmt der beleuchtete Teil an Größe wieder ab. Schon nähert sie sich dem letzten Viertel, in dem sie nur noch halb erleuchtet ist, — ein Zeichen, daß die Sonne bald aufgehen wird. Auch der Anblick des Sternenhimmels hat sich allmählich verändert; manche Sternbilder sind im Westen untergegangen, andere im Osten emporgestiegen. Nur die Erdscheibe hat ihre Stellung am Himmelgewölbe fast gar nicht geändert.

Doch vergebens schauen wir nach Morgendämmerung und Morgenröte aus. Luft und Wolken, aus denen beide gewoben sind, fehlen dem Monde ja. Nur genau im Osten steht am Horizont ein ganz kleiner silberweißer Schimmer, der den Anfang des Tagesgestirnes etwa eine Stunde lang ankündet. Es ist der leuchtende Außenteil der Sonnenatmosphäre, die Korona, auf der Erde nur bei totaler Sonnenfinsternis sichtbar.

Plötzlich schießt der erste Sonnenstrahl empor. Unvermittelt hat sich das volle Licht des Tages über die Wüstenfläche ausgegossen, in der wir unsere Augen neugierig nach allen Seiten schweifen lassen. Aber während das Sonnenrund am Erdäquator nur zwei bis drei Minuten braucht, um sich vom Horizont loszulösen, benötigt es am Mondequator fast eine Stunde dazu. Schnell erwärmen sich die von der Sonne bestrahlten Felsen, während es im Schatten eiskalt bleibt. Bald hier, bald dort sprengt der schroffe Temperaturwechsel die Gesteine. Aber kein Laut dringt an unser Ohr; es fehlt ja die Luft, die den Schall weiterträgt.

Wir beginnen den Ausflug, der uns mit der Mondoberfläche näher bekanntmachen soll. Daß es ein Stück steil bergauf geht, spüren wir kaum. Ein kraftvoller Sprung hebt uns fast zehn Meter vom Boden; sanft, fast schwebend gleiten wir wieder hinab. Einen faustgroßen Stein vermögen wir mühelos so weit und hoch zu schleudern, daß er sich unseren Blicken entzieht. All das überrascht uns nicht; wissen wir doch, daß die Schwerkraft auf dem Monde sechsmal kleiner ist als auf der Erde.

Wir durchwandern die weite Ebene mit den dunklen vulkanischen Gesteinen. Nur hier und da bringt eine Hügelkette, ein moränenartiger Stauwall, ein terrassenförmiger Absatz, ein vereinzelter Krater Abwechslung in das Einerlei. Der Gesichtskreis ist merkwürdig eingeengt; denn da der Mond viermal kleiner ist als die Erde,



Die Hersteller von Mus-Kee-Kee möchten diese Gelegenheit wahrnehmen, allen denen zu danken, welche uns von den guten Erfolgen, die sie durch Mus-Kee-Kee erhielten, geschrieben haben. Da so viele Briefe einliefen, war es uns unmöglich, jeden einzelnen persönlich zu beantworten. Wir möchten gleichzeitig aber auch diese Leute, die drei oder mehr Flaschen verbraucht haben, dringend ersuchen, Ihren Freunden von den wunderbaren Erfolgen zu erzählen, die durch den Gebrauch von Mus-Kee-Kee erzielt werden, sodaß mehr und mehr Menschen an dem Segen teilhaben können. Wenn noch irgend welche Mus-Kee-Kee Kunden da sind, die unseren Stab von weltberühmten Psychologisten wie King Soloman, Arvella, das Traummädchen, Dr. C. A. Hill, Phrenologist etc., betreffs verschiedener Fragen zu Rate ziehen möchten, so ist dieser Rat absolut **unentgeltlich** zu haben. Man schicke nur ein frankiertes, selbstadressiertes Kuvert, indem man für jede Frage einen Deckel der Schachtel beilegt, an die MacDonald Medicine Co., 64 John Str. North. Hamilton, Ont. Man gebe bestimmt das Geburtsdatum des Schreibers an oder der Personen, die angeführt werden.

erscheint seine Oberfläche auch viermal stärker gewölbt, und die Ferne versinkt früher unter den Horizont als bei uns.

Nach tagelanger Wanderung nähern wir uns dem Rande dieses sogenannten Mondmeeres. Unerwartet stellt sich uns ein Hindernis in den Weg; ein viele hundert Meter breiter Sprung hat hier den Mondboden zerrissen. Jäh schießen seine dunklen Wände in die Tiefe. So weit das Auge auch nach rechts und links suchend in die Ferne dringt: nirgends ist ein Ende abzusehen. Aber es bleibt uns keine andere Wahl. Wir müssen die Rille auf einer Seite umgehen, genau so wie der Bergsteiger einer breiten Gletscherspalte oder der Polarfahrer einer Wasserrinne im Eise oft nur seitlich ausweichen kann.

Bald hinter der Rille nimmt die Landschaft ein anderes Gesicht an. Wir sind sozusagen in ein großes Sieb hineingeraten. Die Kreisform beherrscht alles. Rings umgeben uns kreisförmige Mulden, flache Senkungen, um die ein kreisförmiger Wall herumläuft, kreisrunde Krater. Immer zerklüfteter wird der Boden, immer schroffer und wilder türmen sich die Berge. Wir erblicken Felswände von einer Höhe, wie man sie auf Erden niemals findet. Doch vergebens suchen unsere Augen einen grünen Grashang, einen bunten Blumenteppich, einen brausenden Bach, ein schimmerndes Schneefeld: Es gibt kein Wasser auf dem Monde und deshalb auch keine Pflanzen und Tiere, nicht einmal die einfachsten Lebensformen. Wohin wir auch schauen mögen: überall leblose Oede, grauenhafte Wildnis, entsetzliche Todesstarre.

Es ist Mittag geworden. Die Sonne braucht eine Woche, um den Scheitelpunkt des Himmels zu erklettern, und brennt dann vom schwarzen, nach wie vor mit Sternen gezierten Himmelsgewölbe mit fürchterlicher Glut hernieder. Siedehitze umgibt uns; das Thermometer zeigt über 100 Grad an.

Das ist der Mond, dessen mildes Silberlicht unseren Nächten so oft den eigenartigen Zauber verleiht.

Eine alte Australierin warf vor langer Zeit eine Tüte mit verfaulten Aepfeln in einen Fluß. Im Laufe der Jahre trocknete dieser Fluß aus, die Apfelkerne aber keimten. Einer der inzwischen groß gewordenen Apfelbäume trägt jetzt so reiche Frucht, daß seine Aepfel kistenweise jährlich ausgeführt werden können.

Wenn Ihre Leber nicht in Ordnung ist . . .

nehmen Sie heute Abend 2 Beecham's und Sie werden morgen besser fühlen



Beecham's beseitigen die Körpergifte aus Ihrem System und helfen so den Blutstrom zu reinigen. Verlangen Sie dieselben bei Namen . . . . Beecham's Pills".



Beecham's LIVER- BILE & LAXATIVE PILLS

Druckfehler, die Geschichte machen

Der Druckfehler hat nicht nur eine Geschichte — er machte auch Geschichte. Am Rande der Weltbegebenheiten, etwa nebenbei, wie es einem Ding, das eigentlich ja nicht sein soll, zukommt.

Der Monsum hieß ursprünglich „mousum", und erst ein Druckfehler des 16. Jahrhunderts verwandelte ihn für alle Zeit in das heute übliche Wort.

Den Scheitelpunkt des Himmels nannten arabische Astronomen in ihrer Muttersprache, „semt", was die Spanier als „zemt" übernahmen — solange sie ihre astronomischen Werke mit der Hand geschrieben. Die erste gedruckte Himmelskunde der Spanier macht jedenfalls aus dem „zemt" ein „zenit", und als Zenit geht nun das Wort durch alle Kulturstaaten.

Das Land der aufgehenden Sonne hieß ursprünglich Nippon, erst einige europäische Hör- und Druckfehler machten daraus „Japan." Und wenn auch das östliche Inselreich seit dem Weltkrieg im amtlichen Verkehr sich Nippon nennt, der Druckfehler hat sich bei allen anderen Ländern durchgesetzt: für uns bleibt Nippon — „Japan."

Eine unterhaltsame Reihe solcher Beispiele ließe sich beibringen. Wir erinnern uns des Lübecker Buchdruckers Johannes Ballhorn, der im 16. Jahrhundert lebte, und dessen Druckfehler — gewollte und ungewollte — so berühmt wurden, daß man noch heute von „ballhornisierten" oder „verballhornten" Texten spricht.

Solche Verballhornungen, die ewig leben blieben, sind Hüfthorn für Hifthorn, Brunst für Bruust, auch der volkstümliche Kappahn für Kapaun.

Den schönsten Druckfehler lieferte aber die Neuzeit.

Da lebte im Norden ein neunzehnjähriger Herr Pedersen, der die Stimme des Dichters in sich fühlte. Das erste erzählende Werk war schon geschrieben, es sollte auch gedruckt werden. Doch nicht unter dem alltäglichen Namen Pedersen; der Dichter suchte sich ein klangvolles Pseudonym, ein etwas romantisches dazu, er erfand einen poetischen „Knut Hamsund." Der eilige Setzer machte aus dem neuen Hamsund mittels gewöhnlichen Druckfehlers einen „Hamsun."

Und dabei blieb es. Es wird in der Literaturgeschichte der einzige Fall sein, daß ein Dichter seinen Namen dem Druckfehler verdankte.



Frühling im Walde

O Täler weit, o Höhen —
Du schöner, grüner Wald!
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt —
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich — du grünes Zelt!

Reine, gesunde Haut durch einfache Kost

In den letzten Jahren hat man mehr und mehr die Bedeutung der Gemüse für den Körperhaushalt und damit auch für die Körperpflege erkannt. Gerade die Erforschung der Vitamine, die in allen Gemüsen reichlich enthalten sind, gab wertvolle Fingerzeige für die Köperpflege, die man nicht außer acht lassen sollte.

Unsere tägliche Kost ist für unser körperliches Wohlbefinden und deshalb für die Pflege des Körpers weit wichtiger, als wir annehmen. Die Gesichtshaut soll rein sein, ohne Pickel und Mitesser. Sehr oft ist sie es nicht! Woran liegt das? Oft an der Ernährung, denn wenn wir recht scharf essen, wenn der Pfeffer beim Kochen eine zu große Rolle spielt, dann dürfen wir uns nicht wundern, daß der Körper auf diese Mißhandlung reagiert.

Recht viel Küchenkräuter können das Salz und den Pfeffer zum größten Teil ersetzen; überhaupt ist der reichliche Gebrauch von Salz oft nur eine schädliche Angewohnheit, die man lassen sollte. Schöne Haut bekommt man ferner durch den reichlichen Genuß von Sellerie und Gelben Rüben, besonders die letzteren enthalten das wertvolle Karottin, das der Auffrischung des Blutes und der Förderung des Blutumlaufes im Körper dient.

Karottin finden wir in allen gelben Gemüsen und auch in der Butter.

Ferner wird eine gesunde Haut durch den Genuß von reichlich Obst gefördert. Dazu Milch und zum Süßen der Speisen Honig. Wer eine solche Diät befolgt, wird keine teuren Salben, Wässerchen und andere Dinge benötigen.

Das gilt für junge Menschen genau so wie für ältere, und soll nicht als eine Eitelkeitssache abgetan, sondern als feste Regel dem täglichen Leben hinzugefügt werden.

Wirkliche Popularität

Der berühmte Wiener Volkskomiker Alexander Girardi wurde einst in seiner Garderobe von seinen Kollegen gefragt, was er in des Wortes wahrem Sinn unter Popularität verstehe. „Ja," sagte er, „das kann ich euch am besten durch ein Beispiel erklären. Da geh' ich im letzten Sommer in Ischl auf der Kurpromenade spazieren und höre gerade, daß unser Kaiser auch am selben Tag angekommen ist. Ihr wißt ja auch, daß er mich kennt und mich mal zur Jause eingeladen hat. Also wie ich daran denk', kommt ein Hofbeamter auf mich zu und sagt: ‚Herr Girardi, Sie möchten doch gleich mal zu Seiner Majestät in die Villa kommen!' Ich mach' mich in aller Eile fein und geh' dann sofort zum Kaiser. Er begrüßt mich leutselig wie immer und meint: ‚Wissens, mein lieber Girardi, weil heut' ein so schöner Tag ist, wollen wir ein bißl spazierenfahren.' Ich verbeuge mich und sage: ‚Wie Majestät zu wünschen geruhen.' Wir steigen ein und fahren durch Ischl. Und ich kann euch sagen, die Leut' haben geschaut, es war eine Freude. Am nächsten Tag, was soll ich euch sagen, da drängen sich auf der Kurpromenad' die Leut' an mich heran und bestürmen mich: ‚Sagen Sie, Herr Girardi,' so fragen sie alleweil, ‚sagen Sie nur, wer war gestern der weißbärtige alte Herr, mit dem Sie spazierengefahren sind?' Seht ihr, das nennt man Popularität!"

Die Wäscheschlacht von Gratzelsbrunn

Erzählt von F. Ed. Hrabe.

1.

Man sagt, daß zum Vorsteher einer Gemeinde nicht immer der Gescheiteste gewählt wird. Ob es für den Vorsteher immer ein Glück ist, daß er dieses Amt bekleiden muß, ist eine andere Frage. In der Freizeit und oft auch während der Arbeitszeit hat er dann alle Hände voll zu tun, um sich um das Geschick der ihm unterstellten Gemeinde zu bekümmern. Er muß für die Einhaltung der Hundesperre haften, obzwar er lieber manchem schlimmen Maul einen Beißkorb verordnen würde, als den Hunden; er muß alle Vorschriften und Erlässe über Viehseuchen kennen und die Abwehrmaßnahmen durchführen lassen. Der Vorsteher hat sich aber auch zu kümmern, daß unter den Menschen seines Wirkungskreises möglichst alles am Schnürl läuft. Oft muß er den Schiedsrichter in Streitigkeiten machen; für die ordentliche Beistellung eines Vormundes sorgen, wenn es erforderlich ist, wobei er zu seinem Leidwesen nur den Nichterwachsenen einen Vormund beschaffen muß, obgleich er nach kurzer Regierungserfahrung schon weiß, daß manchmal ein Vormund für gewisse Erwachsene weitaus nötiger wäre. Ja, und was soll man sonst noch aus dem Leben eines armen, geplagten Vorstehers erzählen? Das meiste sagt wahrscheinlich das Sprichwort: „Würde bringt Bürde!"

Der Michel Uebertupfer, Bauer in Gratzelsbrunn, war erst seit ein paar Monaten Vorsteher. Den nötigen Verstand zu seinem Amt hat er gehabt, aber leider auch eine Anzahl von Widersachern, welche ihn um die Würde beneideten und immer alles besser gewußt haben, als der Vorsteher samt dem Gemeinderat. Einige der Widersacher waren einflußreiche Leute und einer davon war auch Gemeinderat; und zwar der Bäckermeister Knöderl. Er war lang, dürr und hager, während der Vorsteher klein und rundlich, dabei aber sehr gemütlich gewesen ist.

„Vorsteher!" hat der Bäckermeister Knöderl gleich nach der Neuwahl gesagt, „in unserer Gemeinde muß es anders werden. Es ist keine Zucht da — keine Ordnung! Und warum? Weil sie immer den Falschen zum Vorsteher machen!"

„So!" hat der Vorsteher geschmunzelt, weil er gemerkt hat, wieviel die Uhr geschlagen hat. „Da gibt es nur ein einziges Mittel dagegen und das ist, daß sie das nächste Mal Dich zum Vorsteher wählen. Lauter Dumme und Falsche kann's doch in Gratzelsbrunn nicht geben, und wenn ich schon von mir nicht weiß, ob ich ein Dummer und Falscher bin, so weiß ich wenigstens das eine: Du bist nicht falsch und nicht dumm, Bäcker. Du wärst der Rechte!"

„Kruzilaudon!" denkt sich der Knöderl. „Der hat es faustdick hinter den Ohren. Wer hätt' denn das gedacht?" Laut aber sagte er: „Ich dank Dir für Deine Meinung, Vorsteher! Ich werd' Dich schon unterstützen, wo ich kann. Und das Brot wirst ja jetzt auch von mir abnehmen. Wieviel Laib willst denn jede Woche?"

„Du weißt ja, Bäcker, daß wir unser Brot selber backen. Aber wenn ich einmal was brauch', werd' ich schon zu dir schicken, darauf kannst Du Dich verlassen!"

„Ich dank schön!" gibt der Bäcker mit einem Gesicht wie aus Sauerteig zurück. „Und auf mich kannst Dich genau so verlassen, daß D' es weißt!"

2.

Seither sind viele Monate vergangen; die Welt steht im Herbst und auf der Gemeindeviehweide treibt der Hütbub das Vieh aus. Nun besteht aber in Gratzelsbrunn seit urdenklichen Zeiten die Vorschrift, daß ein jeder, der auf der Gemeindeviehweide Wäsche zum Bleichen auslegt, eine kleine jährliche Abgabe zu leisten hat. Wegen dieser Abgabe ist es schon bei der letzten Gemeindesitzung zu aufgeregten Reden gekommen. „Das muß anders werden!" hat der Bäckermeister und Gemeinderat Knöderl geschrien. „Jeder Mensch legt seine Wäsche auf die Gemeindeviehweide. . ."

Da wirft der Kerngruber ein: „Jeder Mensch nicht!"

„Jeder Mensch!" schreit der Knöderl ganz erbittert.

„Da tragst also Du selber die Wäsche auf die Bleiche?" fragt der Kerngruber ganz unschuldig. „Ich hab' gedacht, das besorgt Deine Alte!"

„Hehehe!" lachen die Herren Gemeinderäte, nur der Knöderl wird puterrot vor Zorn. „Und niemand leistet die vorgeschriebene Abgabe, nur ich. Stimmt das, Gemeindeschreiber?"

„Ja!" sagt er. „Gestern habt Ihr den Betrag an die Gemeindekasse gezahlt!"

Wieder hebt ein unterdrücktes Lachen an. Also er hat erst gestern bezahlt, der Schlaucherl!

„Wann ich gezahlt hab, geht niemanden was

an! Im Beschluß heißt es nur, daß der Betrag einmal jährlich zu entrichten ist. Und niemand hat etwas gezahlt! Das geht schon seit Jahren so, das muß anders werden."

„Manner!" sagt der Vorstehen. „Wir sind ja froh über jede kleine Einnahme, welche die Gemeinde hat. Aber wir sind erst ein paar Monate im Amt und können noch nicht alles wissen. Seit wann sind die Abgaben nicht entrichtet worden?"

„Seit sechs Jahren!" sagt der Gemeindeschreiber.

„Da sind wir Dir dankbar, daß Du uns aufmerksam gemacht hast!" sagt der Vorsteher zum Bäckermeister Knöderl. „Du hast es ja auch wissen müssen ... Du warst schon seit fünf Jahren im Gemeinderat!"

Kein Wort weiter, aber alle verstehen den Vorwurf und der Knöderl versteht ihn auch.

„Was drei Jahre zurückliegt, ist verjährt, weil es nie eingemahnt worden ist!" sagt der Vorsteher. „Aber der Betrag für die letzten drei Jahre muß bezahlt werden. Wir werden auf der Gemeindetafel ein Schriftstück veröffentlichen, in welchem jeder Einwohner auf diesen Beschluß aufmerksam gemacht wird."

„Und ich beantrage, daß noch der Zusatz dazukommt: Wer dieser Mahnung nicht innerhalb von acht Tagen Folge leistet, gegen den wird entsprechend dem seinerzeitigen Gemeindebeschluß vorgegangen!"

„Nur nicht zu scharf!" sagt der Kerngruber. „Nur nicht zu scharf!"

Aber schließlich wird der Zusatzantrag des Bäckermeisters Knöderl doch angenommen. Schon am nächsten Tage hängt das Schriftstück in der vergitterten Gemeindetafel und die Einwohner von Gratzelbrunn reden nicht gerade schön darüber.

3.

Dem Vorsteher gibt aber die Sache keine Ruhe. Er hat eine feine Nase für kommendes Unheil und grad jetzt juckt ihm die Nase. So geht er an einem der nächsten Tage daran, den alten Gemeindebeschluß bezüglich des Wäschebleichens mit Hilfe des Gemeindeschreibers hervorzusuchen. Und da steht zu seinem Erstaunen im Protokoll: „Wer trotz öffentlich kundgetaner Mahnung den Betrag länger als zwei Jahre schuldig bleibt, gegen den soll im Betretungsfalle scharf und exemplarisch vorgegangen werden und zwar nach bestem Wissen des Vorstehers oder der einzelnen Gemeinderäte ..."

Michael Uebertupfer, der Vorsteher von Gratzelsbrunn, pfeift durch die Zähne. „Ah, da schaust her!" sagte er zu sich. „Da hat der Knöderl was vor. Aber was?" Dann läßt er sich noch zeigen, wer schon gezahlt hat und der Gemeindeschreiber sagt ihm, nur der Herr Gemeinderat Knöderl habe mit einem besonders höhnischen Lächeln die Summe richtig erlegt.

Noch immer pfeifend geht der Vorsteher fort. Auf dem Lande ist es nicht üblich, daß man den Bekanntmachungen des Gemeindeamtes im Eiltempo Folge leistet; schön still und langsam bringt man eine Sache auch in Ordnung ... besonders eine Geldsache. Denn Bargeld ist rar in den Häusern und Höfen. Aber in Ordnung bringt man trotzdem alles.

Kurz darauf, als die achttägige Frist, die in der Mahnung auf der Gemeindetafel bekannt gegeben worden war, verstrichen war, kommt der Knöderl in die Gemeindestube und fragt beim Gemeindeschreiber nach, wer schon den Betrag für die Wäschebleiche erlegt hat. Der Schreiber zeigt ihm bereitwillig das Eingangsbuch und gibt an, daß der Herr Gemeinderat Knöderl der einzige ist, der gezahlt hat. Ueber Knöderls Gesicht huscht ein befriedigtes Lächeln. Dann geht er. Er schlendert zu Viehweide hinaus, wo der halbblöde Peter das Vieh hütet.

„Peter!" sagt er. „Schau her!" Er läßt ein blinkendes Geldstück vor den Augen des Jungen glitzern. „Das kriegst Du. Aber Du mußt morgen früh das Vieh über die Wäsche treiben, die dort unten liegen wird."

„Wäsche von der Vorsteherin!" grinst der Junge blöd und etwas betreten.

„Ja, dort wird die Wäsche von der Vorsteherin liegen. Der Vorsteher hat gesagt, Du mußt Dein Vieh darüber treiben. Und ich gebe Dir jetzt dieses Geldstückel. Und wenn Du das Vieh schön langsam über die Wäsche getrieben hast, dann kriegst Du von mir noch so ein Geldstückel!"

„Huj-juchhui!" schreit der Junge ganz selig heraus und Knöderl geht voll Befriedigung heim. Es gibt seit Jahr und Tag nur einen Platz, wo die jeweilige Vorsteherin ihre Wäsche ausbreitet, das ist das sogenannte „Vorsteherplatzl" gleich rechts beim Eingang in die Viehweide. Zu Hause angekommen, schimpft der Knöderl noch eine Weile über den Vorsteher und sagt zu seiner Alten: „Dem tät' ich gern was an!" Und die Bäckermeisterin, die sonst immer das Entgegengesetzte von dem tut, was ihr Mann gern haben möchte, ist diesmal ausnahmsweise ganz mit den Worten ihres Mannes einverstanden, denn sie wäre gar zu gern Vorsteherin. Und so denkt sie im Stillen nach, was sie vielleicht ihrerseits einmal den „Vorsteherischen" antun könnte, kommt aber vorderhand zu keinem Entschluß.

4.

Am nächsten Tag ist kurz nach dem Sonnenaufgang schon der Knöderl auf den Beinen. Und die Zeit, wo das Vieh gefüttert ist und auf die

Weide getrieben wird, geht auch der Knöderl zur Weide hinaus.

Mit „Ouchhu“ treibt der Hütbub, der Peter, das Vieh zur Weide. Beim Eingang zur Viehweide sieht man, daß weit und breit keine Wäsche ausgebreitet ist, trotzdem heute allgemeiner Waschtag ist. Nur das „Vorsteherplatzl“ rechts vom Eingang ist mit blütenweißer Wäsche belegt. Als der Peter dort ankommt, gibt es ihm einen Riß, er besinnt sich auf das lockende Geldstück und mit lautem Geschrei treibt er alle, alle Tiere über die Wäschestücke. Hei, wie das trampelt und stampft, blökt und muht, hei, wie so manches Tier, verängstigt wegen des ungewohnten Weges etwas fallen läßt, das nur schlecht zur weißen Farbe der Wäsche paßt! Und der Knöderl steht dabei und hält sich den Bauch vor Lachen; der Peter schnalzt mit der Zunge, knallt mit der Peitsche und hält vorm Knöderl die Hand hin, in welche ihm der Bäckermeister ein Geldstück gleiten läßt.

Dann geht der Knöderl nach Hause, läßt sich in einen Sessel sinken und beginnt aus Leibeskräften zu lachen, daß es ihn nur so schüttelt. Seine Alte kommt dazu und er erzählt ihr frisch von der Leber weg, was er dem Vorsteher angetan hat, ohne daß derselbe aufmucken kann. Aber je weiter er kommt, umso länger wird das Gesicht seines Weibes, umso schlaffer läßt sie die Hände sinken. Sie hat gestern und heute auch Waschtag und ist noch nicht ganz fertig mit dem Waschen; es muß noch ein Teil der Wäsche gebläut werden. In einer Hand hält sie einen Kübel mit Waschblau, in der anderen Wäschestücke, die frisch ausgewunden sind.

„Und so hast Du die Wäsche am Vorsteherplatzl zertrampeln lassen?“

„Ja!“ kollert er vor Lachen, daß ihm die Tränen herunterlaufen.

„Da lachst Du noch?“ schreit sie und läßt die Wäsche fallen, während sie ihm in allerhöchster Wut den Kübel mit Waschblauwasser über den Kopf stülpt. „Der Vorsteherin zum Trotz hab' ja heute ich die Wäsche auf ihrem Platz ausgebreitet, Du vernagelter, hirnrissiger Hornesel, der seine eigene Wäsche nicht kennt!“

Sie packt ein Bündel nasser Wäsche und läßt es auf ihn niedersausen, er springt wie von einer Mistgabel gestochen auf, den Kübel hat er noch immer zur Hälfte am Kopfe und dann rennt er über und über voll Waschblau zur Tür hinaus . . . seine Alte rennt nach und treibt ihn vor sich her. Klatsch . . . klatsch geht Schlag auf Schlag auf ihn nieder . . . er rennt durch das Dorf, Hunde laufen kläffend mit, das halbe Dorf rennt zusammen und hinterher und allseits hält man sich den Bauch vor Lachen. Weil im ersten Augenblick niemand gewußt hat, um was es sich handelt, hat so mancher irgend eine Bewaffnung bei sich, die er auf den ersten Griff erwischt hat . . . der eine eine Heugabel, der andere einen Mistklopfer, der dritte gar ein altes, unbrauchbares Gewehr von Urgroßvaters Zeiten her und so geht die Jagd mit hinaus zur Wäschebleiche und wie die Bäckerin sieht was aus ihrer schönen Wäsche geworden ist, vergeht ihr zuerst der Verstand, dann kommandiert sie: „Aufheben und in den Kübel tun!“ und der arme geplagte Mann folgt ganz niedergeschlagen ihren Befehlen unter dem jubelnden Heulen der Zuhörerschaft. Im Hintergrund steht der Peter, der Hütbub, mit seinen Tieren und er muß aufpassen, daß sie ihm in dem Höllenlärm nicht ausreißen. So hat die Wäschejagd von Gratzelsbrunn geendet, von der man noch heute erzählt. Gewöhnlich sagt man dann: „Wer einem anderen eine Grube gräbt — zertrampelt die eigene Wäsch'!“ Vor dem Bäcker darf man's freilich nicht sagen.

Und die Erklärung? Nun der Vorsteher hat am Tag vor dem Bleichen zu seiner Alten gesagt: „Morgen bleichst Du in unserem Garten, weil ich selber noch nicht den Betrag für das Wäschebleichen an die Gemeinde gezahlt habe.“ Als gescheites Weiberl hat sie gefolgt, denn gescheite Weiberln folgen immer ihrem Mann, — wenn sie grad' wollen.

Im Besitz von Farmern und betrieben für Farmer

Unsere drei Weizenpool=Organisationen haben sich ebensowie ihre Mitglieder durch Jahr auf Jahr eintretende Mißernten hindurchkämpfen müssen. Aber letztes Jahr haben alle drei Pools sehr gut ausgemacht und mögen hier einige Zahlen angeführt werden über diese große ko=operative Bewegung der Produzenten:

Ein Gewinn von $39,127.57 wurde für das am 31. Juli 1939 beendete Geschäftsjahr einberichtet von Canadian Pool Agencies, Limited, einer Nebengesellschaft der drei Pool=Organisationen. Ein weiterer Schritt wurde letztes Jahr auf dem Feld der Versicherung unternommen durch Organisierung der Pool Insurance, Limited, mit einem autorisierten Kapital von $500,000.00, gemeinsam den drei Pool=Organisationen gehörig, da jeder der Pools ein Drittel des ausgegebenen Kapitals gezeichnet hat.

Die drei canadischen Weizenpool=Organisationen besitzen und betreiben 1670 Getreide=Elevatoren auf dem Lande mit einem gesamten Fassungsvermögen von über 59 Millionen Buschels; sie haben auch im Besitz oder in Pacht Endelevatoren oder Lagerspeicher mit einem Fassungsvermögen von über 34 Millionen Buschels, sodaß ein Gesamtlagervermögen von über 94 Millionen Buschels vorhanden ist. Durch diese Anlagen handhaben die Pools gut über ein Drittel allen Getreides, das in West=Canada vermarktet wird.

CANADIAN CO-OPERATIVE WHEAT PRODUCERS, LTD.
WINNIPEG, CANADA

MANITOBA POOL ELEVATORS LTD. Winnipeg, Man. — **SASKATCHEWAN WHEAT POOL** Regina, Sask. — **ALBERTA WHEAT POOL** Calgary, Alberta







Drachen helfen!

Wahre Geschichte von einem klugen kleinen Chinesen.

Im Fernen Osten, auf der Halbinsel Korea, lassen die Kinder mit dem gleichen Vergnügen ihre Drachen steigen wie bei uns. Ja, sie besitzen da sogar große Kunstfertigkeit im Drachenbau und lassen ihre Drachen in den Lüften miteinander kämpfen. Ein koreanischer Drachen ist einmal zum Lebensretter geworden.

Das war nach einem sehr nassen Sommer. Die Regenzeit hatte monatelang gedauert, und alle Flüsse waren angeschwollen. Auf einer kleinen Insel inmitten des Hankiangflusses wohnte eine Witwe mit ihren drei Kindern. Die Mutter aber war plötzlich schwer erkrankt und wurde täglich schwächer und elender. Aber kein Arzt war zu erreichen, und niemand hätte ihr die nötige Arznei bringen können, denn kein Mensch vermochte durch den reißenden Strom auf die Insel zu gelangen.

Da hatte der kleine Yang, der älteste Sohn der Kranken, einen Einfall: er dachte an die Drachen, die er und seine Spielkameraden drüben im Dorf um diese Zeit steigen ließen! Und sogleich ging er ans Werk. Er spaltete ein Bambusrohr, schabte es dünn und glatt, befestigte ein Weidengerüst daran und überzog es mit festem Papier. Als der Drachen fertig war, band er an den Schwanz einen Zettel, darauf stand: „Meine Mutter ist krank, schickt mit dem Drachen Arznei!"

Und dann ging Yang zum Fluß, der sich breit und ungebärdig zwischen der Insel und das Dorf gezwängt hatte. Yang hatte eine sehr lange Schnur, die ließ er nun abrollen. Der Drache hob sich hoch in die Luft, und Yang steuerte ihn geschickt über den Fluß. Drüben senkte sich der Drache langsam.

Die Leute im Dorf bemerkten den weißen Vogel und sahen die Zeichen, die Yang in der Ferne machte. Sie fanden den Zettel und berieten miteinander. Und da sie im Dorf die Krankheit der Witwe kannten, ging ein Bote zum nächsten Arzt und erzählte ihm alles. Der Arzt gab ihm die richtige Medizin mit. Dann holte der geschickteste Drachenspieler des Dorfes seinen Drachen, befestigte das Arzneifläschchen daran und ließ ihn über den Fluß zurückfliegen.

Noch mehrere Male legte der Drachen diesen Weg über den Hankiang zurück, und Yangs kranke Mutter erholte sich zusehends von ihrem Leiden. Als das Wasser sich verlaufen hatte, war sie beinahe gesund.

So hatten der kleine Yang und sein Drachen ein Menschenleben gerettet.

Vermeiden die Fliegen das Blaue?

Für die Fernhaltung der im Sommer so lästigen Fliegen wäre es außerordentlich wichtig, wenn die Beobachtung eines englischen Architekten, daß Fliegen eine ausgesprochene Abneigung gegen die blaue Farbe haben und sogar Zimmer vermeiden, die blau gestrichen sind, sich praktisch nutzbar machen ließe. In der Literatur über die Fliegen finden sich bisher kaum Angaben darüber, aber man begegnet in verschiedenen Ländern der Ueberzeugung, daß Fliegen sich bei der blauen Farbe nicht wohl fühlen. Der englische Architekt Athoe beobachtete, als er in Frankreich reiste, daß die Wände in den meisten Kliniken und Hospitälern blau gestrichen waren, um Fliegen fernzuhalten. Sowohl Architekten wie Aerzte in Frankreich sprachen die Ansicht aus, daß helles Blau ein wirksames Mittel wäre, die Fliegen aus den Krankenzimmern fernzuhalten. Athoe verfolgte das Thema weiter und stellte fest, daß Schlachthäuser und Fabriken, die ein hervorragender holländischer Ingenieur in Dänemark gebaut hatte, aus demselben Grunde hellblaue Innenräume hatten, nachdem dieser die Erfahrung gemacht hatte, daß er mit der blauen Farbe in der Küche seines eigenen Hauses die Fliegen verscheucht hatte.

Ein Franzose hat vor einiger Zeit Versuche angestellt, welche Farbe von den Fliegen bevorzugt würde, indem er eine Schachtel benutzte, deren Wände mit Quadraten von verschiedenfarbigen Papieren bedeckt waren. Die Beobachtungen wurden über eine ziemlich lange Zeit ausgedehnt, und die Schachtel wurde auch in verschiedene Lagen gebracht, um zu vermeiden, daß andere Ursachen die Haltung der Fliegen bestimmten. Als dann die Fliegen in der Schachtel gezählt wurden, zeigte es sich, daß 18 von ihnen sich auf ein hellgrünes Papier gesetzt hatten. Die zweitgrößte Zahl hatte rosa gewählt, und dann folgten gelb,

dunkelblau und hellrot. Nur eine Fliege wurde auf einem helleren Blau gefunden.

Das Ergebnis seiner Nachforschungen war für den englischen Architekten, daß er in einer Anzahl englischer Häuser die Wände und Decken hellblau hielt und damit in der Tat die Fliegen entfernte. Ein Engländer, der beobachtet zu haben glaubte, daß die meisten Fliegen über die Küche in das Haus kommen, malte die Wände und die Decke in dieser pulverblau und fand, daß durch dieses Farbenhindernis der übrige Teil des Hauses von Fliegen freiblieb. Diese Praxis ist auch in einigen Ländern Südamerikas und in Westindien bekannt, wo man Fliegenfenster nicht für nötig hält, wenn zur Ausschmückung der Räume die blaue Farbe verwendet wird.

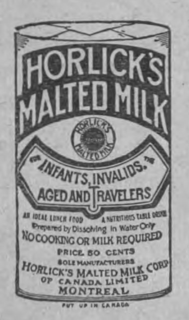
Vom Trocknen der Gemüse.

Alle Kräuter, welche im Sommer so billig und im Winter so sehr teuer sind, lassen sich gut trocknen und aufbewahren. Schnittlauch, Petersilie, Sellerieblätter, Estragon, Dill, Bohnenkraut sollte sich die Hausfrau zu der Zeit, da diese Dinge am billigsten sind, einkaufen. Sie werden dann in frischem Wasser gut geschwenkt, so daß nicht das kleinste Atomchen Staub daran haften kann, dann schwingt und schüttelt man sie kräftig, um die Feuchtigkeit zu entfernen und legt sie auf einen reinen Küchentisch, den man stark schräg gestellt hat, damit jedes Wassertröpfchen ablaufen kann. Auf diesem Tisch wendet man das betreffende Kraut, es allemal leicht aufschüttelnd, öfters um, bis nichts Nasses mehr daran ist. Man legt es nun auf starkes, reines Papier in einen nur sehr mäßig warmen Ofen (vielleicht nachdem das Feuer erloschen ist) über Nacht; die Ofentüre muß aber offen stehen bleiben. Sobald das Kraut so trocken ist, daß man es zwischen den Fingerspitzen zu Pulver zerreiben kann, ist es gut, aber auch nicht eher, denn enthält es auch nur die geringste Feuchtigkeit, so wird es im Verschluß schimmelig, modrig und unbrauchbar. Man zerreibt es zwischen den Händen auf einem Bogen reinen Papiers, seiht es durch ein Sieb und bewahrt es in einem Einmachglase auf.

Teesorten, wie Käsepappel, Pfeffermünze, außerdem auch Thymian und Majoran kann man, einfach in Sträußen gebunden, hängend trocknen. Wenn sie völlig trocken sind, umkleidet man sie mit einer Papierhülle oder man hängt sie einfach in Säckchen von Cheese Cloth, die man um die Stiele der Kräuter herum zubindet.

Das Trocknen der Gemüse ist etwas mühsamer, es lohnt sich aber die Mühe, die man sich damit gibt. Zum Dörren eignen sich die folgenden Gemüse: Bohnen, gelbe Rüben, Sellerieknollen, Blumenkohl, Erbsen, Kohlrüben, Kohlrabi, Weißkraut und Wirsing. Außer Bohnen und Erbsen sind alle diese Gegenstände natürlich nur für Suppen bestimmt, namentlich die so beliebte Julienne-Suppe kann man aus selbstgetrocknetem Gemüse sehr wohl herstellen. Insbesondere sollte man kleine Quantitäten, die man beim jedesmaligen Putzen von Gemüsen vielleicht entbehrlich findet, auf diese Weise verwerten.

Kohlrabi, gelbe und weiße Rüben, Sellerieknollen werden in kleine Stiftchen oder Würfelchen geschnitten, in kochendes, leicht gesalzenes Wasser geworfen, 6 bis 7 Minuten kochen lassen, auf ein Sieb geschüttet, mit kaltem Wasser überspült und nach dem Abtropfen getrocknet wie die Kräuter, natürlich aber in ihrer Form belassen. Blumenkohl wird in kleine Röschen zerteilt, Wirsing und Weißkraut wird nudelig geschnitten, die dicken Blattrippen müssen wegfallen. Der beste Hitzegrad des Ofens ist 112 Grad Fahrenheit. Man muß vorsichtig sein und den genauen Grad des Trocknens beurteilen können: ist es zu wenig trocken, dann hält es sich nicht, läßt man es ganz verdorren, dann wird es saftlos und verliert seinen Wohlgeschmack. Das Dörren darf, wenn einmal begonnen, nicht unterbrochen werden, man muß sich eben Tage zu dieser Arbeit auswählen, wo man den Ofen ununterbrochen diesem Zweck widmen kann. Man kann rechnen, daß das Ge-



HORLICK'S MALTED MILK

Ein wohlschmeckendes nahrhaftes Getränk, den gewöhnlichen Tischgetränken **überlegen** — für die ganze Familie.

Horlick's The Original Malted Milk ist rahmhaltige Vollmilch, bereichert und modifiziert durch den Nähr-Extrakt von auserlesenem gemalzten Getreide, vereinigt und konzentriert im Vakuum zu Pulverform.

HORLICK'S MALTED MILK CORPORATION OF CANADA, LIMITED, MONTREAL

müse durch den Trockenprozeß Dreiviertel von seinem Gewicht verliert; bei der Zubereitung nimmt es aber ganz wieder seinen früheren Umfang an und hat, wenn man vorsichtig verfahren ist, auch ganz den Geschmack des frischen Gemüses.

Kinderspiel.

Laßt nur die Kinder spielen,
So lang sie froh und frei.
Bringt erst die Arbeit Schwielen,
Ist's mit dem Spiel vorbei.

Die Kindheit gleicht dem Traume
Von einer schönern Welt,
Die an dem goldnen Saume
Der Mensch in Händen hält.

Erwacht — sind leer die Hände,
Ist all die Pracht dahin.
So plötzlich geht zu Ende
Kindheit und Kindersinn.

Drum laßt die Kinder spielen
In jugendfroher Zeit;
Schallt doch zu früh so vielen
Der Jugend Grabgeläut!

Frühlingsträume.

Steht ein kleiner Blütenbaum
In der duft'gen Erden,
Wiegt sich leis im ros'gen Schaum,
Träumt den ersten Traum:
Blühen — Wachsen — Werden.

Kleiner Wildling, gib nur acht,
Sturmwind kommt gegangen,
Und er nimmt dir über Nacht
Alles, was der Lenz gebracht:
Wünschen — Werden — Prangen.

Leuchtend lag auch mir einmal
Welt und Himmel offen,
Doch das Wetter zog zu Tal
Und zerschlug mit hartem Strahl
Wollen — Streben — Hoffen.

Kleiner Kalender vom Kinde.

Im 1. Monat. — Der Blick des Kindes wird vom abgeblendeten Licht festgehalten. Der Kopf wird in die Bauchlage gehoben.

Im 2. Monat. — Beim Geräusch wird das Köpfchen gewendet. Beim Hochheben wird der Kopf aufrecht gehalten.

Im 3. Monat. — Umherblicken beim Herumgetragenwerden. Auf das Geräusch einer Klapper lauschen. Lächelnd einen Blick erwidern.

Im 4. Monat. — Lallen. Abtasten eines hingehaltenen Gegenstandes. Kopf und Schultern in Bauchlage hochhalten.

Im 5. Monat. — Gegenstand festhalten und betrachten. Nur auf die Handflächen gestützt liegen. Mit einem Spielzeug herumhantieren.

Im 6. Monat. — Mit Hilfe aufrichten. Einen freundlichen oder erzürnten Gesichtsausdruck verstehen und widerspiegeln.

Im 7. Monat. — Mit Unterstützung aufrecht sitzen. Sich vom Rücken auf die Seite drehen. Nach einem verlorenen Spielzeug suchen.

Im 8. Monat. — Kriechversuche. Nach einem Gegenstand außerhalb des Bettchens langen. Sich am Bettrand festklammernd, aufrecht sitzen.

Im 9. Monat. — Kriechen. Gebärden sinngemäß beantworten. Sich freisitzend von einer Windel befreien.

Im 10. Monat. — Ein verdecktes Spielzeug wieder aufdecken. Nach zwei Dingen auf einmal greifen.

Im 11. Monat. — Mit Unterstützung aufstehen. Sich an den verschwundenen Inhalt einer Schachtel nach einer Minute erinnern.

Im 12. Monat. Sich erstaunt an den Erwachsenen wenden. Erste Sprachversuche. Eine Glocke nachahmend läuten.

Betten sollen nicht geklopft werden!

Viele Hausfrauen sind der Meinung, daß die Federbetten beim Sonnen oder Lüften gut geklopft werden müßten, und es wird denn auch oft genug mit einem Ausklopfer tüchtig darauf losgeschlagen. Durch eine derartige barbarische Behandlung leidet die Dauerhaftigkeit der Federn ganz erheblich, denn der im Gebrauch allmählich austrocknende und spröde werdende Kiel wird durch das Klopfen gebrochen und auf diese Weise vorzeitig seiner Elastizität beraubt. Außerdem wird aber noch durch das starke Draufschlagen das Gewebe des Inletts verzerrt und undicht. Endlich aber wird durch die Behandlung mit dem Stock gerade das Gegenteil von dem erreicht, was man bezwecken will. Man beabsichtigt, den in den Betten sitzenden Staub zu entfernen, erzeugt aber viel neuen Staub dadurch, daß sich durch das Klopfen die Federkiele abschuppen. Wenn nun der Federkiel eine kalkige Substanz ist, so zerfallen die Schuppen mit der Zeit in Mehl und kommen dann als weißer Staub an die Oberfläche. Dieser Umstand hat schon manchen auf den Gedanken gebracht, die Federn seien verfälscht; in Wirklichkeit aber kommen dabei nur die Folgen einer unrichtigen Behandlung der Betten zum sichtbaren Ausdruck. Um die Betten rein zu erhalten, genügt es vollständig, sie gut zu bürsten. Der sich während des jahrelangen Gebrauchs in den Federn ansammelnde Staub wird am besten durch Reinigen der Federn entfernt.

Haushaltwinke.

Deckt man beim Anstreichen von Fensterrahmen das Glas mit Zeitungspapier ab, so erspart man sich dadurch viel zeitraubende Fleckenentfernung.

Beim Anstreichen einer Decke oder einer hohen Wand tut ein halber Gummiball, über den Stiel des Pinsels gestreift, gute Dienste und verhindert das Ablaufen der Farben und Beschmutzen der Hände ebenso wie des Fußbodens.

Pinsel und Bürsten, die durch Anstreichen von Lack hart geworden sind, werden wieder weich und schnell gebrauchsfähig, wenn man sie in Terpentin steckt. Von gewöhnlicher Anstreicher=Farbe hartgewordene Bürsten und Pinsel werden durch Einweichen in heißem Essig oder in Terpentin, auch Gasolin, wieder weich. Sehr hart gewordene Bürsten und Pinsel läßt man in heißem Essig auf schwachem Feuer einige Minuten stehen, dann auswaschen in starkem Seifensud.

Nicht jede Hausfrau behandelt ihre Holzgeräte richtig! Die Kochlöffel und die Holzquirle läßt man in der Kasserolle liegen, was ihnen natürlich nicht gut tut. Abgesehen davon, daß Holz Wärme anzieht, also bei ganz kleiner Flamme die Kochhitze verringert, besteht bei größerer Flamme immer die Gefahr, daß der Stiel angesengt wird. In manchen Küchen findet man keinen einzigen tadellosen Kochlöffel, die Stiele sind sämtlich in der Mitte und weiter oben durch Sengflecke beschädigt. Man nehme jedesmal den Löffel heraus, wenn seine „Anwesenheit" in der Kasserolle nicht mehr erforderlich ist.

Etwas über die Zubereitung des Sago.

Der Sago wird bei uns als Suppeneinlage viel zu wenig gewürdigt, und das mag daher kommen, daß seine Zubereitung einen gewissen Kniff erfordert, wenn er in großen, ganzen Perlen auf den Tisch kommen soll. Gewöhnlich zerfährt er beim Kochen, oder er wurde zu kurze Zeit gekocht und weist dann noch weiße Punkte auf, die unangenehm zwischen den Zähnen knirschen und fade schmecken, während der zerkochte Sago der Bouillon ein trübes schleimiges und daher unappetitliches Aussehen gibt. Der Fehler liegt in den meisten Fällen darin, daß man versäumte, den Sago vor dem Kochen auszuquellen, was man ungefähr eine Stunde vor dem Kochen in kaltem Wasser bewerkstelligen soll. Der ausgequellte Sago wird dann mit dem Schaumlöffel herausgenommen und sofort in stark siedendes Salzwasser gelegt. Im ausgequellten Zustande

DR. CHASE'S OINTMENT

ist eine wunderbare Behandlung für die Haut

Gebrauchen Sie es für die Nacht zur Heilung von Wunden, Pusteln, Entzündung, Eczema, chronischem Ausschlag usw. Männer, legt es vor und nach dem Rasieren aufs Gesicht auf. Sie werden erstaunt sein, um wie viel besser Ihre Gesichtshaut sich anfühlen wird.

Dr. Chase's Ointment ist sehr bekannt als Heilmittel für Pusteln. Viele Leute haben Jahre lang gelitten, ehe sie von dieser Salbe hörten.

Schreiben Sie um eine freie Probe; schneiden Sie einfach diese Anzeige aus und schicken Sie sie samt einem Zettel mit Ihrem Namen und Adresse an The Dr. A. W. Chase Medicine Co., Ltd., Toronto, Canada.

DR. CHASE'S OINTMENT



bedarf er einer viel kürzeren Kochzeit und wird gleichmäßig voll und weich, während ungequellter Sago oft lange kochen muß und dann tückischerweise im letzten Augenblick noch zerfährt. Es ist nicht empfehlenswert, ihn gleich in der Fleischbrühe weich zu kochen, wie es manche Hausfrauen tun, denn er trübt die Brühe und wird auch selbst nicht klar. In der österreichischen Suppenküche kennt man einen sehr guten Kniff, allen gebundenen oder eingebrannten Suppen, auch Erbsen-, Linsen- und Kartoffelsuppen einen besonderen Wohlgeschmack und ein sehr hübsches Aussehen zu geben, indem man einen Zusatz von Sago daran gibt. Man nennt diese Suppen in Oesterreich sehr bezeichnend „Sammetsuppen". Das Verfahren ist sehr einfach. Man rechnet auf ein Quart Suppe etwa vier Eßlöffel Perlsago, den man einquellt und in der Suppe weich kocht. Dann wird die Suppe zuletzt durch ein Haarsieb passiert. Sago ist bekanntlich sehr nahrhaft, weshalb er viel in der Kinder- und Krankenküche Verwendung findet.

Ein Ruf an die Jugend!

(Aus der Bibel)

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **eins** geschlagen.
Ein Gott ist es nur in der Welt,
Dem sei alles anheimgestellt.

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **zwei** geschlagen.
Zwei Wege hat der Mensch vor sich;
Herr, den rechten führe mich.

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **drei** geschlagen.
Drei ist nur, was göttlich heißt:
Vater, Sohn und Heil'ger Geist.

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **vier** geschlagen.
Vierfach ist das Ackerfeld.
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **fünf** geschlagen.
Fünf Jungfrauen waren klug;
Fünf betörte der Betrug.

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **sechs** geschlagen.
In **sechs** Tagen schuf Gott die Welt;
Mensch, Er hat alles wohlbestellt.

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **sieben** geschlagen.
Denk den **sieben** Worten nach,
Die der Herr am Kreuze sprach.

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **acht** geschlagen.
Nur **acht** Seelen sprach Gott los,
Als die Sintflut sich ergoß.

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **neun** geschlagen.
Neun vergaßen ihre Pflicht;
Mensch, vergiß der Wohltat nicht.

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **zehn** geschlagen.
Zehn Gebote sagen wohl,
Wie vor Gott man wandeln soll.

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **elf** geschlagen.
Elf Apostel blieben treu,
Hilf, Herr, daß kein Abfall sei.

Höret, was ich euch will sagen:
Unsre Uhr hat **zwölf** geschlagen.
Zwölfe ist das Ziel der Zeit;
Mensch, denk an die Ewigkeit,
Daß ein jeder sei bereit!

(Eingesandt von Christian Zehner,
Southey, Sask.)

Wann ist der Mensch tot?

Nach allgemeiner Auffassung ist ein Mensch tot, wenn Atmung und Herz für dauernd stillstehen. Nach neueren Forschungen dauert es indessen mehrere Tage, ehe das Leben des menschlichen Organismus völlig erlischt. Nach der Sektion der Leiche reagieren die Muskeln noch auf Reize, die Peristaltik der Därme funktioniert automatisch weiter, und das Herz beginnt bei der Berührung mit dem Sauerstoff der Luft zu pulsieren. Noch zwei bis vier Stunden nach eingetretenem Tode können die Muskeln durch Reizung der entsprechenden Nerven zu bestimmten Reaktionen veranlaßt werden. Die längste Lebensdauer besitzt das Flimmerepoithel, das die Wände der Luftwege, des Kehlkopfes, der Luftröhre und der Bronchien auskleidet. Es zeigt noch tagelang nach dem Stillstand des Herzens seine charakteristischen Schlagbewegungen. Auch die farblosen Blutkörperchen führen ein Eigenleben fort. Der Tod ist demnach kein plötzliches Aufhören des Lebens, sondern ein langsames und ungleichmäßiges Auslöschen der verschiedenen körperlichen Funktionen, das mehrere Tage in Anspruch nimmt.

Fritzchen bekommt jede Woche von seiner Großmutter zehn Cents.

Großmutter: „Was machst du mit dem Geld, das du übrig hast?"

Fritzchen: „Das spare ich."

Großmutter: „Wieviel hast du schon gespart?"

Fritzchen: „Bisher hatte ich noch nichts übrig!"



FÜR UNSERE KLEINEN



Rätsel.

Kindchen, bist du klug und fleißig?
Eine Menge Rätsel weiß ich.
Denke nach, dann findest du
Auch die Lösung schnell dazu.

Rate, welcher Mann heißt Jeder?
Welcher Schuh ist nicht von Leder?
Welcher Baum ist ohne Krone?
Ohne Wachstum welche Bohne?

Welche Glocke gibt keinen Ton?
Welcher Knecht dient ohne Lohn?
Welcher Hahn ist ohne Kamm?
Ohne Wolle welches Lamm?

Was steht zwischen Berg und Tal?
Was ist am Himmel ohne Zahl?
Was aber fällt in weißem Gewimmel
Zur Winterszeit herab vom Himmel?

Welcher Hut hat keinen Rand?
Welcher Mann trägt kein Gewand?
Welches Haus steht ohne Grund?
Und welches Faß ist ohne Spund?

Welche Uhr geht ohne Räder?
Welcher Vogel trägt keine Feder?
Welche Nadel hat kein Oehr?
Welcher Jäger jagt ohne Gewehr?

Welcher Schneider braucht keine Nadel?
Welcher Meister baut ohne Tadel?
Und welcher König ist dir bekannt,
Der König ist, doch ohne Land?

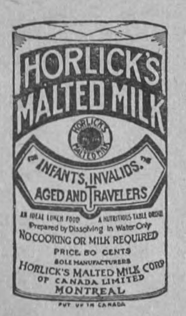
Das sind meine Rätsel, liebes Kind,
Die sollst du raten nun geschwind;
Doch müssen die Lösungen richtig sein,
Dann legst du bei Mütterchen Ehre ein.

Der kleine Unbekannte.

Ein Philanthrop, glücklicher Vater von elf Kindern, findet eines Abends einen kleinen Jungen von 5—6 Jahren auf der Straße, welcher bitterlich weint. — Was hast du denn, kleiner Mann? fragt der Herr. — Ich habe mich verirrt, erwiderte der Kleine. — Dann komm' mit mir nach Hause, ich werde Dir etwas zu essen geben, und dann werden wir weiter sehen. — Zu Hause angekommen, nimmt der Philanthrop den kleinen Jungen bei der Hand und sagt zu seiner Frau: Sieh' mal her, Frauchen, das Kind habe ich Dir mitgebracht, ich habe es auf der Straße gefunden. Ein Kind mehr oder weniger fällt bei uns ja gar nicht auf, wir werden es behandeln, als wenn es unser eigenes wäre. — Aber Mann, entgegnet die Frau, kennst Du den Jungen nicht, das ist ja unser Karlchen!

Weihnachtsliedchen für kleine Kinder.

Im Winter, wenn es friert und schneit,
Ist das Christkind gar nicht weit.
Der Himmelsvater schickt es her:
Ob jedes Kind auch artig wär'.
Christkindchen fliegt dann fort geschwind
Und sieht ins Herzchen jedem Kind.
Und wo ein Mädchen gut und rein,
Und wo ein Bube brav und fein,
Die merket sich das Christkind gern,



HORLICK'S MALTED MILK

Die Original Malted Milk, ein gesundes Getränk für die ganze Familie . . . Sie können sicher sein, daß Sie das Beste in Malznahrung erhalten, wenn Sie nach dem Päckchen, wie abgebildet, suchen und immer auf **Original Horlick's Malted Milk** bestehen.

Ist am wirtschaftlichsten und das Beste.

HORLICK'S MALTED MILK CORPORATION OF CANADA, LIMITED, MONTREAL

Denn denen darf es ja bescher'n.
Und in der heil'gen Weihnachtsnacht,
Da hat's vom Himmel mitgebracht
Viel schöne Sachen groß und klein,
Worauf sich liebe Kinder freu'n.
Papa, Mama, die rufen laut:
Kommt her, ihr Kinder, seht und schaut!
Was Christkindchen euch hat gebracht,
Spielt schön damit, nehmt es in acht,
Und dankt dem lieben Christuskind,
Sonst fliegt es fort, geschwind, geschwind!

Der Winter.

Von Franz von Pocci.

Nun zieht mit seiner ganzen Macht
Herr Winter wieder ein;
Vergangen ist der Fluren Pracht,
Erbleicht der Sonnenschein.

Weh uns! Schon naht der kalte Mann
Mit seinem weißen Bart! —
Wer Arm und Beine rühren kann,
Kommt, hemmet seine Fahrt!

Schließt Tür und Tor und Fenster zu
Und laßt ihn nicht herein,
Daß er uns nichts zu Leide tu';
Es friert ja groß und klein.

Gewaffnet ist der Kinder Schar,
Die ihm entgegentritt;
Was hilft's? Er kommt wie alle Jahr,
Bringt Schnee und Eis uns mit;

Eisblumen malt ans Fenster er
In weißem Blütenkranz,
Die freuten uns noch immer sehr
Mit ihrem Zauberglanz.

Schneemänner gar und Blindemaus
Und Schattenspiel bei Licht,
Das bringt der Winter auch ins Haus;
Drum schmäht den Alten nicht.

Herein, herein denn, Wintersmann!
Komm, setz dich zum Kamin!
Wärm' deine kalten Hände dran
Und auf ein Märchen sinn'!

Erzähl' es dann, — wir hören zu,
Wir haben sorgsam acht;
Und ist es aus, gehn wir zur Ruh'
Und wünschen gute Nacht.

Muttilein.

Von Margarete Hodt.

Klein-Ursel ging nachdenklich unter dem blauen Frühlingshimmel dahin, am Flusse entlang, der so vertraut murmelnd seine grünen Wellen durch das bewaldete Tal sandte. Sie freute sich über den Sonnenschein, der auf dem Wasser tanzte, über die kleinen Vögel, die ihre schüchternen, zierlichen Stimmen erschallen ließen, über die jungen, grünen Blätter an den Bäumen, über die weißen und bunten Blumen im Grase — und sie dachte an Muttilein.

Heute war der zweite Sonntag im Mai, und im ganzen Lande feierte man Muttertag. Die meisten Kinder durften heute bei ihrer Mutter sein, gerade so, wie die Küchlein im Nest — und überall bekamen die Mütter Blumen und Geschenke. Es gab sehr, sehr wenig Kinder, die so einsam waren wie Klein-Ursel. Und doch fühlte das kleine Mädchen in seinem Herzen eine tiefe, innige Freude. Seine Mutter war seit Wochen krank und lag in der Klinik in der Stadt. Schwere, schwere, dunkle Wochen von Angst und Sorgen hatte das Kind erlebt. Nun war die traurige Zeit überstanden. Die Mutter befand sich auf dem Wege zur Besserung, und bald, bald würde sie heimkommen.

„Ich möchte Muttilein so viel schenken, so viel," flüsterte Ursel und bückte sich, ein buntes Steinchen aufzuheben. „Ein Auto, damit sie niemals weit zu gehen hat, ein schönes, neues Haus, fix und fertig eingerichtet, einen großen Garten mit vielen Blumen und Rasenplätzen und ein Klavier. Ach, und nie will ich wieder unartig sein, wild oder trotzig. Ich werde immer denken: Gott hat mir mein Muttilein wiedergeschenkt, und darum . . ." Sie seufzte tief auf und warf nachdenklich den kleinen Stein ins Wasser, so daß es vergnügt aufspritzte. „Schade, daß ich kein Geld habe!"

Als Ursel von ihrem Spaziergange heimkehrte, saßen der Vater, Tante Berta und die Brüder bereits am Kaffetisch. Später las die Tante den Kindern Märchen vor, um ihnen die Zeit zu vertreiben. Die Jungen hörten nicht ordentlich zu. Sie stürmten auch bald hinaus, um im Freien zu spielen. Ursel aber setzte sich still in eine Ecke. Ganz leise und vorsichtig malte sie mit Wasserfarbe alle Dinge, die sie ihrer Mutti schenken möchte, auf einen Bogen Papier, hübsch sauber und zierlich, und rund herum einen Kranz aus lauter Rosen — sie gelangen ihr nicht ganz, und das machte sie ein wenig traurig. Aber sie wußte, Muttilein würde sich darüber freuen. — Schließlich fing sie an zu dichten. Es war durchaus nicht leicht, passende Reime und Verse zu finden. Wohl zehnmal strich sie ihr Sprüchlein durch und verfaßte ein neues. Endlich, endlich aber stand doch ein Gedicht in Schönschrift auf dem Bogen mit der Rosenranke. Ursels Gesicht glühte, als sie es zuletzt noch einmal las, ehe sie ihr Geschenk wie ein liebes, süßes Geheimnis in Muttis Zimmer trug, um es dort unter ihrem Kopfkissen zu verstecken, auf dem sie, die einzige, die gute, nun bald

wieder ruhen würde. Das Verslein lautete so:

Früh ward ich heute morgen wach,
„Ach, es ist ja Muttertag!“
Dacht' ich, Mutti, hätt' ich Geld,
Schenkt' ich dir die ganze Welt.
Aber noch bin ich nicht groß,
Dichte dir ein Verslein bloß.
Wie viele Sprüchlein ich auch schrieb,
Sie enden alle: „Ich hab' dich lieb!“
An Muttilein von ihrer Ursel.

Aennchens Irrtum.

Die kleine Anna hatte sich zum Weihnachtsfeste ein Wachspuppe gewünscht und war außer sich vor Freude, als sie eine solche unter dem Christbaume fand. Sie spielte in den nächsten Tagen sehr vergnügt mit ihr; nur zuweilen fragte sie die Mutter mit etwas bedenklichem Gesichte, ob ihr Puppenkind auch wirklich eine Wachspuppe sei. Die Mutter gab ihr immer wieder die bestimmte Versicherung. Am Neujahrstage aber kam Aennchen ganz betrübt zur Mutter: „Ach, Mutter, du hast dich gewiß geirrt, das ist gar keine Wachspuppe!“

„Aber warum denn nicht?“ fragte die Mutter verwundert.

„Weil ich sie schon eine ganze Woche habe und sie noch nicht ein bischen gewachsen ist,“ sagte Aennchen, in Tränen ausbrechend.

Benütze die Jugendzeit.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen; ich stand im Dorfe auf dem Kreuzwege, wo die kleine Brücke rechts gleich in die Schule führt, der größere Fußweg aber links nach der Kirchmeßwiese sich fortschlängelt. Da höre ich, wie zwei Knaben folgendes sprachen: „Guten Tag, Karl!“ — „Guten Tag, Michel!“ — „Wohin gehst du, Karl?“ — „In die Schule, Michel.“ — „Ei was! In der Schule ist's garstig, da muß man lernen! Draußen auf der Wiese sollst du einmal sehen, da ist es hübsch! Komm, wir wollen dort spielen, Karl!“ — „Am Abend, Michel; jetzt will ich lernen. Adieu!“ — „Meinethalben arbeite du, Karl; ich werde spielen. Adieu!“

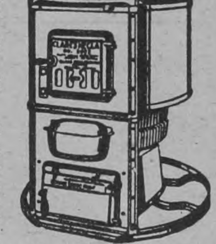
Zwanzig Jahre darauf stand ich in demselben Dorfe auf derselben Stelle. Es war ein böser, kalter Wintertag. Ein blasser, ärmlich gekleideter Mensch klopfte an die Tür des Schulhauses an. Der Lehrer, ein rüstiger, stattlicher Mann, öffnet dieselbe, und ich hörte nun die beiden folgendes sprechen: „Guten Tag, lieber Herr!“ — „Guten Tag, lieber Mann!“ — „Ach Herr, erbarmt euch mein!“ — „Was verlangt Ihr denn von mir?“ — „Arbeit, Herr! Ich will euch die Schulstuben fegen; ich will euch die Oefen heizen oder andere Dienste der Art tun. Nehmt mich auf!“ — „Könnt Ihr denn nicht bessere Arbeit tun als diese?“ — „Nein, Herr!“ — „Warum denn nicht?“ — „Ich habe nichts gelernt.“ — „Wie heißt Ihr?“ — „Ich heiße Michel!“ — „Kommt herein, Michel! Draußen ist's heute garstig; in der Schulstube ist es schön. Da werdet Ihr hoffentlich auch jetzt noch etwas lernen.“

Sie gingen beide hinein und die Tür wurde wieder geschlossen. Der um Arbeit bettelnde Mann wußte in jenem Augenblicke noch nicht, wer der freundliche Lehrer war. Wir wissen es besser.

CLARE'S

Neuer Hecla Furnace

Spart Ihnen eine Tonne Kohlen in sieben Tonnen



Wenn Sie sich eine neue Heizanlage einstellen lassen, dann sollten Sie nicht nur die **Anfangskosten** berechnen, sondern, was viel wichtiger ist, auch die **schließlichen** Kosten.

Die **schließlichen** Kosten bedeuten die **Anfangskosten** plus die Kosten des Betriebes; mit anderen Worten, der **Kohlenverbrauch.** Und nach dieser Regel beurteilt, ist der neue Clare Hecla Furnace der billigste, den Sie kaufen können. Wenn Sie in einer Waldgegend wohnen, können wir Ihnen einen Ofen liefern, der besonders für Holzheizung gebaut ist.

Ihr nächster Hecla Agent gibt Ihnen gern volle Auskunft über den neuen Hecla. Wenn Sie Schwierigkeiten haben, diese Auskunft zu erhalten, dann können Sie schreiben an:

CLARE BROS. WESTERN LIMITED

Verkaufsagenten:

Winnipeg Paint & Glass Co. Ltd.

179 Notre Dame Ave. East, Winnipeg, Man.

Ein gutes Mittel.

Zum Herrn Doktor Fangerl kommt der Herr Stuppferl und sagt: „Ich leide an Schlaflosigkeit. Ich konn machen, was ich will, ich kann nicht schlafen!“

„Ja, mein Lieber, da müssen Sie zählen. Bei eins anfangen und ruhig und langsam zählen. Das beruhigt die Nerven; Sie schlafen sicher ein!“

Der Patient bedankt sich und geht. Am anderen Tage fragt der Herr Doktor: „Nun, haben Sie gezählt?“

„Ja,“ sagt Herr Stuppferl. „Von eins bis zwei Millionen . . . dann war es Tag und ich hab in die Arbeit gehen müssen!“



Allerlei Rezepte



Erbsensuppe (Split Pea Soup). 2 Portionen. 1 Obertasse gebrochene Erbsen werden über Nacht eingeweicht und ebenso wie Bohnen behandelt. Nachdem sie gekocht und durchgeschlagen sind, tut man Butter, Salz, ein wenig Pfeffer und (so man hat) ½ Teelöffel Fleischextrakt dazu und richtet über geröstete Semmelscheiben an.

Schwarzbrot (Pumpernickel)suppe. Man schneidet Pumpernickel in kleine Stücke, kocht denselben mit Wasser und 1 Löffel Butter sämig und rührt dies durch ein Sieb; dann gibt man einige Löffel aufgequollene Korinthen, reichlich Zucker, etwas Salz, Citronenschale und Citronensaft dazu und läßt die Suppe noch einmal aufkochen.

Mohrrüben mit Kartoffeln und Rind- oder Hammelfleisch. 2 Portionen. 5 oder 6 große Möhren werden geschabt und in Würfel geschnitten; 1½ Pfund durchwachsenes Hammel- oder Rindfleisch kocht man mit Salz in kurzer Brühe 1 Stunde lang, gibt die gewaschenen Möhren und später 3 oder 4 geschälte und in Stücke geschnittene Kartoffeln dazu, läßt Möhren, Kartoffeln und Fleisch 2 Stunden kochen, gibt Salz nach Geschmack dazu, und vor dem Anrichten noch etwas gehackte Petersilie. Das Fleisch wird vor dem Anrichten in Stücke geschnitten und das Gemüse darüber gegeben. Sollte das Fleisch nicht fett genug sein, so gibt man gleich zu Anfang etwas Rinder- oder Hammelfett zu den Möhren und macht das Gemüse mit etwas in Fett geschwitztem Mehl sämig.

Einen Truthahn zu braten.

Einfache, wohlschmeckende Füllung für den Truthahn.

Ein halbes, nicht mehr ganz frisches Weißbrot, 2 hartgekochte Eier, ¼ Pfund Wurstfüllung oder frische Bratwurst, 2 Tassen gebleichten Sellerie, 2 Eßlöffel Petersilie, 1 Teelöffel Zwiebel, alles feingehackt, 1 Eßlöffel Salz, ½ Tasse evaporierte Milch, nach Geschmack noch eine Messerspitze Thymian oder eine Prise Muskat.

Das Brot in kleine Brocken brechen und mit kaltem Wasser zum Aufweichen übergießen, dann fest ausdrücken und mit anderen Zutaten gut vermischen.

Der Truthahn wird, ehe man die Füllung hineindrückt, immer mit etwas Salz eingerieben und die Oeffnung dann zugenäht. Die Keulen werden etwas hochgeschoben, so daß sie dicht am Rumpf liegen, und mit einem Hölzchen oder durch einen Faden mit einander verbunden.

Dann gibt man in die Bratpfanne Speckscheiben und reichlich Butter, legt den Puter hinein und bratet ihn unter fleißigem Begießen im nicht zu heißen Ofen gar. Wenn dabei die Butter zu braun wird, gießt man nach und nach heißes Wasser hinzu und schabt auch den Bratenansatz von den Seiten der Pfanne los, damit er in der Soße gut verkocht und diese kräftigt. Wird der Braten von oben zu schnell braun, so legt man einen Bogen dick mit Butter bestrichenes Papier auf, das man beim Begießen jedesmal abnimmt. Der Bratansatz wird mit etwas Brühe, die man aus den abgeschnittenen Flügelenden, Halsstück und Leber und Herz gekocht hat, aufgegossen, das zu reichliche Fett abgeschöpft und die Soße durch ein Sieb gegossen, damit sie klar ist. Auch kann man die Soße mit etwas Mehl sämig machen.

Gebackener Lachs.

Den Inhalt einer Dose Lachs schüttet man in ein Sieb und gießt aus einem Kessel kochendes Wasser darüber, entfernt dann die Haut und Gräten und zerteilt den Fisch mit einer Gabel in kleine Stückchen, bespritzt diese leicht mit Zitronensaft, und streut ein wenig Salz und Pfeffer darüber. Zu der Fischmasse gibt man 1 Tasse feine Brösel und mischt sie recht gut durch. Dann kommt ein ganzes Ei hinzu und 1¼ Tasse Milch. Der Teig wird mit einer Gabel recht locker geschlagen, in eine, gut mit Butter ausgestrichene Form gefüllt und ½ Stunde in mittlerer Hitze gebacken.

Hamburger auf Toast.

Gutes Rindfleisch wird recht fein gehackt und mit ganz feingehacktem Rinderfett, etwa so viel wie die Hälfte des Fleisches, vermischt. Von diesem Gehackten streicht man ganz dünne Platten auf Butterbrot-Papier, legt sie mit der Fleischseite nach unten in eine sehr stark erhitzte Pfanne, läßt sie 4—5 Minuten rösten, legt sie auf die geröstete Brotscheibe, zieht das obere Papier ab, streut Salz und Pfeffer darüber und nach

Brandwunden

Germolene — die großartige englische Salbe für den Haushalt — wirkt leicht und schnell zur Linderung von Brandwunden, Schnittwunden, Wunden, Eczema, Geschwüren, schlimmen Beinen und allen Hautkrankheiten.



Germolets

die das Blut reinigende Behandlung

Germolets reinigen den Blutstrom von Giften, durch welche Hautausschlag und ähnliche Hautleiden entstehen.

Preis 50 Cents per Flasche.



Geschmack auch in etwas Fett oder nur in der heißen Pfanne geröstete Zwiebelscheiben, legt eine zweite Brotscheibe darüber und serviert das warme Sandwich. Auf diese Weise wird das Fleisch sehr zart und schmackhaft.

Klöße aus rohen Kartoffeln

einfach und schnell zu bereiten. — 2 Pfund rohe Kartoffeln werden geschält, gewaschen, auf dem Reibeisen gerieben und sofort in einer Serviette gut ausgepreßt. Diese ausgepreßten Kartoffeln breitet man sogleich in einer Schüssel auseinander, streut das nötige Salz darüber, gießt 1½ Tasse kochende Milch darauf, arbeitet es gut durcheinander, fügt noch zwei Hände voll kleine, in Butter braungeröstete Weißbrotwürfel hinzu und formt von dem Teig apfelgroße Klöße, legt sie in viel stark kochendes Salzwasser und kocht sie langsam ½ Stunde. Wenn sie an der Oberfläche schwimmen, sind sie gar und müssen auch gleich zu Tisch gegeben werden; sie müssen förmlich auf der Schüssel zittern, ein Zeichen, daß sie gut geraten sind.

Frühstückswaffeln mit Backpulver.

2 Tassen Mehl, gemischt und durchsiebt mit 3 Teelöffel Backpulver und 1 Teelöffel Salz, 2 Eier, Dotter und Eiweiß gesondert schaumig geschlagen, 2 Tassen Milch, ½ Tasse geschmolzene Butter oder Backfett. — Zu den Dottern gießt man die Milch und rührt damit das Mehl zu einem glatten Teig, rührt die Butter hinzu und zuletzt das Eiweiß. Schlägt den Teig ein wenig und backt davon im heißen Waffeleisen die Kuchen zu schöner goldbrauner Farbe. Diese Quantität ergibt etwa 8 Waffeln von mittlerer Größe. Man serviert sie mit Butterstückchen und hellem Maissirup.

Mock Angel Food.

2 Eier, 1 Tasse Milch, 1 Tasse Zucker, 1 Tasse Mehl, 1 Teelöffel Extrakt, 2 Teelöffel voll Backpulver, 1 kleine Prise Salz. Die Milch muß man kochen, dann wieder ziemlich abkühlen lassen. In der Zeit siebt man das Mehl, mit dem Zucker, dem Salz und dem Backpulver sechsmal durch. Dann gibt man die heiße Milch hinein, die man gut durchrührt, und zuletzt den steifen Schnee von zwei Eiern. Dieser wird nur hineingefaltet. Den Teig gibt man in eine eingefettete Pfanne und läßt den Kuchen gar backen, dann auf einen Teller umstürzen, bis er kalt ist, und dann aus der Form schneiden.

Deutsche Geistliche in Canada

Vereinigte Lutherische Kirche von Nord-Amerika.

Ev.-Luth. Synode von Canada.

Beamte der Synode:

Präsident: Pastor J. Reble, D.D., 104 Hughson Str., Hamilton. Ont.
Vizepräses: Pastor C. R. Cronmiller, Williamsburg, Ont.
Deutscher Sekretär: Pastor H. R. Mosig, New Hamburg, Ont.
Englischer Sekretär: Past. C. H. Little, D.D., Waterloo, Ont.
Schatzmeister: Pastor E. Holm, Conestogo, Ont.

Ontario:

H. W. Baertz, Chesley, Ont.
N. A. Berner, Brantford, Ont.
H. Binhammer, B.D., R.R. 1, Ayton, Ont.
A. Blunk, Milverton, Ont.
Arthur Buehlow, Morrisburg, Ont.
F. B. Clausen, D.D., 186 Albert Str., Waterloo, Ont.
S. Cooper, Welland, Ont.
C. R. Cronmiller, Williamsburg, Ont.
A. J. Datars, Desboro, Ont.
G. F. Durst, Wiarton, Ont.
E. J. Fischer, Walkerton, Ont.
S. Friedrichsen, R. R. 1, Bornholm, Ont.
R. B. Geelhaar, Box 338, Listowel, Ont.
Walter Goos, New Dundee, Ont.
H. F. Gruhn, 66 Centre Str., Stratford, Ont.
A. Grunwald, 389 Woodbine Ave., Toronto, Ont.
Frederick W. Haak, Massey, Ont.
Martin Halinen, 355 Wellington Str. W. Sault Ste. Marie, Ont.
H. J. Hamester, 346 Munro Str., Pembroke, Ont.
E. W. Heimrich, Albert Str. E., Sault Ste. Marie, Ont.
E. Holm, em., Conestogo, Ont.
F. L. Howald, S.T.M., Elmwood, Ont.
E. Huenergard, B.D., Maple Ont.
Theo. A. Iseler, Box 898, Port Colborne, Ont.
A. G. Jacobi, 47 Irwin Str., Kitchener, Ont.
G. M. Kaiser, Rankin, Ont.
L. H. Kalbfleisch, Elmira, Ont.
N. A. Keffer, Hespeler, Ont.
J. L. Kirchhofer, Petawawa, Ont.
O. C. D. Klaehn, D.D., 4555 Sherbrooke Str. W., Montreal, Que.
Karl J. Knauff, Heidelberg, Ont.
W. H. Knauff, Preston, Ont.
F. J. Koski, 22 King Str., Kirkland Lake, Ont.
E. A. Kyllonen, 27 Poplar Str., Copper Cliff, Ont.
H. J. Lamack, New-Hamburg, Ont.
Ph. Lamartine, em., Tranquility, N. Y.
J. Langholtz, em., Ayton, Ont.
M. N. Lepisto, 516 Tedman Ave., Sudbury, Ont.
Ulrich Leupold, Ph.D., 55 Hohner Str., Kitchener, Ont.
C. H. Little, D.D., Professor, 177 Albert Str., Waterloo, Ont.
A. W. Lotz, 178 Belmont Ave., Ottawa, Ont.
C. Ludolph, Arnprior, Ont.
C. E. J. Maaß, em., 2455 Mt. Elliott Ave., Detroit, Mich.
J. Mangelsen, R. R. 1, Brunner, Ont.
J. Maurer, D.D., em., 591 King Str., Woodstock, Ont.
L. M. McCreery, em.. 1715 Elm Str., Bethlehem, Pa.
W. A. Mehlenbacher, B.D., 18 Victoria Ave. So., Hamilton, Ont.
H. R. Mosig, New-Hamburg, Ont.
F. C. Mueller, 285 Clarke Ave., Montreal, Que.
P. W. Mueller, Professor, 85 Dromore Crescent, Hamilton, Ont.
Julius Neff, Woodstock, Ont.
W. C. Nolting, Wellesley, Ont.
George W. Orth, 4 Southampton Str., Guelph, Ont.
J. L. de Papp, 868 Ellis Str. E., Windsor, Ont.
B. A. Paulson, Petawawa, Ont.
J. H. Peters, 3594 J. Manse, Montreal, Que.
R. Pfeiffer, Denbigh, Ont.
Lauri T. Pikkusaari, Box 386, South Porcupine, Ont.
J. H. Reble, D.D., 104 Hughson Str. N., Hamilton, Ont.
Otto F. Reble, 1215 Parent Ave., Windsor, Ont.
J. A. Rikard, B.D., Professor, 25 King Str. N., Waterloo, Ont.
C. S. Roberts, Waterloo, Ont.
E. Ruzsa, 226 Annette Str. ,Toronto, Ont.
L. H. Schaus, Waterloo, Ont.
J. Schmieder, D.D., 43 Alma Str., Kitchener, Ont.
H. Schorten, D.D., 170 Albert Str., Waterloo, Ont.
G. R. Schultz, R. R. 2, Baden, Ont.
Wm. Schultz, Linwood, Ont.
E. Schuelke, em., 103 Brubacher Str., Kitchener, Ont.
K. Sobbe, Ladysmith, Que.
H. A, Sperling, Ph.D., 49 Queen Str. N., Kitchener, Ont.
E. F. Sterz, Box 303, Hanover, Ont.
O. Stockmann, Tavistock, Ont.
Karl Szebik, 3430 City Hall Avenue, Montreal, Que.
Kyosti Toppila, 246 Huron Str., Toronto, Ont.
Carl Treusch, Milverton, Ont.
E. Tuerkheim, Zurich, Ont.
H. Twietmeyer, em., 12 Frederick Str., Waterloo, Ont.
Wolfram Vetter, Eganville, Ont.
M. Voß, Eganville, Ont.
S. J. Wittig, Conestogo, Ont.
C. Zarnke, R. R. 1, Tavistock, Ont.
C. Ziegler, em., Goderich, Ont.
J. Yrttimaa, 1070 Mountain Street, Montreal, Que.

Liste am ev.-luth. Seminar:

Seminar Fakultät: Rev. F. B. Clausen, D.D., Präsident. Rev. H. Creager, Ph.D.,; Rev. C. H. Little, S.T.D., D.D.

College:

Rev. H. Schorten, D.D., Professor des Deutschen; Miss Hannah M. Haug, M.A., Prof. der Geschichte; Prof. D. Evans; Miss L. Twietmeyer, B.A.; Prof. C. Klink, M.A.; Prof. A. Moellmann, Ph.D.; Prof. Rev. J. Rikard, Ph.D.; F. Zwick, M.D.

Ev.-Luth. Synode von Manitoba u. a. Provinzen.

Beamte und Exekutive der Synode.

Präses: Pastor Thomas Hartig, D.D., 593 Sherburn Str., Winnipeg, Man.
Vize-Präses: Pastor C. Kleiner, Lutheran College, Saskatoon, Sask.
Sekretär: Pastor G. A. Heimann, Box 187, Emerson, Man.
Schatzmeister und Finanzsekretär: Pastor M. Ruccius, D.D., 554 College Ave., Winnipeg, Man.

Beamte der Distriktskonferenzen.

Manitoba-Konferenz. Präsident: Pastor H. Mörtelmeyer, Beausejour, Man.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor Ch. C. Mohr, Emerson, Man.
Saskatchewan-Konferenz. Präsident: Pastor K. W. Sterzer, Neudorf, Sask.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor G. Wiedenroth, Hubbard, Sask.
Alberta-Konferenz. Präsident: Pastor R. Krisch, 10759—96th Str., Edmonton, Alta.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor Ed. Düsterhöft, Leduc, Alta.
Sekretär der Englischen Konferenz: Pastor K. F. Sterzer, The Pas, Man.

Synodales Missionskomitee.

Manitoba: Pastoren H. Mörtelmeier, H. Keitel und Herr W. R. Schäfer.
Saskatchewan: Pastoren K. W. Sterzer, E. Kublik und Herr P. Blaser.
Alberta: Pastoren H. Klingbeil, Ed. Düsterhöft und Herr W. Missal.
Beamte des Komitees: Pastor K. W. Sterzer, Vorsitzender; Pastor Ed. Düsterhöft, Sekretär.

Aufsichtsbehörde des College und Seminars zu Saskatoon, Sask.

Präsident: Pastor G. A. Heimann, Emerson, Man.
Vize-Präsident: Past. A. Goos, Thorsby, Alta.
Sekretär: Pastor G. Pötzsch, Edenwold, Sask.
Schatzmeister: Mr. A. S. Sibbald, K.C., 315 Legislative Bldgs., Regina, Sask.
Herr Ed. Pokrant, Rosenfeld, Man.; Herr Lorenz Blaser, Markinch, Sask.; Herr Albert Kuhl, Spruce Grove, Alta.
Examinations-Komitee: Pastoren Th. Hartig G. Pötzsch, G. A. Heimann, Ed. Düsterhöft. Professoren N. Willison, Litt.D., E. Gomann, M.A., S.T.D., C. Kleiner.
Komitee für Studentenunterstützung: Pastor W. Mahlstedt, Prof. K. G. Morgenroth, Herr G. Werle.
Komitee für kirchlichen Unterricht: Pastoren E. G. Goos, E. Kublik, F. W. Lenz und der Jugendsekretär, Ed. Düsterhöft.
Komitee für Innere Mission: Pastoren Geo. Spohr, M. Ruccius, D.D., E. Bühler, Herr R. Goltz.
Siedlungs-Komitee: Pastoren K. W. Sterzer, Vorsitzender, G. C. Weidenhammer, Sekretär, W. Wahl, E. G. Goos, A. Goos und Herr P. Blaser.
Stadtmissionar: Pastor Geo. O. Jüttner, 225 Sherburn Str., Winnipeg, Man., Tel. 23-735. Office: Room 100, Union Station, Winnipeg, Man.
Vertreter für Innere Mission: Pastoren Geo. O. Jüttner, Wm. Mahlstedt, J. E. Bergbusch.
Vertreter für Heidenmission: Pastoren E. G. Goos, E. Kublik und H. G. H. Klingbeil.
Statistischer Sekretär: Pastor E. S. Rosenquist, Inglis, Man.
Jugendsekretär: Pastor Ed. Düsterhöft, Leduc, Alta.
Sekretär für die Arbeit der Frauenmissions- und Männervereine: Pastor Ed. Düsterhöft, Leduc, Alta.

Pastoren der Manitoba-Konferenz:

H. Becker, 172 Rupertsland Ave., West Kildonan, Winnipeg, Man.
O. Becker, Bathgate, N. Dak., U.S.A.
E. Bühler, Steinbach, Man.
Ch. Clausen-Mohr, Emerson, Man.
E. G. Goos, Dresden, N. Dak. U.S.A.
Th. Hartig, D.D., 593 Sherburn Str., Winnipeg, Man.
G. A. Heimann, Emerson, Man.
G. O. Jüttner, 225 Sherburn Str., Winnipeg, Man.
H. Keitel, Rosenfeld, Man.
H. Lehmann, S.T.D., 537 Mountain Ave., Winnipeg, Man.
W. Meinecke, 208 N. La Cross, Chicago, Ill., U.S.A.

H. Mörtelmeyer, Beausejour, Man.
E. S. Rosenquist, Inglis, Man.
M. Ruccius, D.D., 554 College Avenue, Winnipeg, Man.
G. E. Spohr, 579 Anderson Ave., Winnipeg, Man.
O. Winter, Thalberg, Man.

Pastoren der Saskatchewan-Konferenz:

G. Becker, Esk, Sask.
T. W. Casper, Runciman, Sask.
H. Dahle, Lipton, Sask.
K. Freitag, 312 Ave. J South, Saskatoon, Sask.
E. A. Gomann, S.T.D., Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.
O. E. Goos, Morin Creek, Sask.
H. Hodel, Leipzig West 31, Pistoris Str. 6, Germany.
Ivar Iverson, Flin Flon, Man.
A. E. Kaspereit, Shell Lake, Sask.
C. Kleiner, Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.
F. Knebel, Elbourne, Sask.
E. Kublik, Davin, Sask.
W. Mahlstedt, Rosthern, Sask.
F. Oswald, Markinch, Sask.
M. Oygard, Shellbrook, Sask.
G. Poetzsch, Edenwold, Sask.
A. Querengesser, Craven, Sask.
M. Richter, Langenburg, Sask.
A. Schlange, 111—29th West, Saskatoon, Sask.
K. F. Sterzer, The Pas, Man.
H. A. Strand, Canwood, Sask.
P. Tourney, em., Elbourne, Sask.
G. Voellm, Laird, Sask.
H. L. Wagner, Big River, Sask.
G. E. Weidenhammer, Shellbrook, Sask.
A. R. Wilke, Shell Lake, Sask.
R. Willison, L.D., Lutheran College and Seminary, Saskatoon, Sask.

Pastoren der Alberta-Konferenz:

J. E. Bergbusch, Spruce Grove, Alta.
F. Bredlow, em., Wetaskiwin, Alta.
E. Düsterhöft, Leduc, Alta.
R. Gloeckler, Hines Creek, Alta.
J. Gnauck, R. R. 2, Edmonton S., Alta.
A. Goos, Thorsby, Alta.
E. Grober, Barrhead, Alta.
P. Hannemann, Golden Spike, Alta.
H. G. H. Klingbeil, Wetaskiwin, Alta.
L. Koß, Flatbush, Alta.
E. Krisch, Northmark, Peace River District.
R. Krisch, 10759—96th Str., Edmonton, Alta.
H. E. Lehmann, Onoway, Alta.
F. W. Lenz, Hay Lakes, Alta.
H. Luetkehoelter, 10014—81. Ave., Edmonton, Alta.
J. Miller, Patience, Alta.
G. Mueller, ret., Vancouver, B.C.
J. Odin, Newbrook, Alta.
F. Rehn, New Sarepta, Alta.
R. G. Sedo, Meadowview, Alta.
H. Trawny, Rosebear, Alta.
W. Wahl, Barrhead, Alta.
A. Wolfram, Luseland, Sask.
K. Wulff, Pemberton Hill, Alta.

Missouri-Synode.

Ontario-Distrikt — Oestliches Canada.

Beamte der Synode:

Präses: Pastor F. Malinsky, Elmira, Ont.
1. Vizepräses: Pastor H. Brege, Fisherville, Ont.
2. Vizepräses: Pastor M. J. Michael, 210 Wilbrod Str., Ottawa, Ont.
Sekretär: Pastor E. J. Killinger, 791 Hellmuth Ave., London, Ont.
Visitatoren: Pastoren W. Bauer, M. J. Bruer, A. Orzen, A. Pollex, A. Dashner.

Pastoren in Ontario:

L. Andres, 56 Allan Str. E., Waterloo, Ont.
H. Battenberg, Ontario Hospital, London, Ont.
W. Bauer, Desboro, Ont.
W. Biesenthal, 14 Tuxedo, Hamilton, Ont.
F. Brasch, Tavistock, Ont.
H. W. Brege, Fisherville, Ont.
R. W. Brenner, R. R. 5, Eganville, Ont.
Alfred Daschner. 326 McKay Str., Ottawa, Ont.
S. B. Eix, Elmira, Ont.
H. Erdmann, New Hamburg, Ont.
A. Hahn, Mitchell, Ont.
Ernest Hahn, 18 Burlington Crescent, Toronto, Ont.
G. J. Herbst, R. 1, Woito, Ont.
W. H. Heinze, Wabewawa, Ont.
L. F. Higenell, R. 1, Port Colbourne, Ont.
A. Huth, 178 Elm Str. W., Sudbury, Ont.
E. J. Killinger, 791 Hellmut Ave., London, Ont.
C. A. Kramer, Wellesley, Ont.
R. E. Kritsch, Box 362, North Bay, Ont.
K. A. Krisel, 86 Charles Str., Waterloo, Ont.
Theo. Luft, Dashwood, Ont.
E. W. Lewerenz, 344 Rusholme Road, Toronto, Ont.
F. Malinsky, Elmira, Ont.
W. Miehe, R. 1, Gowanstown, Ont.
A. Pollex, R. R. 5, Stratford, Ont.
Maynard Pollex, Wartburg, Ont.
C. H. Neuhaus, 357 Miller Str., Pembroke, Ont.
A. Orzen, 149 Queen Str. South, Kitchener, Ont.
W. A. Pieper, Clifford, Ont.
W. H. Mundinger.
W. Rathke, 11 Girard Str., St. Catharines, Ont.
F. A. Schiemann, R. R. 1, Golden Lake, Ont.
C. T. Schmidt, 154 Albert Str., Oshawa, Ont.
G. W. Schoedel, 101 Nelson Str., Stratford, Ont.
J. Schutt, Humberstone, Ont.
H. Storm, 920 Victoria Ave., Windsor, Ont. (Michigan Distrikt).
M. Toewe, Box 131, Humberstone, Ont.
H. Voege, Ayton, Ont.
M. Weißbach, 1055 Armoury Str., Niagara Falls, Ont.
W. H. Wentzlaff, R. 4, Mitchell, Ont.
J. Woefle, R. 1, Delhi, Ont.

Lehrer:

A. H. Borchard, Elmira, Ont.
G. Hartwick, 186 Dufferin Road, Ottawa, Ont.
H. W. Krage, Fisherville, Ont.
O. Schultz, 104 Sweetland Ave., Ottawa, Ont.
W. H. Wilke, 208 Russell Ave., Ottawa, Ont.

Pastoren in Quebec:

F. Messerschmidt, Poltimore, Que.
H. Hoch, Montreal, Que.
R. Scholz, Magnetawan, Ont.
O. F. Hinrichts, 17 Crown Str., Port Arthur, Ont. (Minnesota Distrikt).

Manitoba- und Saskatchewan-Distrikt.

Beamte des Distrikts.

Präses: J. Lucht, MacNutt, Sask.
1. Vize-Präses: F. A. Miller, Neudorf, Sask.
2. Vize-Präses: A. Fuhr, Langenburg, Sask.
Sekretär: J. H. Meichsner, Roblin, Man.
Schatzmeister: Herr Adolf Becker, Langenburg, Sask.
Finanzsekretär: Pastor P. Wiegner, Bruno, Sask.

Board of Directors.

Die Pastoren: F. A. Miller, R. Meinzen, A. Eißfeldt, C. T. Wetzstein, L. Winter, P. Wiegner; die Herren: F. A. Bolduan, R. G. Patz, W. Boesch; Präses Lucht, Sekretär Meichsner und Schatzmeister Becker ex officio.

Visitatoren.

Manitoba-Kreis: A. Erthal.
Assiniboine-Kreis: A. Fuhr.
Pheasant Hill-Kreis: F. W. Hyatt.
Nord-Sask. West-Kreis: H. Treit.
Nord-Sask. Ost-Kreis: P. Wiegner.
Soo Line-Kreis: L. Winter.
Swift Current-Kreis: A. Hippe.

Pastoren in Manitoba:

A. Erthal, 610 Talbot Ave., Winnipeg.
J. E. Herzer, 338 Kingsway, Winnipeg.
L. Koehler, 694 College Ave., Winnipeg.
A. Koslowsky, 617 Talbot Ave., Winnipeg
R. E. Meinzen, 170 Chestnut Str., Winnipeg.
J. H. Meichsner, Roblin, Man.
J. Olszar, Inglis.
E. Schroeder, Plumas.
H. Sylvester, Swan River.

Lehrer:

Geo. A. Albers, 610 Talbot Ave., Winnipeg.
A. Kautz, 610 Talbot Ave., Winnipeg.

Pastoren in Saskatchewan:

Con. Baumung, Margo.
Ph. Becker, Oakshella.
F. W. Bollefer, Middle Lake.
A. O. Borchardt, Langenburg.
H. Brase, Rosetown.
W. A. Brockopp, Wordsworth.
H. Burkhardt, Spring Valley.
W. A. Busse, Lipton.
K. J. Durdel, Duff.
A. Eißfeldt, 619 Eighth Str., Sakatoon.
W. Eißfeldt, Moose Jaw.
J. Eßlinger, Leader.
A. Fuhr, Langenburg.
B. Hergesheimer. 165 Maple Str., Yorkton.
A. Hippe, Bateman.
W. Honig, Stornoway.
F. W. Hyatt, Southey.
Ph. Janz, Melville.
Th. Kausfeldt, MacNutt.
L. Kaufmann, Regina.
M. Leedahl, Esteban.
J. Lucht, MacNutt.
J. Mann, Southey.
S. Meske, Grenfell.
M. B. Meyer, Nipawin.
F. A. Miller, Neudorf.
Herb. Miller, Swift Current.
O. A. Olderhoeft, Corinne.
R. Ohlinger, Fox Valley.
A. Otke, Duval.
A. Plunz, Churchbridge.
A. Schwab, Luseland.
R. Threinen, Dundurn.
H. Treit, Wilkie.
Ph. Ulmer, Isham.
J. Ulmer, St. Walburg.
L. Vogel, Melfort.
C. T. Wetzstein, 1033 Victoria Ave., Regina.
L. Winter, Esteban.
P. Wiegner, Bruno.
C. Wirth, Frobisher.
Kandidat H. Behrens, Coronach.
Student R. Kaun, Fox Valley.

Taubstummen-Missionar für West-Canada

R. F. Cordes, 44 Carman Ave., Winnipeg, Man.

Alberta- und Britisch Columbia-Distrikt.

Beamte des Distrikts.

Präses: Pastor W. C. Eifert, Leduc, Alta.
1. Vize-Präses: Pastor C. C. Janzow, Vernon, B. C.
2. Vize-Präses: Pastor B. L. Meyer, Edmonton, Alta.

Sekretär: Pastor A. Fenske, Mellowdale, Alta.
Kassierer: Herr R. J. Lumley, 712—4½ Str. N. W., Calgary, Alta.

Visitatoren:

Peace River-Kreis: Pastor E. G. Wildgrube.
Edmonton-Kreis: Past. A. J. Mueller.
Stony Plain-Kreis: Pastor E. Eberhardt.
Wetaskiwin-Kreis: Past. G. H. Raedeke.
Calgary-Kreis: Past. W. A. Raedeke.
Lethbridge-Kreis: Past. C. Klewer.
Nelson-Kreis: Past. B. Meyer.
Vernon-Kreis: Past. C. C. Janzow.
Vancouver-Kreis: Past. A. H. Haake.

Korrespondierender Sekretär der Missionsbehörde:

Pastor B. L. Meyer, Edmonton, Alta.

Pastoren in Alberta:

A. Appelt, Wetaskiwin.
C. F. Baron, Craigmyle.
B. F. Behrends, Rochester.
H. J. Boettcher, 10044—107th Street Edmonton.
E. Eberhardt, Stony Plain.
B. Eichenlaub, 710—16th Street North, Lethbridge.
W. C. Eifert, Leduc.
W. W. Eifert, Bruederheim.
A. Fenske, Mellowdale.
Th. Folkmann, Manville.
H. Fry, Golden Spike.
Ph. Fry, R. 1, Fort Saskatchewan.
F. Gabert, R. 2, Brightview.
A. Gehring, Goodfare.
H. Hafner, Sexsmith.
Th. E. Hoelter, 405 Fourth Ave. West, Calgary.
C. J. Klewer, 520 G. Woodman Ave., Medicine Hat.
H. Kuring, Beach Corner.
J. Kuring, Didsbury.
H. Kritsch, Berwyn.
L. Liske, Hines Creek.
A. F. Miller, Alhambra.
A. J. Mueller, 9608—110th Avenue, Edmonton.
A. H. Maschmeyer, Bruce.
B. L. Meyer, 11135A—63rd Street, Edmonton.
E. Neben, Rochfort Bridge.
F. Ohlinger, Brieghtview.
G. A. Plato, R. 1, Bluffton.
A. H. Raduenz, Tomahawk.
G. H. Raedeke, Camrose.
W. A. Raedeke, 110 Eighth Str. N. E., Calgary.
A. Reiner, Trochu.
J. Sillak, 1070 Mill Str., Medicine Hat.
F. Ulmer, Vulcan.
Ph. Unterschultz, 225 Eighth Str. N. E., Calgary.
Th. Waack, Claresholm.
W. Wachlin, Pincher Creek.
E. G. Wildgrube, Wembley.

Gemeindeschullehrer in Alberta:

Ph. Enders, Stony Plain.
W. Rosnau, Stony Plain.
A. Wied, 9608—110th Ave., Edmonton.

Professoren am Concordia College, Edmonton:

Prof. A. H. Schwermann, Direktor, Concordia College, Edmonton.
Prof. A. Guebert, 7010 Jasper Avenue, Edmonton.
Prof. J. H. Herreilers, Concordia College, Edmonton.
Prof. M. Walter Riedel, 7006 Jasper Ave., Edmonton.

Pastoren in Britisch Columbia:

C. F. Baase, Kelowna.
E. A. Biberdorf, Trail.
W. F. Doeling, Box 301, Duncan.
A. H. Haake, 515 Seventh Ave., New Westminster.
H. L. Hennig, Creston.
K. J. Henig, Kamloops.
R. F. Holtzen, 419 Wellington West, Chilliwack.
E. Hopka, 121 Baker Str., Nelson.
A. Krahenbil, Oliver.
C. C. Janzow, Vernon.
W. Kreuger, Prince George.
H. A. Merklinger, 160—10th Street E., Suite 6, North Vancouver.
B. Meyer, Nelson.
O. A. Schedler, 260 East 15th Avenue, Vancouver.

Amerikanisch Lutherische Kirche.

Canada-Distrikt der Amerikanisch-Lutherischen Kirche.

Beamte des Distrikts.

Präses: Pastor H. Kroeger, Yellow Grass, Sask.
1. Vize-Präses: Pastor J. Fritz, 1948 Ottawa Str., Regina, Sask.
2. Vize-Präses: Pastor H. Meyer, Melville, Sask.
Sekretär: Pastor C. H. Kohlmeier, Eatonia, Sask.
Hilfssekretär: Pastor A. Schira, Neudorf, Sask.
Englischer Sekretär: Past. John Mohr, Duval, Sask.
Schatzmeister und Statistiker: Pastor P. Mohr, 480 Third Str. So., Weyburn, Sask.
Archivar und Deputy Schatzmeister der American Lutheran Church: Prof. L. Pflueger, Luther College, Regina, Sask.

Visitatoren.

Für die Manitoba-Konferenz: Pastor Wm. Mohr, Whitemouth, Man.
Nord-Saskatchewan-Konferenz Ost: Pastor J. Kroeger, Lemberg, Sask.
Nord - Saskatchewan - Konferenz West: Pastor A. Salemka, Biggar, Sask.
Süd-Saskatchewan-Konferenz. Pastor J. Heber, Woodley, Sask.
Alberta-Konferenz: Pastor K. Holfeld, 110—9th Str. N. E., Calgary, Alta.

Administrations-Behörde (Board of Management)

Vorsitzer ex officio: Pastor H. Kroeger, Yellow Grass, Sask.; Sekretär-Schatzmeister: Pastor Peter Mohr, 480 Third Str. South, Weyburn, Sask.; Pastor K. Holfeld, Calgary, Alta.; Herr J. Popp, Melville, Sask.; Herr W. Wirth, Regina, Sask.

Luther-College Behörde.

Vorsitzer: Herr O. Fuhrmann, Regina, Sask.; Sekretär: Pastor H. Meyer, Melville, Sask.; Pastor A. Fricke, Leader, Sask.; Pastor A. Schira, Neudorf, Sask.; Herr John Karstad, Francis, Sask.

Behörde des St. Paul Altenheim und Waisenhaus.

Vorsitzer: Pastor J. Kroeger, Lemberg, Sask.; Sekretär: Pastor H. Honebein, Winnipeg, Man.; Pastor Chr. Kohlmeier, Eatonia, Sask.; Herr J. Atzmann, Neudorf, Sask.; Herr J. Pfeiffer, Regina, Sask.; Herr Aug. Harth, Melville, Sask., Schatzmeister; Herr Ph. Walter, Melville, Sask.

Missionskomitee:

Vorsitzer ex officio: Pastor H. Kroeger, Yellow Grass, Sask.; Finanz-Sekretär: Pastor J. Fritz, Regina, Sask.; Pastor H. Meyer, Melville, Sask.; Pastor R. Huget, Winnipeg, Man.; Pastor A. Doering, Medicine Hat, Alta.; Herr H. Lange, Mazenod, Sask.; Herr Frank Huget, Lemberg, Sask.

Finanz-Komitee:

Vorsitzer: Pastor A. Propp, Yorkton, Sask.; Pastor Geo. Senft, Winnipeg, Man.; Pastor J. Leinweber, Winnipeg, Man.; Pastor L. Hartmann, Morris, Man.; Pastor A. Fricke, Leader, Sask.; Pastor J. Heber, Woodley, Sask.; Pastor A. Propp, Verwood, Sask.; Pastor R. Arnsdorf, Lethbridge, Alta.; Pastor A. Krempin, Rhein, Sask.; Pastor Peter Mohr, Addisorh.

Benefiziaten-Behörde:

Vorsitzer: Pastor D. Waschenfelder, Stoughton, Sask.; Sekretär: Pastor C. J. Daechsel, Strasbourg, Sask.; Schatzmeister: Pastor P. Mohr, Weyburn, Sask.; Pastor S. Manz, Moose Jaw, Sask.; Herr J. Pfeiffer, Regina, Sask.; Herr E. Wilhelm, Woodley, Sask.

Appellations-Komitee:

Die Pastoren A. Heidmann, Runnymede, Sask.; J. Kroeger, Lemberg, Sask.; R. Hintz, Steinbach, Man.; Laien: Edmund Beck, Brandon, Man.; G. Propp, Rhein, Sask.

Fakultät des Luther-College:

Direktor: Prof. R. Schneider; Prof. H. Schmidt, Prof. L. Pflueger, Prof. C. E. Behrens, Herr Frederick Wagner, Herr Richard Moenter, Herr P. W. Liefeld, Frl. Naomi Lisle, Herr Henry J. Ast, Frl. Emilie Walters.

Christliche Erziehung und Jugendpflege:

Pastoren: Rex Schneider, K. Holfeld, A. P. Salemka, Biggar, Sask.; Pastor E. Mohr, Reche, N. D.; Herr Wm. Kullmann, Weyburn, Sask.

Exekutiv-Komitee:

Pastoren: J. Fritz, H. Meyer, K. Kroeger, ex officio, J. Leinweber.

Pastoren und Gemeinden:

(Der erstgenannte Ort ist immer die Adresse.)

Manitoba:

Geo. Senft, 422 Tweed Ave., Winnipeg, Starbuck.
H. Honebein, 671 William Ave., Winnipeg.
R. Huget, 626 Anderson Ave., Winnipeg. East Selkirk.
P. H. Kohlmeier (zeitweilig). Brunkild, Leabank.
J. Leinweber, 832 Boyd Ave., Winnipeg.
J. Judt, Walderfee, Man.
R. Hintz, Steinbach, Man.
E. Schiewe, 487 College Ave., Winnipeg. Libau.
E. Schmok, 487 McMillan Ave., Winnipeg. Leiter der L.J.B. Fraserwood.
W. Mohr, Whitemouth, Winnipeg Falls und Brokenhead.
L. Hartmann, Morris, Lydiatt, Man., Fort Frances, Ont.
Geo. Schwindt, Grahamdale. Moosehorn, Neuheim, St. Thomas, Grahamdale.
C. Mohr, Reche, N. Dak.

Saskatchewan:

H. Vorrath, Radisson, St. Paul, Speers, Radisson, Zion.
Ph. Mueller, Earl Grey, Fairy Hill.
C. H. Kohlmeier, Eatonia, Kindersley, Snipe Lake.
A. Fricke, Leader, Mendham, Westerham, Gull Lake, Success.
Joh. Fritz, 1948 Ottawa Str., Regina.
H. Kroeger, Yellow Grass, Lang.
A. G. G. Daechsel, Wapella, Whitewood, Oakshela, McAuley, Grenfell.
A. Heidmann, Runnymede, Togo, MacNutt, Canora, Grandview, Man.